Pfarrius

Zwischen

Soonwald und Westrich.

Zwischen

Soonwald und Westrich.

Drei Erzählungen

von

Gustav Pfarrius.

Das Ende des Hauses Dhaun.
Bastel Jacob.
Die Klause am Sulmenbach.

Kreuznach, 1861.
Verlag von R. Voigtländer.

Das Ende des Hauses Dhaun.

(Bruchstück aus Denkwürdigkeiten.)

Unter den Stammburgen der ehemaligen Dynasten des Nahegaus schaute keine stolzer und stattlicher von ihrer Felsenhöhe, als die der Wild- und Rheingrafen von Dhaun. Eine Strecke seitwärts von der Nahe, inmitten der malerischen Vorhügel des Hunsrücks, thronte sie auf dem Felsenplateau eines Bergkegels, der aus dem zerklüfteten Thal des Simmerbachs zu schwindelnder Höhe empor steigt und nur an einer Stelle, da wo das Dörfchen Dhaun in ihrem Schutze sich anbaute, durch einen schmalen Gebirgssattel mit den Nachbarhöhen in Verbindung steht. In uralter Zeit von den Sprößlingen der ehemaligen Gaugrafen gegründet, ein enges sturmfestes Gemäuer und ächtes Luginsland zu Schutz und Trutz, gewann sie im Laufe der Zeit, besonders seit im Anfang des vorigen Jahrhunderts, als ihre Besitzer unter französischem Einfluß und nach französischen Verschönerungsgrundsätzen sie zu erweitern suchten, allmälig das friedliche und glanzvolle Ansehen einer fürstlichen Residenz; die Räume waren vergrößert, die düstern Kemenaten in helle Prunkgemächer, und die massiven Mauervorsprünge der Brustwehren in leichte, von Karyatiden getragene Söller verwandelt worden. Auch die Hemmungen der Communication mit der Außenwelt, einst als Vorzüge betrachtet, wurden nach und nach weggeräumt, die Wege zu gastlichem Verkehr geebnet und an der Stelle alter burg-

herrlicher Einfachheit hatte ein üppiges, buntgestaltetes Hofleben mit aller Pracht und Weichlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Schlosse Dhaun seinen Sitz aufgeschlagen. Nur das Wilde und Schauerliche der Umgegend, das keine Menschenhand umzuschaffen vermochte, erinnerte noch daran, daß man sich hier in der Wild- und Raugrafen alter Heimath befand.

Heutiges Tags winkt das Schloß als Ruine auch den eiligsten Wanderer gebieterisch zu sich hinauf und zeigt ihm, noch immer majestätisch, noch immer trotzig, die Größe seines Falls in seinem Schutt. Die weithin geschleuderten Trümmer, die geborstenen Säulen, die zerbrochenen Statuen, über die der Pflug geht, alle die verwitterten Bilder und Zeichen im weiten verödeten Umkreis der malerischen Landschaft deuten ihm hieroglyphisch auf den Reichthum einer untergegangenen Welt. Dem Herausgeber des Nachstehenden gelang es, ein Stückchen Leben, wie es einst hier geführt wurde, wenn auch nur ein kleines, mitunter zerbröckeltes, zu erhaschen. Es sind Denkwürdigkeiten, welche der verstorbene Leibarzt der letzten Rheingräfin von Dhaun, ein geachteter, wahrheitsliebender Mann, aufgezeichnet hat und zwar, wie die nachstehende Episode daraus den Leser überzeugen wird, mit einem großen Geschick für künstlerische Composition und einer noch größeren Vorliebe für romantische Ausmalung der Details und einzelner Situationen, was besonders dem vorliegenden, ohnehin novellenhaft abgerundeten Bruchstück einen Anstrich von reiner Dichtung gibt, während doch alles Wesentliche lautre und unverfälschte historische Thatsache ist. Nur in Beziehung auf die Diktion hat der Herausgeber erneuend und glättend wesentlich nachgeholfen.

1.

1742. Im September des Jahres 1742, an einem sonnenhellen Sonntagmorgen, kurz vor dem Beginne des Gottesdienstes, war der Unterschloßvogt von Dhaun mit seinem Amtsgehülfen eifrig beschäftigt, ein thierähnliches hölzernes Gestell, das in Betracht zweier colossalen Ohren, die am Kopfe in die Höhe ragten, nichts anders als einen Esel vorstellen konnte, aus einem Behälter zu ziehen und auf dem mit Rasen bewachsenen Felsenvorsprung, der Schloßkirche gerade gegenüber, dergestalt zu postiren, daß es den Augen der Kirchenbesucher, sobald sie aus der Kirchenthüre traten, sich möglichst vollständig präsentirte.

„Potz Element, für wen, Herr Vogt?" rief der durch das vordere Schloßthor herein und mit seinem Schlüsselbunde der Kirche zuschreitende Küster; „für wen einmal wieder der **Asinus ultor**, den ich schon lange nicht mehr gesehen?"

„Für den Leonhard," antwortete der Vogt; „weil er sich gegen den Herrn Informator unehrerbietig conduiret, haben ihm Ihro Hochgräfliche Gnaden den Esel zu dekretiren geruht."

„Weil er," fiel ihm der Gehülfe in's Wort, „dem Grumbacher Spion des Herrn Informator etwas das Leder gewalkt hat, Herr Schulmeister; das war die ganze Geschichte; Ihr könnt es nur Jedermann erzählen."

„So so; der Hitzkopf!" antwortete mit einer Mischung von Beifall und Tadel der Küster, verfolgte seinen Weg nach dem zierlich gewölbten Portal der Kirche, oder vielmehr Schloßkapelle, die aber geräumig genug war, eine ansehnliche Gemeinde zu fassen, verschwand durch die be-

dächtig 'erschlossene Pforte und alsbald erklang feierliches Geläute über Berg und Thal, um die Bewohner des Schlosses, des Dörfchens, der nahe und fern gelegenen Mühlen, Höfe und Weiler herauf zur sonntäglichen Andacht zu rufen. Unterdessen waren der Vogt und sein Diener mit ihrem Geschäft zu Stande gekommen und hatten den einer Schaubühne nicht unähnlichen Platz einstweilen verlassen.

In dem Wild- und rheingräflichen Hause Dhaun bestand die Sitte, leichte Vergehungen des Hofgesindes damit zu bestrafen, daß der Delinquent während des Sonntagsgottesdienstes Angesichts der ganzen Gemeinde, sich zum Schimpf und Anderen zur Warnung, auf einem hölzernen Esel setzen mußte. Zu dieser Execution war der obengenannte Rasenplatz, welcher darum auch den Namen Eselsgarten führte, ganz vorzüglich geeignet. Wenn man nämlich durch die Ringmauerpforte des Schlosses an jener Stelle, wo der Fels, der es trug, den einzigen Zugang gestattete, in den schmalen Vorhof trat, so gewahrte man zur Linken zunächst ein Wachthaus, das sich an die Ringmauer anlehnte, zur rechten stand auf einer Felsenerhöhung zwischen dem Thorthurm und dem eigentlichen Schlosse die genannte Kapelle, zu deren nordwestlich sich öffnendem Portale eine breite steinerne Treppe führte. Links von dem Wachthause an, liegt die mit starken Brustwehren und Thürmen versehene Ringmauer in einem Bogen weiter bis zur Hauptpforte, die in den eigentlichen Schloßhof führte, während rechts an der Kirchentreppe jener terrassenartige Vorsprung begann, der auf seiner vorderen Fläche den Raum zum Eselsgarten bot und weiter hinten mit kleinen Wirthschaftsgebäuden versehen war, die an den hohen Seitenwänden des Schlosses ihre Anlehnung fanden.

Leonhard, der heute den unfreiwilligen Helden auf dieser Schaubühne agiren sollte, der verwegene Reitbursche des jungen Rheingrafen, hatte sich gegen dessen Erzieher, Herrn Sebastian Raabe, insofern vergangen, als er den Diener desselben in der Dorfschenke, welche für das gräfliche Gesinde höchst verführerisch dem Ringmauerthor gerade gegenüber lag, einen Grumbacher Spion genannt und da dieser ihn bei der Herrschaft zu verklagen drohte, noch mit einigen Blaumälern versehen, um ihm, wie er sich ausdrückte, bei der Herrschaft die Beweisführung zu erleichtern. Er hatte sich nicht gescheut, die beleidigende Behauptung durch die Stärke seiner Faust zu erhärten, da er den Durchbläuten wirklich für einen Zwischenträger hielt, der, wie auch mancher Andere vom Schlosse einräumte, Alles hier belauere, um es bei seinen häufigen Besuchen, die er in Aufträgen des Informators zu Grumbach machte, den dortigen zu hinterbringen. War doch der Informator selbst früher in Grumbach'schen Diensten und gab es doch außer der Rheingräfin selbst nur Wenige auf dem Schloß, die ihm recht trauten. Herr Sebastian Raabe, der in seinem Diener sich selbst beleidigt fühlte, brachte dessen Klage vor die Rheingräfin, und so wurde Leonhard trotz der Fürbitte des jungen Grafen, seines Herrn, zum Esel condemnirt. Die verwittwete Wild- und Rheingräfin Louise, sonst gegen ihre Untergebenen die Milde und Nachsicht selbst, beharrte dießmal um so unerbittlicher bei ihrem Ausspruch, als sie mit Verdruß bemerkte, daß die zwischen ihrem und dem verwandten rheingräflich Salm-Grumbachischen Hause bestehende Spannung sich schon bis auf die Dienerschaft erstreckt hatte. Außerdem glaubte sie den seit dem Tod ihres Mannes auf dem Schlosse eingerissenen Unordnungen

endlich einmal ernstlich steuern, besonders aber das Ansehen des Erziehers ihres einzigen Sohnes, des siebenzehnjährigen Rheingrafen Philipp, während dessen Minderjährigkeit sie der Regierung vorstand, aus vielfachen Gründen allerwege aufrecht halten zu müssen.

Kaum hatte man die ersten Glockentöne vernommen, als auch schon die Glieder der Gemeinde Dhaun, einzeln und in Schaaren, innerhalb der Burgmauer und auf den Stufen, die zur Kirche führten, erschienen. Denn ein großer Theil derselben, besonders die, welche den entfernteren Gegenden des Kirchspiels angehörten, heute wegen des schönen Wetters ungewöhnlich zahlreich, waren schon draußen versammelt, auf das Zeichen harrend; die Frauen und Kinder in heiteren Gruppen unter den Bäumen um die Schloßterrasse, die Männer vor und in der Dorfschenke. Aller Blicke fielen beim Eintritt in den Vorhof auf die imposant aufgestellte Züchtigungsmaschine im Eselsgarten; Staunen und Neugierde malte sich in allen Gesichtern; unter Fragen und Vermuthungen und, da seit geraumer Zeit eine ähnliche Execution nicht stattfand, mit weit größerer Spannung auf die in Aussicht stehende Schlußfeier des heutigen Gottesdienstes, als auf Text und Thema der Predigt, schritten sie vorüber in die Kirche. Allmälig erschienen auch die Bewohner des Dörfchens selbst und unter diesen mehrere Beamten, die außerhalb dem Schloß wohnten, alle auf gleiche Weise mit Verwunderung empor schauend; zuletzt kam der Hofprediger in Begleitung seines Schwiegersohnes, des Hofraths Weyer, und seiner beiden Töchter. Als dieser ebenfalls mit Kopfschütteln eingetreten war, verstummte das Geläute, die Kirchenthüre schloß sich und bald erscholl der vielstimmige Gesang der Gemeinde

durch die rings herrschende Stille so erhebend und feierlich, daß auch Alles außerhalb der Kirche die Stimmung sonntäglicher Andacht zu theilen schien.

Nur nicht der Delinquent Leonhard, der sich in der Nähe in einem Thurm der Ringmauer befand, wo er seit gestern bei Wasser und Brod zugebracht hatte. Er vernahm mit Herzpochen das Zuschlagen der Kirchenthüren, denn er wußte, daß er auf dieses Signal seine schmähliche Rolle im Eselsgarten antreten mußte. Auch traten sofort der Vogt und sein Gehülfe bei ihm ein, um ihm pflichtgemäß und nach herkömmlicher Weise das zu seiner Rolle erforderliche Kostüm anzulegen. Dieses bestand in einer grauen wollenen spitz zulaufenden Mütze mit rothem Zipfel, einem schmutzigen über die Schultern zu hängendem Leinwandsack, unförmlich weiten grauen Beinkleidern, die etwas unter den Knieen in die Höhe geschlagen wurden, und einem Paar großer hölzerner Sporen, die den bloßen Füßen angeschnallt werden mußten.

„Herr Vogt,“ sagte Leonhard, „ich will gerne auf den Esel, laßt mir nur dieses Zeug vom Leibe!“

Auf des Vogts Erwiderung, daß er nur durch die guten Worte, welche der junge Herr bei der Gräfin für ihn eingelegt habe, so wohlfeilen Kaufs davon käme, entgegnete er:

„Lieber zwanzig und fünf zwischen vier Mauern und noch drei Fasttage im Thurm dazu, als eine Minute da drüben in diesem Narrenaufzug!“

„Pah Leonhard, darin bin ich nicht mit dir einverstanden,“ sagte aufmunternd Peter, des Vogts Gehülfe; der leere Sack drückt nicht und was Mütze und Sporn betrifft, so denke eben, es wäre Carneval.“

„Nun, her damit!“ versetzte Leonhard nach einigem Zögern mit Resignation; „ich will ihnen den Gecken spielen, wie sich’s gehört. Aber der Grumbacher soll noch nach Jahren an die heutige Fastnacht denken!“

Mit diesen Worten stülpte er sich die Mütze über, zog rasch ohne den Beistand der Andern den übrigen Putz an, eilte seinen Begleitern voran aus dem Thurm in den Eselsgarten und schwang sich mit einer Grimasse auf den hölzernen Langohr. Seine Begleiter stellten sich zu beiden Seiten neben ihn und so wurde vorgeschriebener Maßen das Ende des Gottesdienstes abgewartet.

„Es bleibt dabei, Leonhard,“ sagte Peter nach einer Pause, „ich hätte es an deiner Stelle mit dem Kalfakter unterwegs auf der Reise abgemacht; da gab’s die beste Gelegenheit dazu.“

„Wußte ich denn,“ antwortete dieser, „daß er mitgehen würde? Haben wir nicht an dem Informator allein Grumbacher genug bei uns? Auch weiß ich erst seit gestern, daß wir schon übermorgen die Reise antreten sollen. Nun, je eher, je lieber.“

„Er muß regardiren, Leonhard,“ fiel der Vogt ein, „daß Ihre hochgräfliche Gnaden die Intention hatten, ihn wegen seiner übelen Conduite von der Suite des jungen Herrn gänzlich zu excludiren und zu Hause zu lassen; es gäbe, sagte sie, auf der hohen Schule zu Straßburg Händelmacher und Raufbolde, wie er, genug. Zuletzt hat sie denn abermals dem jungen Herrn, der Ihn mehr als billig favorisirt, kein Refüs geben wollen und ihren Vorsatz reparirt. Nun ich habe nichts dawider, denn Er ist im Grund ein **bon garçon** und hat ein vigilantes Auge für den jungen Herrn, der draußen in der großen Welt auch

nicht immer hinter dem Studirtisch kauern wird. Auch ist seine Fortüne gemacht, wenn er in Frankreich Ohren und Augen hat; er sieht ja an mir, der ich den Hochseligen Grafen auf allen seinen Touren nach Paris als **valet de chambre** begleitet, wozu man in Frankreich sich perfektioniren kann."

„Freilich, Herr Vogt; aber danach frage ich nichts," antwortete Leonhard; „mir ist's lieb, daß ich mit dem jungen Herrn von hier wegkomme; auch verlange ich nicht eher, als mit ihm wieder zurückzukehren. Da draußen werden wir, hoffe ich, den Spatz sammt dem Raben schon los werden. Wenn ich nur begreifen könnte, warum die Rheingräfin dem jungen Herrn diese beiden Heimtücker aufzwänge! — Herr Vogt, Ihr wißt mehr, als Unsereiner, aber Ihr verrathet nichts; — doch das könnt Ihr mir noch vor unserer Abreise sagen: Was in aller Welt hat dem Informator solches Gewicht bei der Gräfin verschafft, die sonst immer mit Recht so mißtrauisch war gegen Alles, was von Grumbach kam?"

„Leonhard," sagte der Vogt ausweichend, aber nicht ohne Zugeständniß eigener tieferen Einsicht in die Lage der Dinge, „hat Er erst einmal in Frankreich Raffinements gelernt, dann kann er selbst Manches observiren, was ein treuer Diener gegen Niemanden ausplaudert. Die Raisons Ihrer Hochgräflichen Gnaden in dieser Affaire sind wahre Raisons. Damit weiß er für jetzt genug."

Leonhard, der seine augenblickliche Lage während dieses Gespräches ganz vergessen hatte, war im Begriff, noch eine minder verfängliche Frage an den Vogt zu richten in Betreff des nämlichen Gegenstandes, als der von neuem beginnende Gesang der Gemeinde in der Kirche den nahen

Schluß des Gottesdienstes verkündete und das volle Bewußtsein seiner schimpflichen Positur in ihm zurückrief. Die Frage erstarb ihm auf der Zunge und mit einer andern wandte er sich an seinen Wächter zur Rechten:

„Ist die Kirche voll, Peter?“ sagte er leise und mit etwas zitternder Stimme.

„Das schöne Wetter hat heute Alles heraufgelockt,“ erwiederte Peter.

„Auch den Bannmüller?“

„Und seine Töchter,“ gab Peter zur Antwort.

„Nach diesen habe ich dich nicht gefragt;“ versetzte Leonhard, ohne die heftigste Bewegung seines Innern verbergen zu können. Bald aber raffte er sich wieder zusammen und mit den Worten: „Mag der Teufel und seine Großmutter kommen, sie sollen nicht glauben, daß ich mich ärgere!“ faßte er mit der Linken den Zügel, stemmte die Rechte auf die Hüfte, schlug die hölzernen Sporen unter dem dürren Bauch seines Bucephalus mit Geklapper zusammen und schaute in möglichst ritterlicher Haltung aufwärts in das glühende Sonnenlicht, wovon seine Augen so geblendet wurden, daß er fast Niemanden sehen konnte.

Da öffnete sich die Kirchenthüre. Die Jugend stürzte heraus mit einem Halloh und Jubel ohne Gleichen. Sie hatte in der Kirche kaum das Amen erwarten können, um den vollsten Gebrauch zu machen von ihrem hergebrachten Rechte, über den Eselsritter sich auf die lauteste Weise zu belustigen. Der wohlgesinnte Küster indessen war hinter ihr her und gestattete ihr keine längere Frist, vor dem Eselsgarten zu weilen, als zum Vorübergehen nöthig war. Es folgten die Erwachsenen, Mädchen und Bursche, Männer und Frauen, alle den Blick auf den armen Sünder ge-

richtet und nach Maßgabe ihrer Laune und Beziehung zu ihm in Worte des Scherzes, Spottes, Trostes sich gegen ihn auslassend, oder auch mit ernstem Schweigen vorüberschreitend. Obgleich Leonhard unter der Schloßdienerschaft sowohl, wie unter der Gemeinde viele Freunde zählte und die Art seines Vergehens, deren Kenntniß unter Mitwirkung des Küsters sich rasch verbreitet hatte, ihn in den Augen der Mehrzahl keineswegs herabsetzte, so konnten doch Manche ihren Witz und ihre Lachlust bei einer so trefflichen Gelegenheit nicht unterdrücken.

„Was ist das, Herr Leonhard," rief der Hofsattler, „Er kommt ja heute mit seinem Gaul nicht von der Stelle, und ist doch sonst so ein Ausreißer?"

„Ei," fiel der Hufschmied ein, „seinem Thier fehlen alle vier Eisen; bring' Er's morgen herüber vor die Schmiede, daß ich's beschlage!"

„Ist das die neue Livree für Straßburg, Leonhard?" spottete eine junge Dorfbewohnerin.

„Nein," rief eine Andere, „so will Leonhard auf die Freierei nach Grumbach; der Herr Spatz hat ihm diese Kleidung zugeschnitten. Seht doch wie schön ihm die Zipfelmütze steht!"

„Leonhard, ziehe ihr morgen die Mütze bis ans Kinn über den Kopf, daß ihr der Athem vergeht!" sagte einer der ihm befreundeten Bursche.

„Habe ich denn," fuhr lachend und ohne nachzugeben, die Bäuerin fort, „habe ich denn dem Herrn Spatz die Federn rupfen wollen, wie Leonhard, daß ich, wie er, die Zipfelmütze verdient hätte?" —

„Schön Wetter zur Kirchenparade, Herr Oberst!" rief der Schenkwirth; — „Nun, nun, was hat's zu sagen?

das gibt keine Blaumäler. Nachher bringe ich Ihm ein Gläschen zur Stärkung vom besten herüber."

Auf solche und ähnliche Weise wurde Leonhards Geduld und Schweigsamkeit auf die Probe gestellt, denn es gehörte mit zu seiner Pönitenzübung, daß er Niemandem antworten durfte.

Auch der gravitätische Bannmüller erschien, warf einen spöttischen Blick auf den Delinquenten und sagte:

„Nun, wie man's treibt, so geht's, Monsieur Leonhard; wenn einer, zur Bannmühle noch die Berg- und Brückenmühle geschenkt bekäme, möchte er nicht so da sitzen."

Von den Töchtern des Bannmüllers, die nebeneinander vor ihm herschritten, war die älteste, von Allen die aus der Kirche kamen, vielleicht die einzige, die nicht nach dem Eselsgarten hinüber blickte. In den peinlichsten Empfindungen von Scham und Aerger, dunkle Röthe im Gesicht und die Augen an den Boden geheftet, zog sie unvermerkt die Schwester vorwärts, als wenn sie auf glühenden Kohlen ging. Mit ganz andern Erwartungen war sie zur Kirche gegangen; sie hoffte ihrem Freund unter dem Hofgesinde in der Kirche manchen verstohlenen Blick zuwerfen zu können, und in welcher Lage mußte sie ihn finden! Leonhard hatte sie wohl bemerkt; bei ihrem Anblick und des Müllers Zuruf hätte er die Fassung fast verloren; doch war auch jetzt mit ihrem Verschwinden der bitterste Kelch seiner Leiden vorüber. Gleichgültig und mit Leichtigkeit spielte er nun seine Rolle zu Ende; die theilnehmenden Aeußerungen der alten Frauen, wie die Ermahnungen der Kirchenältesten, die mit den letzten vorüberzogen, fochten ihn wenig an. Selbst der Anblick der Herrschaft, die beim Uebergang über die von der Kapelle zum Schloß führende

Gallerie auf ihn herabsah, ertrug er mit völligem Gleichmuth, obgleich auch sie heute einen längeren Zug als gewöhnlich bildete; denn es waren die Rheingräfin Louise mit ihrem nächsten Gefolge, worunter und zwar dicht an ihrer Seite sich auch der bereits genannte Hofrath Weyer befand, der junge Rheingraf Philipp nebst dem unbeliebten Hofmeister, mehrere vornehme Gäste und fast sämmtliche höhere Hofbedienten; auch der Hofprediger Becking, der in der Regel des Sonntags zur gräflichen Tafel gezogen wurde, bildete mit seinen beiden Töchtern, der Gemahlin des Hofraths Weyer und deren jüngeren Schwester, der schönen Friedericke, einen Theil der langen Reihe. Allen diesen diente jetzt Leonhard zum Gegenstand einer, wenn auch nur augenblicklichen, aber doch schwerlich ihm sehr zur Empfehlung gereichenden Unterhaltung. Indeß einige der hier gemachten Bemerkungen würden ihm auch eine Art von Genugthuung gegeben haben, hätte er sie hören können. So erhielt ein Hofkavalier auf die Frage: „Wie würde wohl ein gewandter Edelmann unseres Schlages in einer solchen Situation sich ausnehmen, Herr Rheingraf?" von diesem die Antwort: „Ich denke, jedenfalls besser, als ein schlichter ehrlicher Bauernbursche, wie dieser mein Reitbursche."

Leonhard machte auch seinerseits, gleichsam um sich zu entschädigen, die über die Gallerie hinziehende Herrschaft zum Gegenstand der Unterhaltung und bei der Entfernung des Eselsgartens von der Gallerie durfte er es wagen mit seinen Wächtern auch einige Worte darüber zu wechseln.

„Ich wette darauf, Herr Vogt," sagte er, „daß ich lieber hier auf dem Esel sitze, als die Frau Räthin Weyer im Schloß an der Hochgräflichen Mittagstafel."

„Er gehört auch eher auf den Esel, als die Frau Räthin an die herrschaftliche Tafel," antwortete der Vogt.

„Nun ich kann mich so recht nicht ausdrücken," fuhr Leonhard fort; „ich wollte sagen, ich wette darauf, daß die Frau Räthin lieber ihre Mittagssuppe zu Haus äße, als auf dem Schloß."

Der Vogt räusperte sich und suchte nach einer passenden Antwort. „Die Frau Hofräthin Weyer," sagte er endlich, „weiß die Faveurs Ihrer Hochgräflichen Gnaden nicht auf convenable Weise zu estimiren."

„Der Kuckuk hole solche Faveurs," versetzte Leonhard; „Eine Frau will doch auch wissen, wofür sie ihren Mann hat und wenn —"

„Still, Leonhard," fiel ihm der Vogt ins Wort: „Er ist im Begriff wie ein Hunsrücker Bauer zu raisoniren, wart Er, bis Er aus Frankreich retournirt ist, um über dergleichen Meditationen anzustellen."

„Den Kummer der Frau Räthin sieht jeder, und die Ursache davon weiß jeder, ohne in Frankreich gewesen zu sein, Herr Vogt"; versetzte Leonhard. „Doch ich denke, meine Zeit ist um, denn die Gallerie wird leer", fügte er hinzu, als er sah, daß die Letzten eben verschwanden und auch unten sich Niemand mehr an seinem Anblick weidete.

Da trat der Jude Jekuf mit seinem Sohne Schimme, der tägliche Bote zwischen den Städtchen Kirn und Sobernheim, in den Schloßhof, um bei der Schloßververwaltung und dem Küchendepartement Bestellungen abzugeben oder zu empfangen. Als er dem Eselsgarten nahe kam, an welchem der Weg dicht vorbei führte, rief er hinauf: „Was gilt's, ich weiß, warum der Herr Leonhard da droben sitzt?"

„Nu, warum Jekuf?“ fragte Leonhard. „Warum,“ entgegnete dieser, „weil er zu ehrlich ist; weil er keine Schulden nicht leiden kann und gleich baar auszahlt. — Gottes Wunder, wie ist heute die Welt! meinen Feind setze ich auf's Pferd, meinen Freund auf den Esel; doch der junge Herr kann nicht machen wie er will. — aber Herr Leonhard, was ich sage: fangt den Spatz nicht, oder habt Ihr ihn gefangen, so laßt ihn nie wieder los!“

„Du hast Recht, Jekuf,“ sagte Leonhard, „hab' ich ihn einmal wieder, so will ich an Dich denken. Du bist der ehrlichste von allen Juden, die ich kenne; doch mache Dich fort, oder ich reite Dich sammt dem Schimme über den Haufen!“

Unwillkürlich bebten Vater und Sohn einige Schritte zurück. Leonhard schwang sich behend vom Esel und begab sich in möglichster Eile in den Thurm, um sich umzukleiden, während der Vogt mit seinem Gehülfen das Eselsgestell wieder in den Behälter brachte.

2.

Nach Aufhebung der gräflichen Mittagstafel, als die Sonntagsgäste sich nach verschiedenen Seiten hin entfernt hatten, finden wir die Rheingräfin Louise, ihren Sohn Philipp und die junge Gräfin von Wartensleben, ihre Nichte, die auf Dhaun seit langer Zeit zu Besuch war, in jenem Zimmer der Rheingräfin, das aus seinen in der südlichen Fronte des Schlosses befindlichen Fenstern eine unvergleichliche Aussicht in das romantische Thal des Simmerbachs und weiter über die Oeffnung des Thales in die lachenden Gefilde der Nahe gewährte. Ueber den tiefen schattenreichen Vordergrund mit seinem Wiesen- und Wald-

grün, seinen Schluchten und Felsen, glitt der befriedigte Blick in die blaue Ferne, wo bei hellem Himmel über dem Silberstreif der Nahe und den aus der fruchtbaren Ebene schimmernden Dörfern eine unbeschreibliche Heiterkeit verbreitet lag. Dicht zur Rechten auf der Höhe, die mit dem Schloßberg zusammenhing, übersah man zugleich einen Theil des Dörfchens Dhaun und zunächst ein stattliches Gebäude, das den Anfang der Häuser des Dorfes bildete, im modernsten Stil aufgeführt und vom Schlosse nur durch die Terrassen und den tieferen Hauptweg zum Schloßthor getrennt war. Es war die Wohnung des bereits bekannten Hofraths Weyer, welche ihm die Municficenz der Rheingräfin auf's Geschmackvollste und mit einem außerordentlichen Kostenaufwande hatte bauen lassen; der Boden für ihre Fundamente an der ursprünglich steilen Seite der Anhöhe mußte erst durch Wegsprengung gewaltiger Felsen künstlich gewonnen werden, so daß der Hof hinter derselben noch von einer ungeheuren Felswand, als einer natürlichen Mauer, umschlossen blieb; ihre innere Einrichtung übertraf an Pracht und Gemächlichkeit bei weitem Alles, was man in einem bürgerlichen Wohnhaus erwartet; erst seit Kurzem war sie vollendet und von dem Hofrath bezogen worden.

Die genannten Mitglieder des rheingräflichen Hauses waren nach hergebrachter Sitte zur sonntäglichen Nachmittags-Andacht in folgender Gruppirung versammelt: vor einem aus der Mitte des Gemachs den Fenstern ziemlich nahe gerückten Tisch saß die aus einer Postille vorlesende Rheingräfin; hinter ihr stand, mit den Händen die beiden Ecken der Rücklehne ihres Stuhls leise anfassend, unbeweglich und in zierlicher Haltung ihr Sohn, und vor ihr an der entgegengesetztn Seite des länglichen Tisches, auf wel-

chem ein Käfig mit einem Kanarienvogel sich befand, stand in ebenfalls höchst ruhiger und gemessener Positur die junge Gräfin von Wartensleben. Das steife Kostüm des jungen Rheingrafen, wie es die Mode jener Zeit mit sich brachte, bildete nach dem heutigen Geschmack zu dem jugendlichen Alter, worin er sich befand, einen höchst seltsamen Contrast. Die aus der Stirne platt über den Kopf gekämmten, stark gepuderten Haare endeten in einen zierlich umwickelten Zopf; ein schwarzer, damals nur von den höheren Ständen getragener Frack, kurze schwarze Beinkleider nebst seidenen Strümpfen und beschnallten Schuhen bildeten seinen Anzug; ein schmaler langer Putzdegen hing ihm an der linken Seite. Dabei aber hatte er jugendliche Frische der Wangen, lebhafte blaue Augen, ziemlich regelmäßige und einnehmende Gesichtszüge; die Lippen waren etwas voll, gleich denen seiner Mutter. Diese hatte in ihrer Gesichtsbildung überhaupt viele Aehnlichkeit mit dem Sohne, ebenfalls blaue Augen, die vollen, aber durchaus nicht unschön geformten Lippen abgerechnet, ein fast griechisches Profil, einen durchaus zarten, rosenfarbenen Teint, der durch den Puder in den Haaren noch feiner und durchsichtiger erschien, und einen höchst stattlichen Wuchs. Sie trug eine hohe weiße Frisur, ein zwar enganliegendes, aber weit ausgeschnittenes blauseidenes Mieder, dessen nach unten aufgeschlitzte, sich völlig erweiternde und mit Spitzen ausgeschlagene Aermel den schönsten Arm kaum halb verhüllten, und einen weit gepauschten hellfarbigen Reifrock, unter dessen umfangreichem Saum die Füße mit den hohen spitzen Absatzschuhen höchst minutiös hervorschauten. Die Nichte glich in die rheingräfliche Familie, hatte ebenfalls blaue Augen, aber an der Stelle jener verständigen Gutmüthigkeit, welche für die Rheingräfin und ihren Sohn

so schnell einnahm, einen Ausdruck von kaltem, bornirtem Phlegma. Ihr Anzug war dem Schnitte nach dem der Rheingräfin ziemlich gleich, nur noch etwas anliegender und mehr verhüllend; der hohe Kopfputz über dem kleineren mageren Gesicht hatte etwas weit Auffallenderes.

Während der ganzen Zeit des langen Vortrags — die Rheingräfin las rasch, aber die Betrachtung, welche sie aufgeschlagen hatte, wollte nicht zu Ende kommen — suchten alle drei Betheiligten die Miene andächtiger Aufmerksamkeit zu behaupten; jedoch den jüngsten von ihnen, nämlich den Rheingrafen, hätte man in der That für den aufmerksamsten halten sollen; er stand ernst und ruhig wie eine Bildsäule und sah unverwandten Blickes über die Schultern der Mutter in das aufgeschlagene Buch, während das gegenüber stehende Fräulein, eine äußerst passive Natur, mit ausdrucksloser Gleichgültigkeit dem Kanarienvogel vor ihr den Finger zum Picken hinreichte, die Rheingräfin selbst aber häufig seitwärts durch's Fenster nach der Wohnung Weyer's blickte, jedoch mit dem deutlicheu Bestreben, solches vor den beiden Anwesenden zu verbergen.

„Laß mich mit Philipp allein, Charlotte, und mache Dich unterdessen zur Spazierfahrt bereit," sagte die Rheingräfin zu der Nichte nach einer auf das endliche Amen der Betrachtung folgenden längern Pause. Sodann nach ihrem Sohne sich wendend, der unterdessen seine Stellung hinter ihrem Sessel verlassen hatte und mit Ehrerbietung vor sie hingetreten war, sprach sie, als Charlotte das Zimmer verlassen hatte, mit Thränen in den Augen und einer vor Rührung zitternden Stimme: „Uebermorgen wirst Du abreisen, mein Sohn; meine schönsten Hoffnungen, meine heißesten Wünsche gehen mit Dir, o bringe mir ihre Erfüllung

zurück! Zum Letztenmal auf lange Zeit hast Du heute an der Seite Deiner Mutter Dein Herz zu Gott erhoben, wie Du es so oft thatst; fortan bist Du Dir selber überlassen, doch ich weiß, Du wirst die Lehren, die Du mitnimmst, nie vergessen. Nur eine Bitte noch laß Dir zu Herzen gehen, es ist die letzte dringendste Ermahnung Deiner besorgten Mutter: überwinde Deine Abneigung gegen Raabe, schenke ihm Vertrauen und Liebe als Deinem treuen Lehrer und väterlichen Freund, der die Bestimmung hat, Dir in der Fremde mit Rath und That zur Seite zu stehen und Deine unerfahrene Jugend im wirren Leben der großen Welt vor Gefahren zu schützen. Er hat sie kennen und durchschauen lernen durch vieljährigen Umgang mit derselben; wie seinen Sohn scheint er Dich zu lieben und ist einer der erprobtesten Freunde unseres Hauses."

Philipp, der seit dem ersten Erscheinen des Informators auf dem Schlosse Dhaun einen Widerwillen gegen denselben empfunden hatte, welcher mit jedem Tage tiefere Wurzeln schlug, auch in dieser Hinsicht schon manche Ermahnung und Zurechtweisung von der Mutter erfahren mußte, ohne seine Gesinnung gegen ihn ändern zu können, war jedoch in diesem der Trennungsstunde so nahen Augenblick weit entfernt davon, abermalige Gegenvorstellungen bei der Mutter gegen Raabe's Mitreise und Mentorschaft zu erheben, von denen er wußte, daß sie doch vergeblich wären, oder gar ihrer jetzt so dringend und feierlich wiederholten Bitte, irgend eine Hartnäckigkeit entgegen zu setzen. Er antwortete mit freundlichem Nachgeben: „Ich verspreche Ihnen, theure Mutter, in Herrn Raabe den mir von Ihnen gegebenen Lehrer zu ehren, mich seiner Erfahrungen zu bedienen und seine Kenntnisse mir zu Nutz zu machen; auch mein Vertrauen wollte ich ihm schenken, wenn nur — —"

„Wenn nur," unterbrach ihn die Rheingräfin, „Andere Dir nichts gegen ihn eingeflüstert hätten. Nicht wahr hier liegt der Stein des Anstoßes, den ich Dir trotz aller meiner Bemühungen nicht wegräumen konnte. Wahrlich, sie haben Dir und mir einen schlechten Dienst geleistet, die ihn Dir verdächtigten! und worauf anders gründet sich ihre ganze Anklage, als darauf, daß er in Grumbach'schen Diensten war, ehe er zu uns kam, und daß er noch mit Einigen von dort in freundschaftlicher Beziehung steht? Glaubst Du, mein Sohn, ich allein, die ich leider den Neid und die Habsucht Deiner Vettern von Grumbach und Greyweiler nur zu gut kenne, die ich, seit ich Wittwe bin, die bittersten Erfahrungen hierüber gemacht habe und täglich machen muß — glaubst Du, ich allein wäre so verblendet und kurzsichtig, sie durch Raabe einen Weg zu unserem Nachtheil sich bahnen zu lassen? Ich allein vielmehr besitze die unläugbarsten Beweise seiner Ergebenheit und Treue, Beweise, die ich Dir nicht mittheilen kann, die aber mein Vertrauen zu ihm in dem Grade rechtfertigen, daß ich ein Gleiches von Dir erbitten und von Deinem kindlichen Gehorsam erwarten darf."

Der junge Rheingraf, der wohl wußte, daß er über diesen Punkt mit der Mutter nicht einig werden könne, und jetzt gerne jede Veranlassung zum Zwiespalt mit ihr vermied, versprach endlich feierlich, sich alle Gewalt anzuthun, um mit Raabe in ein freundlicheres Vernehmen zu gelangen. Sie küßte ihn und entließ ihn mit einem Blick, als habe er sie zur Dankbarkeit verpflichtet.

Während dieser ganzen Unterredung indeß hatte die Rheingräfin, so sehr sie davon ergriffen, ja aufgeregt war, nicht unterlassen, gar oft durch's Fenster hinüber nach

Weyer's Wohnung zu blicken; zu wiederholten Malen trat sie sogar in die Fensternische und da auch drüben eine männliche Gestalt mit unzweideutigen Pantomimen am Fenster erschien, so bedurfte es keines besondern Scharfsinns, um hier auf Interessen und Einverständnisse zu schließen, die eben so wenig mit der Standes- als mit der Frauenwürde der Rheingräfin verträglich schienen und ganz besonders zu der unbegränzten Liebe, der ächten mütterlichen Zärtlichkeit, womit sie an ihrem Sohne hing, nicht recht harmoniren wollten.

Auch hatte kaum Philipp das Gemach seiner Mutter verlassen, als Hofrath Weyer, wie durch einen Wink benachrichtigt, im Schloßhof erschien und die gräfliche Equipage vorfuhr. Die Rheingräfin ertheilte an ihre Dienerschaft noch einige Befehle in Betreff des Banketts, das sie heute Abend als Abschiedsfest ihrem Sohne zu geben beabsichtigte, und stieg mit ihrer Nichte in den Wagen, auf's gewandteste unterstützt von Weyer, der sodann ihr gegenüber Platz nahm. Hinter vier Rappen, in künstlichem Bogen über den geräumigen Schloßhof gelenkt, rollte der Wagen prasselnd durch die engen Pforten und langsam die gewundene Straße am jähen Schloßberg hinab zur gewöhnlichen Spazierfahrt. Zwei Hofcavaliere im elegantesten Reiterkostüm jener Zeit, mit den aufgekrämpten goldbordirten Hüten, den breitschößigen Reitröcken ohne Kragen, damit der Haarzopf einen besseren Fall hatte, in schulgerechter Haltung, die Reitpeitsche senkrecht über dem Sattelknopfe, folgten dem Wagen in den künstlichsten Reiterkapriolen.

Auch der junge Rheingraf sprengte, von Leonhard begleitet, zum Schloßthor hinaus, aber nach einer andern Richtung hin.

3.

Mit dem Aufenthalte des Informators Raabe auf Dhaun, der Abneigung und Bevorzugung, die ihm zu Theil ward, hatte es folgendes Bewandtniß. Karl, Wild- und Rheingraf zu Dhaun, starb im Jahr 1733. Von mehreren Kindern, die ihm in einer dem Anscheine nach glücklichen Ehe von seiner Gemahlin geboren wurden, war Johann Philipp der einzige, der zur Aufrechthaltung des seinem Ausgang nahen Dhaunischen Geschlechtes und zum Trost seiner einsam stehenden Mutter den Vater überlebte, und so den Aussichten der Seitenverwandten auf eine baldige Erwerbung der Dhaunischen Erblande im Wege stand. Von der Rheingräfin wie ihr Augapfel geliebt, war der muntere, vielversprechende Knabe der einzige Gegenstand aller ihrer Freuden und Sorgen; wenn je einer Mutter das Wohl, das geistige und physische Gedeihen ihres einzigen Sohnes am Herzen lag, so war es bei ihr der Fall. Noch von ihrem Gemahl war die Sorge für seine geistige Ausbildung — er war neun Jahr alt, als der Vater starb — einem gemüth- und kenntißreichen, aber schlichten Manne übertragen worden, der mit der größten Gewissenhaftigkeit das ihm geschenkte Vertrauen zu rechtfertigen suchte.

Wilhelm Kiefer, aus der Gegend gebürtig und in gleichem Alter mit dem verstorbenen Rheingrafen, war von diesem in Folge früher Jugendbekanntschaft mehr als Freund, denn als Untergebener auf dem Schlosse Dhaun betrachtet und behandelt worden. Auch war die Neigung, welche der Vater zu ihm hegte, auf den Sohn übergegangen, der mehrere Jahre hindurch nach des Rheingrafen Tod unter Kiefer's Leitung sowohl in den Wissenschaften die erfreulichsten Fort-

schritte machte, als auch in der Auffassung des Lebens eine feste, von der seiner Alters- und Standesgenossen sich vortheilhaft unterscheidende Richtung gewann. Da entwickelte sich allmälig in dem Herzen der Rheingräfin der Keim zu einer Neigung, die ihr Anfangs blos zur Zerstreuung diente, nachher aber zu einer Leidenschaft heranwuchs, die sie gänzlich beherrschte und zu unglaublichen Opfern zwang. Es war die trübe Liebesflamme zu Weyer, dem ersten ihrer Räthe, die allmälig mit der reinen Gluth der Mutterliebe sich in ihr Inneres theilte und, wo beide nicht neben einander bestehen konnten, in unseligem Kampf mit ihr um den Vorrang stritt, wobei die von den höheren Ständen der damaligen Zeit in Frankreich erlernte Leichtfertigkeit ein bedeutendes Gewicht gegen die alte deutsche Sittenstrenge in die Wagschale warf. Wohl war ihr der Sohn unaussprechlich theuer geblieben, ja noch theurer geworden, je mehr sie die Zeit heranrücken sah, in welcher er auf Jahre das väterliche Haus verlassen mußte; nur halb und mit heftigem Widerstreben willigte sie ein, wenn ihr Verhältniß zu Weyer irgend eine Versäumniß ihrer Pflicht gegen jenen dringend verlangte; ja als einst Weyer in galantem Scherz zu ihr sagte, sie habe sein Herz ganz, obgleich er einem niedlichen Weibe angetraut wäre, er aber besäße das ihrige nur zur Hälfte, die andere Hälfte, die der junge Rheingraf inne hätte, müsse er noch zu erobern suchen, erröthete sie vor Unwille und untersagte ihm mit einem Ernst, dessen ihr weiches nachgiebiges Gemüth sonst kaum fähig schien, für immer jede Hindeutung dieser Art. Jedoch sollte auch hier die Leidenschaft über die Pflicht einen unheilvollen Sieg erringen. Kiefer, der beständige Hausgenosse, der ehemalige Freund ihres Gemahls, der unbestechliche Sitten-

richter, war ein fortwährendes Hinderniß in ihrem Umgang mit Weyer. In der Ueberzeugung, daß Keiner, wie er, ihre Schwäche durchschaue und bei sich tadle, in dem Wahn, daß ihre übrige Umgebung, weil sie nichts davon zu sehen und zu wissen schien, auch nichts davon sähe und wisse, in der Hoffnung, daß ein anderer Hausgenosse an der Stelle Kiefer's selbst ein Beförderer ihrer geheimen Wünsche werden könnte, fing sie allmälig an bei dem Gedanken an Kiefer's Entfernung die Mahnungen ihres Gewissens zu überhören. Dazu kam, daß Kiefer, der sich draußen wenig in der großen Welt umgesehen hatte, mit den feinern Sitten und Regeln des höfischen Anstandes nicht sehr vertraut war, ihr in der That veraltet und als Grafenerzieher nicht ganz geeignet erschien, besonders wenn er später seinen Zögling auf die Hochschule begleiten und auf Reisen seinen Führer abgeben sollte. Hierzu trat endlich, daß Weyer, dem Wilhelm Kiefer von jeher ein Dorn im Auge war, ihr unablässig einen ihm bekannten durch und durch, wie er behauptete, bewährten Mann empfahl, einen ehemaligen Freund von ihm selbst, der im Besitz der umfassendsten Kenntnisse zugleich ein erfahrener Lebemann und Kenner des guten Tones wäre. Das Ende war, daß Kiefer mit einer Pension seines Dienstes entlassen und Sebastian Raabe an seine Stelle berufen wurde. Die Rheingräfin hatte sich überhaupt seit Jahren daran gewöhnt, in allen Angelegenheiten der Ansicht Weyer's zu folgen und nichts gegen seinen Willen durchzusetzen; daher dieser vielvermögende, in die Geschichte des rheingräflichen Hauses Dhaun verhängnißvoll eingreifende Mann bei Allen angesehen, bei Vielen auch gefürchtet war. Doch müssen wir Eingangs verhüten, daß sich unsere Leser nicht ein falsches Bild von

ihm entwerfen. Weyer war selbst aus Grumbach'schen Diensten in die des Rheingrafen Karl von Dhaun nicht lange vor dessen Ableben getreten. Er schwang sich hier zur Stelle eines ersten Rathes auf und war nach des Rheingrafen Tod in den verwickelten Verwaltungsangelegenheiten der Grafschaft die Hauptstütze der hinterlassenen Wittwe desselben, die ohne seine Umsicht und diplomatische Geschicklichkeit in den immerwährenden Streitigkeiten mit den Seitenlinien ihres Hauses manches Opfer hätte bringen müssen. Auch hatte sie es ihm zu danken, daß mehrere höchst brauchbare Beamten aus Grumbach'schen Diensten sich zu ihr herüberziehen ließen, unter Andern der talentvolle Kanzleisekretär Roose, welcher später als Hofrath zu einer ausgedehnten, für die Unterthanen der Rheingrafschaft Dhaun unvergeßlichen Wirksamkeit gelangte. Weyer hatte sich einige Jahre nach dem Tode des Rheingrafen mit der ältesten Tochter des Hofpredigers Becking vom Johannisberg vermählt, lebte in kinderloser Ehe und brachte, da auch seine Amtsgeschäfte ihm einen hinreichenden Vorwand dazu liehen, den größten Theil seiner Zeit in Gesellschaft der Rheingräfin zu, die er sogar auf einer mehrere Monate dauernden Reise nach Paris begleitet hatte. Sein persönliches Wesen eignete ihn ganz zu der Rolle, die er als erster Rath, Geschäftsträger und Begleiter der Rheingräfin zu spielen hatte. Er war groß und etwas hager von Gestalt, von angenehmen und beredten Gesichtszügen, fein, geschmeidig und galant, wie ein geborner Hofkavalier, in seinen Grundsätzen weich und wankend, durch Vielseitigkeit möglichst ersetzend, was ihm an Tiefe fehlte, gutmüthig, leichtsinnig und eitel über alle Maßen. In den Feinheiten der Etiquette, in dem damaligen lasciven Ton des Hof-

lebens, in der Kunst witziger Anspielungen und graziöser Unsauberkeiten, wie sie jene Zeit liebte, war er wie wenige zu Hause. Als Geschäftsmann besaß er einen praktischen Blick, wußte zu laviren, wo es nöthig schien, und war glücklich in seinen Unterhandlungen; dabei aber nicht blos der Person der Rheingräfin, sondern auch den Interessen ihres Hauses mit unbestechlichem Eifer sich aufopfernd. Seine verbotene Neigung zu ihr, die lediglich in seiner Eitelkeit ihren ersten Grund fand, hatte sich auf den Reisen zu einem völligen Einverständniß ausgebildet und seine Sinne allmälig so betäubt, daß er schon lange die Stimme der Pflicht und Schicklichkeit nicht mehr vernahm.

Durch Weyer also und den Stachel ihrer eigenen Leidenschaft ließ sich nach und nach die Rheingräfin bestimmen, mit Verabschiedung des redlichen Kiefer die Sorge für die weitere Ausbildung ihres Sohnes in die Hände Sebastian Raabe's zu legen. Es läßt sich hierbei in der That annehmen, daß von Seiten Weyers dieser Tausch eben so sehr aus der guten Absicht herbeigeführt wurde, dem jungen Rheingrafen einen geeigneteren Gouverneur an die Seite zu stellen, als von der Hoffnung, dadurch ein Hinderniß in seinem Umgang mit der Rheingräfin aus dem Wege zu räumen. Weyer war ein Universitätsfreund von Raabe und hatte ihn von einer schlechten Seite nie kennen lernen. Aehnlichkeit der Temperamente, eine Beiden eigenthümliche Heiterkeit, Genußliebe und Nachsicht für menschliche Schwächen hatte sie zusammen geführt. Raabe's Herkunft war dunkel; während seiner theologischen Studien empfing er aus unbekannten Gründen reichliche Unterstützung vom Rheingrafen von Grumbach. Nach Vollendung derselben lebte er mehrere Jahre im Ausland, kehrte dann

nach Grumbach zurück und erhielt die Stelle eines Vicarius auf einer Pfarrei der dortigen Gegend. Von hier aus schrieb er häufig an Weyer, daß er sich in dieser Lage sehr unbehaglich fühle und einen andern Wirkungskreis wünsche.

Auf Schloß Dhaun befand er sich nun seit beinahe einem Jahr. Von Weyer wurde er sogleich ins Geheimniß seiner Liebe gezogen und hatte sich nicht nur bald in die Rolle eines unverfänglichen Zeugen, sondern auch in die eines discreten Vermittlers der Herzensanliegen seiner beiden Gönner gefunden. Die Rheingräfin sah darin einen besondern Beweis seiner Anhänglichkeit, daß er ihre unbedachtsamsten Schritte vor den Augen der Welt auf's gewandteste zu verhüllen, oder ihnen eine Deutung zu geben bemüht war, durch welche nach ihrer Meinung Jedermann von den wahren Motiven derselben abgelenkt werden mußte. Aber grade diese Richtung seiner Thätigkeit auf Schloß Dhaun war für sie von den übelsten Folgen. Denn wenn die Leidenschaft an sich schon wie ein Irrlicht blendet und den richtigen Weg nicht erkennen läßt, so mußte durch Raabe's trügerische Verhüllung aller äußern Wahrzeichen der Verirrung der sonst klare Blick der Rheingräfin vollends verworren und verdunkelt werden. Daher kam es denn, daß, während ihr Verhältniß zu Weyer bis zum letzten Domestiken hinab Gegenstand der Beobachtung und Unterhaltung war, sie in der Täuschung sich befand, als könne bei ihren Vorsichtsmaaßregeln, wozu sie besonders auch die bei ihren téte-à-tétes mit Weyer ostentirte Anwesenheit ihrer beschränkten Nichte rechnete, Niemanden etwas auffallen. Ueberdieß schenkte sie Raaben ein um so größeres Vertrauen, als auch er seinerseits in einer ihm wichtigen Angelegenheit ihre Vermittelung für die Zukunft in Anspruch nahm, be-

ren glücklicher Ausgang von ihr zumeist abhing. Außer ihr und Weyer aber war kein Mensch auf dem Schlosse Dhaun mit ihm befreundet. Durch Mittheilungen aus unbekannter Quelle, sowie durch seinen fortgesetzten Verkehr mit Grumbach, hatte sich unter Allen die Meinung festgesetzt, daß er zu Dhaun den Gleißner spiele und im Interesse seines frühern Herrn wirke. So wurde er gemieden, gefürchtet, wegen seines rasch gewachsenen Einflusses bei der Rheingräfin, dessen wahre Ursachen man ahndete, gehaßt; kein Wunder, daß der junge Rheingraf, der durch ihn seinen alten väterlichen Freund verloren hatte, der nicht unbekannt blieb mit der gegen ihn sprechenden Stimmung, der, von Allem diesem abgesehen, selbst etwas Unheimliches aus ihm heraus zu fühlen glaubte, in kein gutes Vernehmen mit ihm zu gelangen vermochte. Und dieser Widerwille ihres Sohnes gegen Raabe war es vorzüglich, was der Rheingräfin Sorge machte, ja sie oft wie Gewissensbisse beunruhigte, besonders jetzt, da er mit ihm die Universität beziehen sollte. Dennoch aber hätte sie um keinen Preis der Welt diesen sie so hochverpflichtenden Mann, der im Besitz ihrer verborgensten sträflichsten Geheimnisse war, sich verfeindet oder aus ihren Diensten entlassen. Daher sie gegen ihren Sohn mit wahrem Dank für die Beruhigung ihres Innern erfüllt wurde, wenn er ihr versprach oder die ernste Miene annahm, mit Raabe sich versöhnen zu wollen.

4.

Nach der Unterredung, welche am Schluß der heutigen Nachmittagsandacht die Rheingräfin mit Philipp gehabt, glaubte sie von dieser Sorge sich wiederum freier fühlen zu

dürfen und überließ sich auf der Spazierfahrt darum auch einer so heiteren Laune, daß auf ihrem noch fast jugendlich strahlenden Antlitz die ungetrübteste Freude ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben schien. Selbst die sonst theilnahmlos und unbeachtet an ihrer Seite sitzende Charlotte zog sie durch Neckereien mit ins muntere Gespräch, und der überglückliche Hofrath wurde von ihren muthwilligen Scherzen überboten. Sie suchte ihn sogar häufig dadurch in Verlegenheit zu bringen, daß, wenn er sich gegen sie eine Vertraulichkeit erlaubte, welche Charlotten unbemerkt bleiben sollte, sie durch ein Wort oder eine Bewegung die Aufmerksamkeit derselben übermüthig darauf zu lenken schien. Doch wir überlassen Diese dem eitelen Spiel trügerischer Amouretten und folgen dem jungen Rheingrafen, der in ganz anderer Stimmung seinen Weg dahin ritt.

Tief bewegt war das Herz des gemüthvollen Jünglings, denn er war ausgeritten, um von den Bergen seiner Heimath, der reizenden Landschaft, in welcher er seine so glückliche Jugend verlebte und die er nun, wer weiß auf wie lange, verlassen sollte, Abschied zu nehmen. Sein Pferd hatte er in den langsamsten Schritt gebracht; auf jedem hervorragenden Punkt des über die Höhen hinführenden Weges hielt er stille und blickte in die Runde, um die bekannten Züge der nahen und fernen Berge, die waldgekrönten Kuppen und zackigen Felsenhäupter noch einmal wie zum Scheidegruß ins Auge zu fassen. Eine Schwermuth war über ihn gekommen, die er sich nicht vorgestellt hatte, die er nicht zu bewältigen vermochte; oft füllten sich seine Augen mit Thränen und es war ihm, als werde er auf immer von dieser Gegend scheiden. Der Gedanke, als Herr einst hier zu gebieten, dem schönen Land und dem

Wohl seiner redlichen Bewohner alle seine Kräfte zu widmen, womit er sonst so gerne sich beschäftigte, konnte ihm heute keine Aufheiterung verschaffen, ja seine ganze Zukunft mit all den freundlichen Bildern, die er sich in jugendlicher Phantasie davon entworfen hatte, schien ihm in einen trüben undurchdringlichen Nebel verloren; ein wehmüthiges Lebewohl für immer hätte er mit einem Händedruck jedem ihm begegneten Landmann zurufen mögen.

Als er an die Stelle kam, wo das Stätdchen Kirn im Thale sichtbar wird und der Weg abwärts führt, bog er links, um über den Johannisberg zum Schloß zurück zu kehren. Der Johannisberg, welcher mit den von Dhaun und dem Simmerthal sich herziehenden Gebirgsmassen ein von kleinen Vertiefungen durchbrochenes Hochland bildet und südwestlich aus beträchtlicher Höhe schroff ins Flußbett der Nahe abfällt, trägt auf der scharfen Kante seines luftigen Plateau's eine weit in's Nahethal schimmernde Kirche, die das Erbbegräbniß der Wild- und Rheingrafen von Dhaun in ihrem Schooße birgt. Dicht an der Kirche, nur durch den Friedhof davon getrennt, blickt über einige Bauerhöfe das freundliche Pfarrhaus, damals die Wohnung des Hofpredigers Becking, eines bejahrten Wittwers, dessen Gastfreundschaft, besonders aber dessen beide Töchter, die jetzt an Weyer verheirathete Julie und die noch bei dem Vater lebende jüngere Friedericke durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit längere Zeit hindurch dem Pfarrhaus auf dem Johannisberg eine weit in die Umgegend reichende Anziehungskraft verliehen. Der Weg vom Johannisberg nach Dhaun, der theils durch Wiesen, theils an dem Rande der Höhen hinführte und von der gräflichen Herrschaft im schönsten Stande gehalten war, betrug kaum eine halbe

Stunde, die um so kürzer wurde, als, jemehr man sich Dhaun näherte, die herrliche Aussicht ins tiefe Simmerthal mit seinen Felsensprüngen, schattigen Buchten, Mühlen und Wasserfällen, die genußreichste Unterhaltung gewährte.

Nachdem der junge Rheingraf über den Friedhof zwischen dem Pfarrhaus und der Kirche hin so weit als möglich an den jähen Rand des Berges geritten war, einen Blick in die Tiefe geworfen und den Lauf der blauen Nahe bis zu ihren fernsten Krümmungen verfolgt hatte, hielt er längere Zeit an der Seite der Kirche, wo die Gruft war, ritt dann an das Pfarrhaus und fragte nach seinen Bewohnern. Der Hofprediger, erhielt er zur Antwort, wäre nach der Nachmittagskirche gegen Kirn hin, Friedericke aber hätte so eben erst das Haus verlassen, um nach Dhaun zu gehen. Philipp konnte sie noch sehen und hatte sie in einigen Secunden eingeholt; er stieg ab und sandte Leonhard mit den Pferden voraus, um mit Friedericken den Weg nach Dhaun zu Fuß zurück zu legen.

Zwischen dem jungen Rheingrafen und der schönen Pfarrerstochter bestand ein Verhältniß eigenthümlicher Art. Dadurch, daß beide zufällig an einem Tag das Licht der Welt erblickten, hatte Friedericke schon als Wiegenkind das besondere Interesse der Rheingräfin auf sich gezogen. Nach dem frühen Tod ihrer Mutter widmete ihr die Rheingräfin eine Sorgfalt und Pflege fast wie ihrem eigenen Sohn. Auf diese Weise brachte sie einen großen Theil ihrer Kindheit auf dem Schlosse zu und wuchs als Philipps Gespielin mit ihm heran. Als beide nun in das Alter traten, worin Schranken sich geltend machten, welche Geschlechts- und Standesunterschied zwischen ihnen zog, blieben sie gleichwohl in einer Beziehung zu einander, die an Reinheit und

Innigkeit der Geschwisterliebe gleich kam und mit dem Zunehmen der Jahre, trotz der gewöhnlichen Beobachtung aller äußeren Formen, welche die Etiquette vorschrieb, keineswegs sich verringerte. Sie blieben in fortwährendem freundlichem Verkehr mit einander, sahen sich oft und ohne alle Schwierigkeit, und es schien kein Grund vorhanden zu sein, diesem hergebrachten, unbeargwohnten Umgang Philipps noch vor dessen längerem Scheiden von Dhaun irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen.

„Ich hatte Sie im Pfarrhause aufgesucht," sagte Philipp zu Friedericken, die ihn auf einer der am Wege sich hindehnenden Wiesen erwartete; „hören Sie, welch' ein wunderlicher Einfall mir durch den Kopf ging: ich wollte mir die Gruft in der Kirche aufschließen lassen, um mit Ihnen hineinzugehen und in Ihrer Begleitung noch einmal die großen metallenen Särge zu betrachten, in denen meine Väter schlummern; auch diesen wollte ich Lebewohl sagen, denn wer weiß, ob ich einst neben ihnen ruhen werde."

„Welche Gedanken," antwortete Friedericke, für einen jungen Wild- und Rheingrafen, der übermorgen ins lustige Frankreich reisen darf?"

„Ich war, glaube ich," entgegnete Philipp, im traurigen Deutschland lustig und werde im lustigen Frankreich traurig sein."

„Auch scheint mir," fügte Friedericke hinzu, indem sie über die frischgemähten Septemberwiesen hinsah, die von den trocknenden Grummethaufen dufteten, „es wäre schöner hier in dem freundlichen Sonnenschein, als dort unten in dem dunkeln Gewölbe. Und warum wollten Euer gräfliche Gnaden in meiner Begleitung dahin gehen?"

„Weil mich in dem unheimlichen Haus der Ver-

wesung an Ihrer Hand das Gefühl der Heimlichkeit nicht verlassen haben würde, und auch," setzte er zögernd hinzu, „weil ich dort gerne ein Gelübde in Ihrem Beisein abgelegt hätte."

„Ist denn die Oberwelt nicht geeignet zur Ablegung dieses Gelübdes?"

„Nein; hier würde man's für eine Thorheit halten."

„Nun so ist es gut, daß nichts daraus geworden, denn einstweilen leben wir noch auf der Oberwelt;"

„Aber ist denn Alles eine Thorheit, Friedericke, was man hier dafür hält? oder ist nicht vielmehr vieles Thorheit, was man nicht dafür hält? z. B. daß ich nach Frankreich gehe und vollends mit Raabe dahin gehe, um die Fähigkeit zu erlangen, einst einmal in diesen Bergen standesmäßig die Rolle eines Pariser Affen zu spielen? Wahrlich, die Männer, deren Staub in der Kirche des Johannisberg ruht, haben dafür jene Burgen nicht gegründet, die einst Bollwerke waren gegen Frankreichs Zudringlichkeit! sie hätten eher ihre Schwerter auf französischen Helmen zerschmettert, als sie mit französischen Putzdegen vertauscht!"

„Hier höre ich aus Euer gräflichen Gnaden wieder den alten Kiefer sprechen. Hat denn nicht selbst Euer seliger Herr Vater sogar als Oberst ein französisches Regiment commandirt? und wie sähe es aus mit dem Glanz des Schlosses Dhaun, wäre nicht durch Pariser Parfüme der Hunsrücker Bauernqualm dort allmälig ausgetrieben worden?"

„Mein Vater mußte leider dem Drang der Zeit nachgeben; er mußte mit dem Strome schwimmen, oder untergehen; Ludwig XIV. riß durch seine Gewaltsamkeit wie durch seine Huld mit sich fort. Aber jetzt sind die Zeiten

anders. Was früher aus Nothwendigkeit vor der Uebermacht sich beugte, fährt jetzt aus Gewohnheit fort Bücklinge zu machen; die erzwungene Annahme des Fremden ist in freiwillige Nachahmung übergegangen, die nur aus gänzlicher Erschlaffung und Selbstvergessenheit sich erklären läßt; und was den französischen Glanz auf dem Schlosse Dhaun betrifft, so weiß ich wohl, Friederike, daß Sie eine von den letzten sind, die ihn vermissen würden, sowie auch Sie von mir überzeugt sind, daß ich nicht erst durch Kiefer angesteckt, sondern aus mir selbst und von Kindesbeinen an einen Widerwillen gegen französischen Parfüm hatte mit Allem, was mit ihm in Verbindung steht. Ueberhaupt wenn auch Ihr öfterer Vorwurf, daß ich zu kindisch und befangen an der Scholle dieses Landes klebte, daß ich zu einseitig mit meinem ganzen Herzen an seinen Sitten und Gebräuchen hinge, von meinem Verstand nicht völlig zurückgewiesen werden kann, so ist doch ein Gedanke in mir immer unerschütterlicher geworden und verfolgt mich oft wie ein Gespenst, der Gedanke, von Frankreich her werde einst noch gänzliches Verderben über uns kommen, von dort aus werde unserm Geschlecht unter Schmach und Schande der Untergang bereitet."

„O mein Gott," fiel Friedericke ein, „mit welchen sonderbaren Grillen sich heute Euer Gnaden plagen! Ich hätte Sie überhaupt jetzt gar nicht hier im Freien, sondern hinter dem Toilettentisch und unter den Händen Barbiers, Ihres neuen Kammerdieners, geglaubt, der Sie gewiß mit Sehnsucht erwartet, um an Ihnen, als dem König des Festes, heute Abend ein Meisterstück seiner Kunst abzulegen. Denken Sie jetzt doch an solche Triumphe! wie werden die Augen aller Gäste auf Sie gerichtet sein!"

„Genug des Neckens, Friedericke, werden Sie doch einmal wieder ernst!“ sagte Philipp fast verdrossen; Sie wissen, daß wir jetzt auf lange Zeit zum letztenmal allein mit einander reden. Wo und wie werde ich Sie wiederfinden, wenn ich nach zwei Jahren heimkehre?“

„Im Pfarrhaus auf dem Johannisberg als die treuste Ihrer Unterthaninnen.“

„Oder vielleicht von einem andern Regenten geworben als die treueste der Gattinnen?“ fragte Philipp.

„Nein,“ erwiederte sie, „den Vater werde ich nicht verlassen, so lange er lebt, und ist er todt, so gönnt mir vielleicht sein Nachfolger eine Freistätte auf dem Johannisberg.“

„Das könnte wohl sein; aber wissen Sie, daß Raabe die Zusicherung hat, sein Nachfolger zu werden?“

„Das wußte ich nicht; dann würde ich meinen theuern Berg verlassen und ins Thal wandern.“

„Nicht nach Dhaun zu Julien?“

„Nein, zu Kiefer nach Simmern. Meines Schwagers Art und Weise widerspricht zu sehr meinem ganzen Wesen, wie Ihnen bekannt ist. Doch wozu diese Fragen über Dinge, die der Schleier der Zukunft umhüllt, einer Zukunft, die grade nicht mit rosenrothem Schimmer aufdämmert?“

„Friedericke, übermorgen reiße ich mich von Allem los, was mir hier theuer ist; der Gedanke, bei meiner Rückkehr Alles wieder zu finden, gab mir bisher Ermunterung und sollte mir ein freundlicher Begleiter sein; er hat mich, ich weiß nicht wie, plötzlich verlassen. Geloben Sie, wenn Alles einer Veränderung erlag, mir Ihr treues schwesterliches Herz zu bewahren?“

„Das bleibt Ihnen bewahrt; — aber wie die ersten

Schuhe des Kindes; die alte Wärterin freut sich, wenn der Erwachsene später ein einzigesmal einen freundlichen Blick darauf wirft. Euer gräfliche Gnaden sind noch kaum erwachsen; die Stufe, die Sie in Frankreich betreten werden, hebt Sie in eine Sphäre, wo Sie so wenig meiner, als der abgelegten Kinderschuhe gedenken können; doch es bleibt bei meinem Versprechen."

„Friedericke," rief Philipp, indem er auf's tiefste bewegt ihre Hand ergriff, „möge Gott mein vergessen, wenn ich je Ihrer, wenn ich je der Tage meiner Jugend und der hier entsprungenen Vorsätze vergesse!"

Mit einem thränenfeuchten, seelenvollen Blick sah ihn Friedericke an, aber antwortete nicht.

Sie waren während dieses Gesprächs am Rande der Hügel herumgekommen, deren höchster Gipfel, eine starre Felsenspitze, Geierslei genannt, hinter dem Dörfchen Dhaun in die Wolken ragt. Das Schloß lag vor ihnen in seiner ganzen majestätischen Pracht, mit seinen Thürmen, Zinnen und Erkern, flimmernden Fensterreihen und symmetrischen Terassen, zwischen welchen die beiden colossalen charakteristischen Brüstungen aus zierlichen Gartenanlagen emporstiegen. Ihnen zur Rechten in ungeheurer Tiefe rauschte der Simmerbach durch sein friedliches, bereits schon ins Abenddunkel versunkenes Thal. Als sie sich dem Schlosse näherten, erscholl von dorther der Lärm, den die Vorbereitungen zu dem Feste und die Ankunft der unter dem benachbarten Adel geladenen Gäste veranlaßten.

„Ich muß eilen," sagte Philipp gezwungen lächelnd, als sie an dem dicht am Wege gelegenen, bereits erwähnten Hause des Hofrath Weyer anlangten, „um nicht den Kammerdiener zur Verzweiflung zu bringen. Sie werden also

ganz gewiß heute Abend drüben erscheinen? Ich habe Ihnen auch noch Einiges wegen Kiefer mitzutheilen."

„Ganz gewiß," antwortete sie, empfahl sich und trat in das Weyer'sche Haus.

Friedericke Becking, obgleich auf dem Schlosse erzogen, von mehr als gewöhnlicher Bildung und in manche verworrene Verhältnisse eingeweiht, hatte ein natürliches Wesen voll kindlicher Unschuld bewahrt; sanfte Heiterkeit war ihre gewöhnliche Stimmung und aus ihrem klaren Auge sprach das treueste Gemüth. Auch in ihrem Aeußern bildete sie einen frappanten Gegensatz mit den Damen des Hofes, womit sie in öfterer Berührung stand; ihre frischen Wangen bedurften der Schminke nicht, ihr natürlich schöner Wuchs war nicht von der Steifheit damaliger Toilettenkünste entstellt und reizend stachen ihre hellbraunen Locken von den gepuderten Frisuren der Modefräuleins ab. Sie lieferte vor dem unbefangenen Auge den schlagenden Beweis, daß das Gepräge der Schönheit, welches die Natur ihren Lieblingen aufdrückt, durch irgend eine Zugabe der Kunst nicht erhöht, sondern nur verringert werden kann, und daß der ursprüngliche Typus körperlicher Vollkommenheit über jede künstliche Umgestaltung, wenn sie auch noch so sehr vom Modegeschmack in Schutz genommen ist, den Sieg davon trägt. Trotz ihrer Jugend waren Friedericken schon mehrere Heirathsanträge gemacht worden; einer ihrer eifrigsten und würdigsten Bewerber war der Kanzleisekretär Roose; alle aber hatte sie kurz und entschieden zurückgewiesen, so daß sie in der Gegend eben so ihrer Sprödigkeit wie ihrer Schönheit wegen bekannt war. Die Leute von Dhaun sagten sich einander, Friedericke habe beschlossen, sich nie zu verheirathen, weil sie sich durch das Beispiel ihrer

Schwester davon abgeschreckt fühle. Doch wir übergehen die Erörterung ihrer Gründe hierzu, und begleiten sie zu der Schwester.

Die Hofräthin Weyer, eine lebhafte Brünette, mittlerer Größe und noch in den zwanzig, glich zwar Friedericken in so weit, daß man sogleich in ihr die Schwester erkannte; aber ihre Haare, Augen und Gesichtsfarbe waren dunkeler, die Züge feiner und die Glieder zärter. In ihrem Blick lag viel Schwärmerisches und um ihren Mund spielte sonst ein Zug gutmüthiger Schalkhaftigkeit, der aber allmälig sich verloren und einem schmerzhaften, oft mit der schärfsten Bitterkeit vermischten Ernst Platz gemacht hatte. Die unglückliche Julie hatte den Stachel der Eifersucht noch nicht überwunden, er quälte sie fast zu Tode. Sie hatte sich jung verheirathet, liebte ihren Gatten über Alles und sah in ihm das Bild männlicher Vollkommenheit. In den ersten Jahren ihrer Ehe lebte sie glücklich und arglos wie ein Kind; die häufige Abwesenheit Weyers, sein langes Verweilen auf dem Schloß in der Nähe der Rheingräfin, selbst seine wiederholten Reisen mit letzterer nahm sie an auf Treu und Glauben als in den Geschäftsverhältnissen ihres Mannes gegründet. Anflüge eines unbehaglichen Gefühls wußte er ihr weg zu liebkosen, und es war seine wahre Stellung zur Rheingräfin längst der Welt und selbst Friedericken kein Räthsel mehr, als sie noch mit der größten Unbefangenheit seinen Versicherungen Glauben schenkte. Jedoch als die Rücksichtslosigkeit Weyers so wie der Rheingräfin alle Gränzen überschritt, besonders seit sie das neue, ihr wie zur Folter erbaute Haus bewohnte und Kiefer, der alte Sittenwächter, vom Schloß verwiesen war, erwachte sie aus dem Frieden ihrer Blindheit und das einmal geöffnete

Auge entdeckte nun mit durchdringender Schärfe Verrath und Treulosigkeit, wohin es blickte; wohin es blickte einen immer frischen Quell unsäglicher Leiden. Weyer war vor ihr entlarvt, seiner Heuchelei, seiner Untreue überführt, und kalt bei ihrem Schmerz, stumpf gegen ihre Vorwürfe, ja eine Miene annehmend, als wäre Alles so recht und könne nicht anders sein. Und dennoch konnte sie nicht aufhören, ihn zu lieben, dennoch schauderte sie vor dem Gedanken, sein Herz nicht mehr oder nur getheilt zu besitzen. Die Rheingräfin aber, einst von ihr hochgeachtet und verehrt, wurde der Gegenstand ihres Abscheus und ihr Inneres empörte sich in ihrer Nähe.

Friedericke fand sie jetzt, wie gewöhnlich, in ihrem Zimmer nach dem Hofe hin, der schroffen Felswand gegenüber, und wieder in der aufgeregtesten Stimmung; nicht in Thränen, wie so häufig, sondern Zorn und Verzweiflung stritten auf ihrem Antlitz und das Schwärmerische ihres Auges spielte auf Momente fast ins Wahnsinnige über, so daß es jammervoll zu sehen war, wie das feine Gesicht verzogen und zum Tummelplatz der Leidenschaft entstellt war. Friedericke suchte sie auf's liebreichste zu besänftigen. „Stille," antwortete Julie außer sich, „auch Dir werde ich nichts mehr sagen, denn Du suchst das Schändlichste nur zu beschönigen. Nur das Eine vernimm noch: „heute nach aufgehobener Tafel, als wir herüber kamen, du fort warst und ich die Einladung auf den Abend wegen Unwohlsein ablehnte, sagte er mir, um mich zum Hingehen aufzumuntern, er habe bemerkt, daß der französische Marquis für mich brenne, eine kleine Intrigue mit ihm gewähre mir veilleicht Zeitvertreib, er wolle seinerseits darüber wegsehen. Hörst Du Friedericke, wohin es gekommen ist?"

Ein Strom von Thränen stürzte jetzt über ihre Wangen. „Wozu weine ich?" fuhr sie fort; „ein Seufzer von ihr überwiegt Tausend meiner Thränen. Verkuppeln möchte er mich und Schande auf mich häufen, um sich frei zu sehen. O er soll, er wird seine Freiheit haben!"

„Du weißt doch, geliebte Julie," begütigte Friedericke, „wie wenig seine Handlungen seinen leichten Reden entsprechen."

„Ich weiß, ich kenne erst heute mein ganzes Elend. Aber seine Freiheit soll er haben!" Mit diesen Worten sank sie erschöpft auf's Sopha. Friedericke ergriff ihre Hand und setzte sich schweigend zu ihr nieder.

Man hörte Weyers Schritte auf dem Hausflur. Julie nahm rasch eine andere Haltung und gefaßte Miene an. Weyer trat herein, auf's sorgfältigste und eleganteste zur gräflichen Soiree gekleidet und in der heitersten Stimmung.

„Ei, liebes Weibchen," sagte er freundlich zu Julien, „noch nicht so weit mit der Toilette? ich wollte Dich abholen."

„Du weißt ja, daß ich mich mit Unwohlsein entschuldigen ließ," antwortete sie kurz.

„Aber meine schöne Schwägerin wird mich begleiten, oder vielmehr ich werde sie begleiten, wie ich schon aus ihrem reizenden Anzug schließen darf?" wandte er sich fragend an Friedericken.

Friedericke, die allerdings in dieser Absicht gekommen war, trug dennoch jetzt Bedenken, ihre Schwester heute Abend in diesem über alle Maßen aufgeregten Zustand allein zu lassen; sie würde sicher nicht mitgegangen sein, hätte sie nicht dem jungen Rheingrafen noch vor einigen Minuten das festeste Versprechen gegeben. Sie bejahte

daher Weyers Frage nach einigem Besinnen und nicht ohne Kampf mit sich selbst.

„Wohlan denn, so haben wir keine Zeit mehr zu verlieren," sagte Weyer, indem er ihr mit einigen schmeichlerischen Redensarten den Arm bot. „Adieu, mein Engel," wandte er sich zu Julien, küßte ihr die Hand und zog Friedericken mit sich fort. Diese kehrte noch einmal zur Schwester zurück. „Ich werde bald wiederkommen, Julie," sagte sie mit einer innigen Umarmung und ging an Weyers Seite hinüber auf's Schloß.

5.

Auf dem Schlosse Dhaun glänzte bereits Alles in festlichem Prunke; eine ansehnliche Zahl vornehmer Gäste hatte sich eingefunden; obgleich man durch die Liberalität, den Reichthum und Luxus, welche bei solchen Gelegenheiten das rheingräfliche Haus entfaltete, verwöhnt war, so hatten doch diesmal die umfassenden Anordnungen der Wirthin Aller Erwartung übertroffen. Die herrliche Lage des Schlosses mit seinen reizenden Umgebungen, so wie der milde Abend forderten dazu auf, daß man die Zeit, welche dem Souper und Ball voranging, im Freien zubrachte. Der ungeheure Felsenriese, dessen Fuß der rauschende Simmerbach rund umschlang, dessen Haupt das Schloß wie eine zackenreiche Krone schmückte, bestand seiner oberen Hälfte nach aus Park- und Gartenanlagen, die mit großer Kunst und enormen Kosten schon in früherer Zeit angelegt, von dem letzt verstorbenen Rheingrafen bedeutend erweitert und in französischem Geschmack verschönert wurden. Von dem Ringmauerthor und dem Dorfe Dhaun an, unter der Hauptfronte des Schlosses an der Südseite des Berges hin, waren

durch künstliche, mit Treppen verbundene Terrassen, schmale Flächen für die üppigste Flora gewonnen; Blumen und Zierpflanzen aller Art schmückten ums Schloß herum die abgezirkelten Felder, deren ummauerte Kanten durch symmetrisch geordnete Orangebäume bezeichnet waren; weiter unten grünte an dieser Seite des Berges ein Obstwäldchen der seltensten Sorten. Nach der Ostseite hin verloren sich die regelmäßigen Wege und Terassen in grüne Abhänge und verschlungene Pfade; hier begann eine idyllisch-romantische Partie; die Natur war von der Kunst auf's willfährigste unterstützt, ja beide schienen in ihren Productionen mit einander zu wetteifern. So war hier ein wildes thurmhohes Gestein, das inmitten vieler umherliegender Felsblöcke empor ragte, durch die Hand des Bildhauers zu einem colossalen Hirtengott umgestaltet, der auf einer gleich riesenhaften Panpfeife blies und einen geglätteten Fichtenstamm als Hirtenstab im Arm liegen hatte; die herumliegenden Blöcke waren zu seiner Heerde, zu weidenden Kühen, Ziegen und Lämmern umgeschaffen. Irrgänge, überbrückte Schluchten, Eremitagen, künstliche Ruinen, Götterstatuen und vieles Andere in seltsamer Verbindung, wie es die damalige Gartenästhetik erforderte, gewährten eine ununterbrochene Unterhaltung: besonders wurde die Aufmerksamkeit gefesselt von einer dicht an der östlichen Ringmauer des Schloßhofes erbauten Muschelgrotte, einem prachtvollen Kunstwerk. Sie war durch einen in die Mauer gebrochenen unterirdischen Gang mit dem Innern des Schlosses verbunden, hatte einen Umfang, daß sie die größte Gesellschaft faßte und trug über ihrem Eingang jenen colossalen Löwen aus Sandstein, der einst zum Andenken eines im Kampf für die Rheingrafen gefallenen Kreuznacher Bür-

gers, des heldenmüthigen Michel Mort, errichtet worden war und noch jetzt den über Kreuznach ragenden Kauzenberg ziert. Die Nordseite des Schloßberges war mit dichtem Waldgehölz bekleidet, in dessen einsamen Schattengängen ebenso die Liebe wie die Beschaulichkeit eine schützende Zuflucht fand. Durch die einzelnen, absichtlich gelassenen Lücken der eng verschlungenen Bäume blickte man bald hinab auf's freundliche Wiesengrün des Thals, bald hinüber in den weit am Horizont hingedehnten Soonwald, über dessen schwarze Forsten die hohe Warte von Koppenstein einsam und melancholisch emporragte.

Die Schloßbesitzerin hatte in ihren Vorbereitungen für den heutigen Abend nichts vergessen, was den Glanz ihrer Residenz und die Unterhaltung ihrer Gäste erhöhen konnte. Pechfackeln flimmerten allenthalben auf den Terrassen, Treppengeländern und Mauervorsprüngen des Schlosses; die genannte hellerleuchtete Muschelgrotte, in welcher die mannigfaltigsten Leckerbissen strotzten und Getränke sprudelten, diente als Ausgangspunkt und Sammelplatz der ringsumher in den Anlagen zerstreuten Gesellschaft. Zwölf Jäger, welche die Rheingräfin erst kürzlich von ihrem Bruder, dem Grafen von Nassau-Saarbrücken, zum Geschenk erhalten hatte, waren zu Linken der Grotte unter einer Tannengruppe an einem Punkte aufgestellt, von welchem aus das herrliche Echo durch die Horrbacher Felsen, die auf der andern Seite des Simmerthales wild emporstarrten, vielfach erweckt werden konnte. Diese rüstigen Forstvirtuosen bliesen auf ihren Waldhörnern bald lustige Jagdmelodien, bald schmelzende Adagio's, die vom Echo beantwortet und oft harmonisch secundirt, weithin hallten über Berg und Thal und bei eintretenden Pausen in den fern-

sten Felsenschluchten traumartig verklangen. Aber selbst hierbei mußte die schlichte Natur vom exiganten Menschenwitz sich meistern und verdrehen lassen. Die Rheingräfin hatte nämlich in die Spalten der Horrbacher Felsen einige Hornisten versteckt, die, wo die Stimme der Felsen nicht auszureichen schien, tapfer eingriffen und allerdings den frappantesten Effekt hervorbrachten.

Die Gäste wandelten einzeln und in Gruppen, unter Scherz und Lachen und den verschiedenartigsten Belustigungen hin und wieder. Der Ton der Unterhaltung war heute freier, als gewöhnlich, die steifere Etiquette ziemlich beseitigt. Wo man die gepuderten Zöpfe nicht sah und das Rauschen der Reifröcke nicht hörte, konnten höchstens nur die süßlichen Schmeicheleien, die mit frivolen Anspielungen und witzigen Zweideutigkeiten zersetzte Höflichkeit der Cavaliere gegen die Schönen an das Zeitalter erinnern, welches jetzt in so raschem Verschwinden begriffen ist. Die Honneurs an der Muschelgrotte hatte die Rheingräfin ihrem Sohn übertragen und mischte sich unter die Menge. Philipp, so sehr sein Geist unter Kiefers Leitung sich entwickelt und einen für sein Alter seltenen Grad der Umsicht und Festigkeit erlangt hatte, war gleichwohl in den Leistungen der Conservationsfertigkeit sehr zurückgeblieben. Sein Naturel sowohl als der Einfluß seiner bisherigen näheren Umgebung trieb ihn an, sein Interesse anderen Dingen zu widmen, daher ihm denn auch seine heutige Aufgabe eben so wenig Vergnügen als Ruhm verschaffte. Die wortreichen Complimente und Beglückwünschungen wegen seiner Reise in die große Welt beantwortete er mit einfachem Dank, und über die Klippen, welche in seiner Aufgabe als Wirth für ihn verborgen lagen, half ihm die in seiner Nähe schaltende

Friedericke mit unbemerkter Gewandtheit. Mit schwesterlicher, ja man könnte fast sagen mit mütterlicher Theilnahme und Aufmerksamkeit hatte sie ihn stets im Auge und war ihm zur Hand, wo er eine Unbeholfenheit zum Besten zu geben Gefahr lief. Die Rheingräfin hatte sich unterdessen nach und nach vom Getümmel entfernt und befand sich mit Weyer in einem der dunkelsten Schattengänge an der Nordseite des Schloßbergs. Raabe wandelte in einiger Entfernung auf und ab, um unberufene Beobachter fern zu halten, oder nöthigenfalls den Versteckten ein Zeichen zu geben; auch Charlotte von Wartensleben ward von ihm als unbewußte Gehülfin in die Nähe gezogen. Doch zum Schrecken und Verdruß des liebetrunkenen Paares rannte ein Domestique an ihnen vorüber und auf Raabe zu, den er allenthalben gesucht hatte. Raabe verließ seinen Posten und eilte in den Schloßhof, denn er wurde von einem Vorfall in Kenntniß gesetzt, der ihn selbst höchst widerwärtig berührte und alsbald auch in die gute Laune der Rheingräfin eine kurze Störung brachte. Es war folgender: Philipps Reitbursche, Leonhard, der unsern Lesern von seinem Ritt im Eselsgarten her bekannt ist, hatte, als er heute Nachmittag zwischen Johannisberg und Dhaun von seinem Herrn beurlaubt wurde, nicht sobald die Pferde in den Stall gebracht, als er sich schon auf dem Weg ins Thal befand zu einem kurzen Besuch auf der Bannmühle, denn er vermuthete, daß der Müller nicht zu Hause wäre. Es fand sich auch wirklich so: der Bannmüller war nach Simmern gegangen, aber seine beiden Töchter hatten ihn begleitet. Leonhard, bei den Burschen der Thalmühle wohl gelitten, schlenderte mit einigen derselben wieder heimwärts. Siehe, da kam des Informators Diener, der verhaßte Spatz

zu Pferde den Berg herab, ohne Zweifel um in Aufträgen seines Herrn noch nach Grumbach zu reiten. Spatz war bekannt als ein schlechter Reiter. Die muthwilligen Bursche, seines Triumphs über Leonhard von heute Morgen gedenkend und in jeder Weise darauf bedacht, ihm einen Schabernak zu spielen, rannten trotz Leonhards Abmahnung mit dem Geschrei: „Hussa, Herr Spatz, fest im Sattel gesessen!" plötzlich aus dem Gebüsch hervor. Das Pferd that einen raschen Seitensprung und Spatz stürzte auf den abschüssigen steinigen Weg. Er war kaum fähig, wieder aufzustehen, blutete im Gesicht und hatte sich stark am Knöchel verletzt. Schäumend vor Wuth und einen grimmigen Blick auf Leonhard werfend, hinkte er langsam den Weg zurück, den er gekommen war.

„Da habt Ihr's nun gut gemacht," sagte Leonhard kopfschüttelnd und mit bedenklicher Miene, „was der mir droben jetzt einbrockt, möchte ich keinem von euch wünschen." Nach einigem Besinnen und nachdem die Bursche das flüchtige Pferd eingefangen hatten, fuhr er fort: „Wollt Ihr mir nun einen Gefallen thun, und das seid Ihr mir schuldig, so haltet das Pferd mit Sattel und Zeug nur bis übermorgen in der Bannmühle auf's sorgfätigste versteckt; ich will dann die ganze Geschichte auf mich nehmen. Euere Namen dabei verschweigen und später sollt ihr ein Weiteres von mir erfahren." Die Bursche willigten gerne in seine Bitte und Leonhard ging nun ruhig dem Ungewitter entgegen, das sich zu Dhaun über seinem Haupte zusammen zog. „Halt, Leonhard!" rief ihm einer der Freunde nach, als er einige Schritte gegangen war. „Da steckt das Taschentuch des Spatz im Pistolenhalfter des Sattels; nimm es ihm mit, daß er seine Thränen trocknen

kann, wenn er die klägliche Geschichte droben anbringt.“ Leonhard nahm das Tuch und ging weiter. Beim zufälligen Entfalten desselben fand er einen Brief darin von Raabe an den Geheimschreiber des Grafen von Grumbach. Seine geringe Fertigkeit im Lesen gestattete ihm kaum die Adresse zu entziffern, aber sein begründeter Argwohn gegen Raabe und dessen Freunde zu Grumbach sagte ihm, daß er hier ohne Zweifel ein wichtiges Document in Betreff der wahren Gesinnung Raabe’s in Händen habe. Es indeß dem jungen Rheingrafen zu übergeben, wäre verkehrt, dachte er; denn dieser würde es seiner ihm bekannten Discretion gemäß unerbrochen an den Ort seiner Bestimmung befördern. Ueberdieß konnte er nach dem Vorgefallenen kaum auf eine baldige Zwiesprache mit demselben rechnen. Er beschloß daher sich damit an die Hofräthin Weyer zu wenden, deren Mißtrauen gegen Raabe ihm bekannt war, und von welcher er richtig voraussetzte, daß sie an dem Fest auf dem Schlosse nicht Theil nehme. Ohnehin führte ihn sein Weg an ihrem Hause vorüber. Er trat ein, erzählte den Vorfall und übergab ihr den Brief mit der Bitte, denselben sobald als möglich zu beliebiger Benutzung ihrer Schwester Friedericke einzuhändigen. Die Hofräthin, noch in jener Stimmung, in welcher wir sie verließen, und kaum auf seine Mittheilung achtend, versprach ihm, seinen Wunsch zu erfüllen, und schloß den Brief in ihre Chatoulle. Leonhard begab sich auf’s Schloß. Spatz hatte hier natürlich die ganze Schuld an seinem Unfall auf Leonhard gewälzt. Raabe unterrichtete sofort die Rheingräfin davon und diese hatte nun für den Bösewicht Leonhard keine Nachsicht mehr. Sie befahl, daß er Augenblicks bis zur weitern Züchtigung in den Thurm der Folterkammer gesperrt werden und nun

jedenfalls den jungen Rheingrafen nicht nach Frankreich begleiten solle.

„Leonhard," sagte der Schloßvogt, als er ihn einschloß, „Er meritirt nichts Besseres, und doch habe ich eine Espece von Sympathie mit Ihm; ich chargire mich nicht gerne mit Bitten für Andere, doch wenn ich Ihm zu dem Wasser und Brod in dem feuchten Loch eine kleine Zukost erwirken kann, bin ich nicht abgeneigt." Leonhard blieb stumm und die Pforte ging hinter ihm zu.

Das Behältniß, in welchem Leonhard einstweilen büßen sollte, befand sich in einer der beiden großen Brüstungen an der Südseite des Schlosses. Beide waren, genau untersucht, tief in die Erde rund ausgemauerte Thürme die sich bis zu gleicher Höhe mit dem Schloßhof erhoben und mit ihren Plafonds eine Art von großem Altan vor dem eigentlichen Schloßgebäude bildeten, der mit einem Geländer versehen war und die herrlichste Aussicht ins Thal gewährte. Der eine dieser Thürme enthielt ein tiefes schauerliches Verließ, drin Molch und Salamander hausten; im zweiten befand sich außer einigen Gemächern die Folterkammer mit allen dazu gehörigen Geräthschaften. Das Verließ war schon seit Jahrhunderten völlig außer Gebrauch; die Folterkammer wurde noch jetzt von der Schloßbesitzerin benutzt, aber nicht zur Peinigung, sondern zur Aufbewahrung solcher, die sich gröberer Vergehungen schuldig gemacht hatten.

Als die Rheingräfin ihre strengen Befehle in Betreff Leonhards erlassen hatte, kehrte sie etwas verstimmt zur Gesellschaft zurück, doch Weyer wußte sie bald wieder in die vorige gute Laune zu versetzen. Es war unterdessen kühl geworden und die Zeit des Soupirens heran gerückt.

Auf ein gegebenes Zeichen sammelte man sich von allen Seiten her um eine reich besetzte Tafel im sogenannten Rittersaal, der in Form eines Oblongums im Erdgeschoß des linken Schloßflügels unter dem Tanzsaale gelegen mit seiner Bildhauerarbeit, seinen paarweise an den Wänden hin geordneten Säulen und Nischen für ein architektonisches Prachtwerk gehalten werden durfte und noch heute in seinem Verfall dem Besucher des Schlosses Andeutungen über seine ehemalige Herrlichkeit gibt. Das über dem Haupt-Eingang in Stein gehauene schlafende Kind, vor welchem ein Affe sitzt, der ihm einen Apfel darhält, scheint diese Wände wie ein Genius geschützt zu haben und ist noch heute zu sehen wenn auch vom Zahn der Zeit benagt und in den schönen Umrissen verwittert. Beim Eintreten der Gäste rauschte durchdringende Musik von der Gallerie und manche der anwesenden Schönen, von dem hebenden Rhythmus des Allegro ergriffen, hätte gerne auf die ausgesuchten Leckerbissen der Tafel verzichtet, wenn der in Aussicht stehende Ball sofort wäre angeordnet worden. Doch nicht alle waren solcher Ansicht und man überließ sich mit größter Hingebung den Genüssen des Gaumens, die alsbald durch eine so muntere Unterhaltung gewürzt wurden, daß manch schallendes Gelächter bis zu den Ohren der Dorfbewohner drang, die theilnehmend und neugierig zu den ersten Terassen der Schloßumgebung herangeschlichen waren. Von den immer heitrer werdenden Gästen wurden scherzhafte Anekdoten, Leberreime und Calembours zum Besten gegeben, deren oft rasche und schlagende Folge eine große Uebung der Festgenossen voraus setzen ließ; indessen verläugnete sich im Tone nirgends jene charakteristische Mischung von Feinheit und Frivolität. Gegen das Ende proponirte der Hof-

rath Weyer, indem er der Rheingräfin, deren schöner Arm grade von den weiten Manchettenärmeln etwas entblößt war, einen zärtlichen Blick zuwarf, mit folgenden Worten einen Wettkampf:

„Den soll im Reigentanz der schönste Arm umschlingen,
Der auf den schönsten Arm den schönsten Vers wird singen."

Rasch antwortete sein Nachbar:

„O meiner Phyllis Arm, so voll und rund und weich,
Erwartet nicht den Tanz, umschlinget mich sogleich."

Und bog mit einer graziösen Bewegung den Arm seiner Nachbarin, die ihm ohne Sträuben diese Freiheit gestattete, um seinen Nacken.

Ein Folgender rief:

„Den meiner Chloe birgt ein neidisches Gewand,
Doch seinen Reiz verräth der Reiz der schönen Hand;"

und beugte sich, seiner Nachbarin die niedliche Hand zu küssen.

Als die Reihe an den Kanzlei-Sekretär Roose kam, der neben Friedericke seinen Platz hatte, sagte er etwas leiser als die Uebrigen:

„Ich sänge Däphnes Ruhm aus tiefstem Herzensgrund,
Wär' mit dem Lilienarm kein Marmorherz im Bund"

Dem schweigsamen jungen Rheingrafen, der sich gerne vorbei gemacht hätte, wurde von allen Seiten zugesetzt. Da faßte er sich und rief wider Aller Erwarten geläufig und ausdrucksvoll:

„Ich darf mich in den Kampf mit diesen Schäfern wagen:
Der schönste Arm ist der, der mich als Kind getragen."

Ein freundlicher Blick seiner Mutter und ein schallendes Bravo war seine Belohnung.

Das Spiel hatte den Kreis durchlaufen, die Rheingräfin erhob sich, reichte Weyer den Arm und schritt an seiner Seite, von den übrigen gefolgt, die breite Treppe hinauf in den hell schimmernden Tanzsaal, wo sich alsbald in anderer Weise die buntesten Scenen entfalteten.

Der damals von der vornehmen Welt gefeierteste Tanz war der in Frankreich zur äußersten Vollkommenheit ausgebildete und von daher nach Deutschland gewanderte Menuet, der eigentlich mehr eine auf die Regeln des französischen Anstandes gegründete, taktmäßige Bekomplimentirung, als ein Tanz genannt werden konnte. Der sumblimste Anstand, die zierlichste Haltung des Leibes in Verbindung mit der feinsten Bewegung der Glieder hatte hier Gelegenheit auf's Glänzendste sich geltend zu machen; die natürlichen Reize eines jugendlichen Körpers sollten hier idealisirt erscheinen und durch die Kunst ihre höchste Weihe erhalten. Indessen bei seiner abgemessenen langsamen Bewegung trugen auch ältere Personen kein Bedenken, daran Antheil zu nehmen. Weyer besaß den Ruhm, eine hohe Meisterschaft in dieser Kunst erlangt zu haben; das Graziöse in jedem Schritt und Tritt, die Delikatesse, womit er die Fingerspitzen der Damen faßte, war unvergleichlich. Auch verschmähte es die Rheingräfin nicht, einige Touren in der Partie, worin er sich befand, mit zu tanzen; pausirte sie aber, so waren ihre Blicke nur auf seine Bewegungen gerichtet. Auch von der übrigen Gesellschaft huldigte der größte Theil den Freuden Terpsichorens, dem trefflich besetzten Orchester waren nur kurze Pausen gestattet und so jubelte man auf dem Schlosse Dhaun luftberauscht in die Nacht hinein.

Der junge Rheingraf war während eines Menuets gleich zu Anfang des Balls mit Friedericken in eine Fenster-

nische getreten an der Westseite des Saales. „Ist doch meinem Innersten nichts mehr zuwider, als dieser Tanz," sagte er, indem er seine Blicke davon ab nach den Fensterscheiben wandte. „Ich versichere Sie, daß ich lieber einem Siebensprung der Hunsrücker Bauern zusähe."

„Eure gräfliche Gnaden erblicken auch heute das Heiterste im trüben Lichte," antwortete Friedericke.

„Wenn ich auch vom weiblichen Geschlecht zugebe," fuhr Philipp fort, „daß es, sobald es sich einmal gewöhnt hat seine äußern Vorzüge öffentlich der Bewunderung preis zu geben, daß es alsdann Recht hat, dieß mit der möglichsten Kunst und Grazie zu thun, um dadurch das Unweibliche in Vergessenheit zu bringen, so scheinen mir dagegen bei einem Mann diese Entäußerung seiner natürlichen Würde, diese in jedes Glied gedrängte, kriechende Huldigung und Unterwerfung gegenüber dem schwächern Geschlecht, und vollends bei einem Deutschen alle die den Grundzügen seines Charakters, der Kraft und Gradheit, wiedersprechenden reichlichen Krümmungen und Windungen der Galanterie, mögen sie noch so künstlich ausgeführt werden, wahrhaft häßlich und widerwärtig. Solch ein Tanz wäre auch gewiß im Deutschen Volke nie erfunden oder ausgebildet worden; er ist eine ausländische Wucherpflanze, die gewiß wieder verschwindet, wenn einmal der rechte Gärtner kommt, um das Unkraut aus dem Waizen zu jäten. Ganz anders verhält es sich mit dem Tanz unserer Bauern; da ist keine bewußte Künstelei und eitele Ausstellung seiner selbst zur Ergötzung Anderer, sondern angeborner Takt und eigene innere Lust sind die Triebfedern der muntern Bewegung, ein Unterschied, wie zwischen Hofleben und Landleben überhaupt, wie zwischen Schuld und Unschuld."

„Sie wollten mir in Betreff Kiefers noch etwas mittheilen?“

„Ja,“ antwortete Philipp, indem er ihr ein zusammengefaltetes Papier übergab; „händigen Sie ihm dieses offene Schreiben mit der Bitte ein, er möge es bis zu meiner Wiederkehr aufbewahren. Es enthält, wie Sie selbst darin lesen mögen, ein Lebewohl für ihn, einen Dank für seine Lehren und eine Aufzeichnung einzelner Gedanken, die durch ihn in mir erweckt wurden, und die ich gerne als eine Art Unterpfand bei ihm niederlegen möchte. Ich selbst will ihn vor der Abreise nicht mehr sehen, denn meine Mutter wünscht es nicht; auch kann ich dadurch ihm und mir einen angreifenden Moment ersparen.

Als Friedericke versprach, seine Bitte zu erfüllen, wandte sie sich von ihm ab nach dem Fenster, um die Bewegung ihres Innern, die sie nicht mehr zu beherrschen vermochte, vor ihm zu verbergen.

„Sehen Sie doch,“ sagte sie nach einer längeren Pause, während welcher sie durch die Scheiben in die Dunkelheit geblickt hatte, „kommt es Ihnen nicht auch so vor, als wäre drüben in der Wohnung meiner Schwester ein Fenster geöffnet und als bewege sich Jemand darin unter allerlei seltsamen Geberden?“

„Ich sehe nichts als Finsterniß,“ antwortete Philipp, dessen Augen noch von dem Lichte des Saales geblendet waren.

„Jetzt ist es weg,“ fuhr Friedericke fort; „es kommt zur Hausthüre heraus und geht nach dem Wege zu, der ins Thal führt. Wüßte ich nicht, daß Julie, die sich nicht wohl befindet, früh hätte zu Bett gehen wollen, ich würde glauben, sie wäre es.“

Philipp gestand jetzt ein, daß auch er eine Bewegung von Weyers Hause her wahrgenommen habe. „Es ist einer der schaulustigen Dorfbewohner, der sich hier noch herum treibt," meinte er und schenkte der Sache keine weitere Aufmerksamkeit.

„Ich fühle eine quälende Unruhe," sagte Friedericke; „auch hatte ich Julien versprochen, früh wieder zurück zu kehren."

„Sie dürfen noch nicht gehen; meine Mutter würde es schwer rügen, wenn Sie die Erste wären, die man heute Abend vermißte."

Eine Tanzpause trat ein; Philipp wurde von einer erschöpften, tiefaufathmenden Baronesse um eine Erfrischung gebeten, und Friedericke entschloß sich ungern, noch eine Weile Theil zu nehmen an einer Belustigung, wofür ihr Herz aus vielfachen Gründen jetzt so wenig empfänglich war, die aber darum nicht weniger in ihrem vollen rauschenden Gange bis lange nach Mitternacht fortgesetzt wurde. Doch wir verlassen die schimmernden Hallen des Schlosses und versetzen uns auf eine Weile ins tiefe düstere Simmerthal.

6.

In der schmalen Thalöffnung, durch welche der Simmerbach in die anmuthige Ebene rauscht, die den Flur des Dorfes Simmern bildet und bis an die Ufer der Nahe sich erweitert, unter den Felsenabhängen diesseits der Brücke gingen des Weges der Bannmüller und seine beiden Töchter in gar später Abendstunde. Auch sie hatten einen festlichen Abend verlebt; es war in dem Dorfe Simmern auf einer Kindtaufe, welches Fest die Landleute jener Gegend

mit einem ihre Vermögensverhältnisse weit überschreitenden Aufwand zu begehen pflegen. Der Bannmüller war, wo er einmal hinter dem Glase saß, schwer weg zu bringen. Und so hatte er denn auch dießmal trotz den Ermahnungen seiner Töchter, die er jedesmal mit einem Schimpfworte beschwichtigte, redlich ausgehalten bis auf den letzten Mann. Es war kurz vor Mitternacht und sehr finster. Die beiden Mädchen hatten sich dicht an der Seite des wankenden Papa's gehalten, bis sie glücklich mit ihm über den Steg waren, dann schritten sie Arm in Arm vorwärts in die enge Thalschlucht hinein und ließen den brummenden Alten in kleiner Entfernung zurück, um ungenirter mit einander plaudern zu können.

„Ich bin froh, wenn wir zu Hause sind," sagte die Aelteste, „es ist mir, als wäre etwas passirt; der Vater ist auch nicht von der Stelle zu bringen, wenn er einmal sitzt."

„O mir wurde die Zeit nicht lange," gab die Jüngere zur Antwort; „Ich höre es für mein Leben gerne, wenn sie so schauerliche Geschichten erzählen, doch ich mag jetzt gar nicht daran denken, sonst fürchte ich mich."

„Es ist auch besser, du bist hier still davon. Was sagten sie Dir denn über Leonhards Aufzug von heute Morgen? Die meinten gewiß Alle, es wäre ihm Recht geschehen?"

„Nein, wahrhaftig nicht, Lisbeth; sie meinten Alle, die Rheingräfin hätte es nur befohlen, um dem Hofmeister sich geneigt zu zeigen; und Leonhard sollte sich nur nichts daraus machen, er wüßte ja doch, wie er bei dem jungen Herrn angeschrieben wäre. Auch sagten Einige, dem Spatz würde es noch heute vergolten werden."

„Das ist es eben, was ich fürchte," antwortete die andere in besorgtem Ton, „hätte ich Leonhard nur heute noch sprechen können, um ihn zu warnen, doch vor der Abreise nichts mehr gegen Spatz zu unternehmen; denn wenn er nicht mit darf, so ist sein Glück verscherzt, er bleibt hier zum Gespött und der junge Herr ist in Frankreich ohne ihn verrathen und verkauft; das hat er mir oft gesagt. Er traut den Grumbachern nicht und kennt alle ihre Schliche so gut wie die Wege und Stege auf dem Schloß."

„Du meinst wohl," fiel neckend die jüngere ein, „wie den unterirdischen Gang, der vom Schloß ins Thal führt?"

„Schweige doch! könnte denn hier Niemand lauschen?" rief entrüstet die Andere, als sie gerade an der Stelle um die Ecke bogen, wo man aus dem tiefen Hohlweg des majestetischen Schlosses auf der drohenden Höhe ansichtig wird, das jetzt in seiner glänzenden Beleuchtung bei dem tiefen Dunkel der Nacht einen doppelt imposanten Anblick gewährte; die zahllosen Fackeln und glühenden Fenster warfen ihre Lichter auf die gegenüber ragenden Felsenwände des engen Simmerthals, dessen Schluchten nun durch den Kontrast noch finsterer erschienen; auch verhinderte das Rauschen des Baches ebenso wenig als das monotone Geklapper der Mühlen, daß man die Contretöne der Musik vernahm, welche die Taktbewegung der Tanzenden bezeichneten. Den beiden Mädchen entfiel über dem überraschenden Anblick der Faden ihres bisherigen Gesprächs.

„So muß das Demantschloß der sieben Zwerge gewesen seyn, wovon der alte Meier heute Abend erzählte," sagte die Jüngere; „aber die Geschichte von der eingemauerten Nonne, die des Nachts umging," fügte sie hinzu, „hat mir doch noch besser gefallen."

„Kömmst Du schon wieder auf diese Geschichtchen?“ verwies ihr die Andere; „halte Dich doch ruhig damit, bis wir zu Hause sind.“

„Glaubst Du denn alle diese Dinge? ich glaube“ — Hier unterbrach sie sich plötzlich, drängte sich dicht an die Schwester und sagte leise: „Lisbeth, siehst Du nicht, wie sich dort links vom Simmerbach an der unteren Felsenwand etwas hin und her bewegt?“

„Ich sehe es,“ antwortete Lisbeth, ebenfalls vor Schrecken zitternd, es ist eine Gestalt, die ihre Arme bewegt. Laß' uns warten bis der Vater kommt.“

„Das ist eine Stelle, wo kein Mensch gehen kann; Lisbeth, ich vergehe vor Angst, wenn es ein Gesp—“, sie wagte das Wort nicht auszusprechen; „kömmt es Dir nicht vor, wie die arme Nonne?“

Unterdessen kam der Alte heran. Das Schloß mit seinem Fackelglanz und Festgeräusch hatte auch auf ihn Eindruck gemacht. Aus einem damals im Volke verbreiteten Lied sang er mit häufiger Wiederholung die Worte vor sich hin:

„Droben im Schlosse da tanzen sie den Schleifer;
Hört ihr die Fiedler, hört ihr die Pfeifer?
Droben im Schlosse wird lustig poculirt,
Bis mit der Köchin der Junker charmuzirt u. s. w.“

„Vorwärts! was steht Ihr da, Ihr Gänse? ist es noch nicht spät genug?“ rief er, seinen Gesang unterbrechend, als er die harrenden Mädchen gewahrte.

„Vater,“ sagten beide vor Angst stotternd, „seht einmal da vorn überm Bach auf dem Felsenrand, bewegt sich's da nicht wie ein Gespenst?“

„Wie ein — — ich hätte bald etwas gesagt, Ihr Strohköpfe! erwiederte der Alte, doch indem er unwillkürlich nach der Gegend hinsah und ebenfalls die Erscheinung wahrnahm, fuhr er etwas gemäßigter fort: „Dummes Zeug! Wie sollte Jemand bei Nacht sich dorthin wagen, wo man am hellen Tage den Hals bricht."

„Aber seht doch" — —

„Schweigt, ich sehe es auch. Gespenster gibt's nicht; laßt uns vorwärts gehen, es muß sich Jemand irgendwie dahin verirrt haben."

„Die Mädchen gehorchten. Der Bannmüller, der über die seltsame Erscheinung selbst höchst betroffen, seinen Rausch plötzlich verlor, schritt mit ihnen langsam des Wegs fort, und der Stelle immer näher, ohne einen Blick davon zu verwenden.

„Gott sey uns gnädig!" schrieen alle drei, als sie nach einigen Schritten sahen, wie die Gestalt vom Felsen hinab in den Simmerbach stürzte und ein leises Aechzen so wie das Aufrauschen der Wellen an ihr Ohr drang.

Der Bannmüller, nun keinen Augenblick mehr im Zweifel, daß es sich hier um ein Wesen von Fleisch und Blut handele, das, Gott weiß wie, hierhin gekommen, ein Opfer seiner Unbesonnenheit werde oder schon geworden sei, war nun der Mann an der rechten Stelle.

„Hebt eure Beine auf! hier ist vielleicht noch ein Menschenleben zu retten!" rief er hastig den Mädchen zu und eilte an das flache Ufer des Baches der Felsenwand gegenüber, wo sich eine kleine Bucht und dicht an dem Felsen ein sogenannter Tümpel von mäßiger Tiefe gebildet hatte. Auf dem ruhigen Spiegel desselben sah man etwas wie

ein Gewand; bald stand der Müller bis an die Hüften im Wasser und zog eine Frauengestalt, auf die Oberfläche.

„Lauft in die Mühle und holt eine Mulde!“ rief er den Töchtern zu. In kurzer Zeit war die triefende Last ans Ufer und in die Bannmühle gebracht, die nur noch eine kleine Strecke von dem Schauplatz dieses Ereignisses entfernt lag.

Aber welch ein Staunen und Erschrecken befiel die hülfreich thätigen Müllerleute, als man Licht brachte und in dem entstellten Antlitz der Verunglückten die Züge der Hofräthin Weyer zu erkennen glaubte. „Noch ist vielleicht das Leben nicht ganz gewichen; laufe, was Du kannst, Christian, nach Dhaun und hole den Hofchirurg; unterdessen bringt sie in ein Bett!„ sagte der umsichtige Bannmüller, dessen Anordnungen schleunigst vollzogen wurden.

Es war wirklich die unglückliche Julie. Als Friedericke mit Weyer vor dem Beginn des Festes sie in jener trostlosen Stimmung allein gelassen hatte, blieb sie lange in ein dumpfes Hinbrüten versunken, bis sie von den Klängen der Waldhörner geweckt wurde, die mit ihrem schmelzenden Echo alle schönen Bilder ihrer glücklichen Vergangenheit wie aus einem verlornen Paradiese ihr vor die Seele riefen. Aber jede süße Erinnerung öffnete gleichsam eine frische blutende Wunde, sie badete sich in Thränen und gerieth zuletzt in ein so lautes Weinen und Schluchzen, daß die Dorfbewohner es vor dem Hause vernommen zu haben behaupteten. Ohne Ruhe betrat sie die Zimmer nach dem Schlosse hin; sie sah die Fremden im Glanz der Fackeln auf den Terrassen hin und wieder wandeln, sie bemerkte deutlich, wie ihr Mann an der Seite der Rheingräfin um eine Ecke bog und im dunkeln Hintergrund mit

ihr verschwand. Sie hörte das Lachen und Jubeln während des Mahles und sah die Bewegungen der Tanzenden wie ein Schattenspiel an der Decke des erleuchteten Saales. Ihre Thränen waren längst wieder in Stocken gerathen oder vielmehr vertrocknet in der Gluth ihres Schmerzes; ihr Dasein schien ihr nicht länger mehr erträglich; ein Dämon der Verzweiflung bemächtigte sich ihrer, trieb sie im Hause umher, Trepp' auf Trepp' ab, von Zimmer zu Zimmer, aber überall hörte sie das folternde Schwirren der Musik, sah sie den stechenden Glanz der Fackeln, und warf sie sich mit verhülltem Haupt auf's Bett, so zeigte ihr die fieberhafte Phantasie in immer neuen und quälenderen Bildern, wie der Treulose in überschwänglichem Glück die fürstliche Buhlerin umgaukelte und über den Jammer seiner Gattin mit höhnischem Lächeln triumphirte. Endlich bat sie die Magd, die einzige Anwesende des Hauses und Zeugin ihrer Leiden, ebenfalls hinüber auf's Schloß zu gehen, um dem Feste zuzusehen, sie selbst wolle sich zu Bett legen. Als sie allein war, verließ sie das Haus und wankte ins Simmerthal hinab.

Wie sie an die unwegsame gefährliche Stelle gekommen, wo die Töchter des Bannmüllers sie zuerst erblickten, ließ sich nicht erklären, eben so wenig stand fest, ob ihr Sturz in den Bach ein Akt der Willkühr oder eine Folge von Unvorsichtigkeit war.

Die Nachricht von dem Unglücke war nicht in die Mitte der festlichen Versammlung auf dem Schlosse gedrungen. Friedericke, die trotz dem Gefühl innerer Unruhe, das sie nach Hause trieb, und trotz ihrer Stimmung überhaupt, in welcher sie nur durch Selbstüberwindung Theil an der herrschenden Heiterkeit nehmen konnte, erst spät sich los zu

machen vermochte, erfuhr von dem Dienstmädchen, als sie sich nach dem Befinden ihrer Schwester erkundigte, die Frau Hofräthin wäre längst schlafen gegangen. Sie legte sich daher, ohne sie vorher noch sprechen zu wollen, ebenfalls zu Bett, um sie nicht zu stören. Die Fremden aus der Nachbarschaft verabschiedeten sich kurz vor Tagesanbruch und bald darauf hörte man nahe und fern ihre Equipagen davon rollen. Auch Weyer, nachdem er heute den Becher seines Glückes bis auf die Hefe geleert hatte, verließ endlich das Schloß und warf sich zu Hause eilig in die Arme des Schlafes, um das Versäumte nachzuholen, nicht ahnend, welche Botschaft er als Morgengruß erhalten würde.

7.

Am andern Tage, als die Sonne schon hoch über den Bergen stand, sah man Friedericke in der Bannmühle vor dem Bett ihrer Schwester sitzen, die nach langen vergeblichen Bemühungen des Chirurgus aus dem Scheintod wieder ins Leben gerufen war, aber in einem so bedenklichen Zustande sich befand, daß man kaum Hoffnung auf eine baldige Wiederherstellung hegen durfte. Sie sprach nicht und heftete ihre Blicke wie geistesabwesend starr auf die Umstehenden. Selbst als Weyer leise eintrat und mit einem Blick des tiefsten Schmerzes sich ihr näherte, nahm man keine Veränderung in ihren unbeweglichen Zügen wahr. Durch Zeichen gab sie zu verstehen, daß man sie nicht in ihre Wohnung nach Dhaun, sondern zu ihrem Vater auf den Johannisberg bringen solle. Man that ihr den Willen und noch am Abend desselben Tages, da sie in der Mühle ohnehin die erforderliche Pflege nicht haben

konnte, wurde sie in einem Wagen auf den Johannisberg gebracht, wo Friedericke fast nicht von ihrem Lager wich.

Der Rheingräfin hatte man den Vorfall nur unvollkommen und ohne alle nähere Angabe der Umstände berichtet. Auch war sie jetzt von dem Gedanken an die morgende Abreise ihres Sohnes so erfüllt und im Herzen ergriffen, daß es ihr kaum auffiel, den Hofrath Weyer den ganzen Tag nicht gesehen zu haben. Während der letzten Reisevorbereitungen schien ihr die Härte der Trennung von Philipp, dem besonnenen Jüngling, dem treuen liebevollen Sohn, erst vollständig fühlbar zu werden; wiederholt umarmte sie ihn mit Thränen und flehte ihn an, ihrer nicht zu vergessen, gesund und rüstig wieder heimzukehren. Jedoch seine Bitte, ihm den Leonhard wieder frei zu geben, schlug sie beharrlich ab. „Er würde Dich mit Deinem Freund und Lehrer in Zerwürfniß bringen, und das darf nicht sein, das könnte ich nicht verantworten; sein heutiges Benehmen war noch ein Fingerzeig des Himmels, daß er nicht mit Dir soll;" war ihre bestimmte Antwort. Die Nacht brachte sie schlaflos zu; die widersprechendsten Gefühle durchkreuzten sich in ihrem Innern; auch Gewissensscrupel mischten sich mit ein, und als Philipp am Morgen reisefertig vor ihr stand, verlor sie beinahe alle Fassung. Indeß die Reisewagen knarrten alsbald langsam den Schloßberg hinab. Sie blickte nach aus dem Fenster und nach Philipps letztem Gruße, den er ihr zuwinkte, ehe sein Wagen in's Gebüsch bog, sank sie in ihren Sessel mit Empfindungen unaussprechlicher Wehmuth. In Schloß Dhaun zog öde Stille ein.

Um die Nachmittagsstunde, als des Schlosses verkleinerte Tafel, deren Spenden heute fast unberührt blieben,

bereits aufgehoben war, sah man den Unterschloßvogt, ein Bund Schlüssel in der Hand, eine Flasche Wein, Brod und Braten etwas verlegen unter dem Oberrock, nach dem Thurme schleichen, worin sich die sogenannte Folterkammer befand. Vorsichtig und nicht ohne Besorgniß bemerkt zu werden, stieg er ins Verließ hinab und öffnete die Thür der Kammer, in welche er Leonhard eingeschlossen hatte, mit folgenden Worten:

„Er hat es zwar nie um mich meritirt, Leonhard, daß ich mich seinetwegen einer starken Reprimande exponire, aber Er dauert mich, daß Ihm so seine wohlfundirten Hoffnungen vereitelt werden; daher bringe ich Ihm einen kleinen Trost in seinem Chagrin. Hört er, Leonhard, hier sind einige Reste von der Tafel; es wollte Niemand droben heute recht anbeißen."

Es erfolgte jedoch keine Antwort auf diese wohlgemeinte Anrede. Der Vogt sah sich nun genauer um in dem schwach erhellten Gelaß und fand mit Verwunderung und Schrecken, daß es leer war. Schleunig schaffte er seine Victualien bei Seite und machte der Gräfin sogleich die Anzeige hievon. Unerklärlich war es ihr und Jedem, wie Leonhard entkommen konnte. Sie ließ die Sache auf's Strengste untersuchen, ohne jedoch zu einem befriedigenden Resultate zu gelangen. Leonhard aber befand sich um diese Zeit im Gefolge des jungen Rheingrafen auf der Reise nach Straßburg, hocherfreut über die gelungene Ausführung seines wohlentworfenen Planes.

Es war nämlich in uralten Zeiten ein unterirdischer Gang vom Schlosse Dhaun ins Simmerthal mit ungeheuren Mühen und Kosten angelegt worden, um in Fällen der Belagerung des Schlosses eine Communication mit der Außenwelt zu erhalten. Dieser Gang nahm seinen Anfang

am Fundament des Thurms der Folterkammer und mündete im Stall der Bannmühle; er war seit undenklichen Zeiten nicht mehr benutzt und für gänzlich verfallen gehalten worden. Indessen nur die Treppe, die aus der Folterkammer bis zum Fundamente des Thurms hinab führte, war sehr beschädigt und zum Theil eingestürzt, jedoch für einen behenden Kletterer noch wohl zu passiren. Die Liebe macht erfinderisch und Leonhard, der in seinem vom Bannmüller keineswegs begünstigten Verhältniß zur schönen Müllerin, die erste Untersuchung dieses Weges von unten herauf angestellt hatte, über Erwarten glücklich bis zum Fundament des Thurmes vorzudringen vermochte und nun auch die letzten Schwierigkeiten auf dem beschädigten Treppenwege zu überwinden verstand, war seit längerer Zeit im Besitz des Geheimnisses dieser Passage und hatte sie, da er sich leicht den Schlüssel zu dem meist unbewachten Thurme verschaffen konnte, bereits öfter zu heimlichen Besuchen bei seiner Geliebten benutzt. Wie sehr kam ihm diese Ortskenntniß in einer Lage, die ihn anderenfalls zur Verzweiflung gebracht haben würde, nun zu Statten! Sobald er am frühen Morgen des heutigen Tages in seiner Haft vernahm, daß die gräflichen Wagen den Schloßhof verließen, trat er seine unterirdische Reise an; die im Stall des Bannmüllers der Oeffnung vorgeschobenen Bretter drückte er mit gewohnter Leichtigkeit zur Seite, hielt hier noch eine kurze Zwiesprache mit der überraschten Lisbeth, welcher er zum Lebewohl unwandelbare Treue gelobte, und begab sich eilig in die kaum einen Büchsenschuß entfernt gelegene Bergmühle, wo, wie er vermuthen durfte, seine Freunde das Pferd von Spatz, trotz der genauesten Nachforschung, welche Raabe mit ungewöhnlichem Eifer desfalls veranstalten ließ, versteckt gehalten

hatten. Er beschloß auf einem Umweg über den Johannisberg den Reisenden, die ohnehin noch keinen allzugroßen Vorsprung haben konnten, nach zu eilen, um Friedericken, auf deren Umsicht und Theilnahme an seinem Herrn er großes Gewicht legte, von Raabe's Brief in Kenntniß zu setzen, der sich, wie er nach dem ihm bekannt gewordenen Zustande der Hofräthin vermuthete, wahrscheinlich noch unübergeben in deren Gewahrsam befand. Auch glaubte er von dieser eine Billigung seines ganzen gewagten Schrittes zu erhalten und dem Rheingrafen als eine Art Rechtfertigung seines Benehmens mitbringen zu können. Er sprengte aus dem Simmerthal, daß die Funken stoben, und hielt in wenigen Minuten vor dem Pfarrhaus auf dem Johannisberg. Friedericke, die schon in der Frühe um die noch immer gefährlich kranke Schwester beschäftigt war, und so manchen Kummer tief im Herzen barg, war erfreut über Leonhards Erscheinen, ließ sich in Betreff des Briefs unterrichten und gab ihm ein Billetchen an Philipp mit, das blos die Worte enthielt; „Friedericke bittet Euer gräfliche Gnaden, den treuen Leonhard nicht wieder zurückzusenden.“ Damit eilte Leonhard davon.

8.

Es waren seit Philipps Abreise acht Tage verflossen. In und um Dhaun hatte sich Vieles geändert seit dem glänzenden Hoffeste; Alles schien erschöpft und gelähmt nach der übermäßigen Anstrengung und auf der Stätte der ausgelassensten Lust hatten Ernst und Melancholie ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Die größte Verwandlung aber war mit der Rheingräfin selbst vorgegangen. Sie hatte mit Weyer alle intimen Beziehungen abgebrochen. Ihre Gedanken, nur

um den entfernten Sohn beschäftigt, der in einem Brief von Mainz aus für Leonhards Entweichen und seine Aufnahme desselben die Mutter auf's innigste um Nachsicht bat, waren von den peinlichsten Gefühlen begleitet; denn allmälig kam es ihr vor, als habe sie ihrer Leidenschaft zu Weyer den hoffnungsvollen Liebling ihres Herzens hingeopfert und immer lebhafter begann sich in ihr ein strafendes Bewußtsein von verlorner Würde und Frauenehre zu regen. Mit ihrer Nichte hatte sie an einem dieser Tage folgendes Gespräch, was keineswegs geeignet war, sie über diese Punkte zu beruhigen.

„Warum fahren wir mit Weyer nicht mehr aus, gnädige Tante?“ fragte die beschränkte und sonst einsilbige Charlotte von Wartensleben, als sie mit der Rheingräfin zur Zeit der gewöhnlichen Spazierfahrt im Park wandelte.

„Ich bin jetzt nicht aufgelegt zum Ausfahren,“ antwortete die Rheingräfin; „findest du etwas Auffallendes darin?“

„Nein, es ist mir ganz recht, daß Weyer nicht mehr kömmt, denn er muß ein abscheulicher Mensch sein.“

„Wie so?“ fragte die Rheingräfin mit der größten Spannung.

„Am Sonntagabend,“ erzählte Charlotte, „als mich Raabe so plötzlich verlassen hatte und ich allein zur Gesellschaft zurückkehren mußte, fragte mich die Gräfin von der Lei, wo Sie wären, liebe Tante, und als ich antwortete, hinten im Gehölz ganz allein mit Herrn Weyer, da lachten sie Alle, aber Frau von Gülden aus Sobernheim sagte, ich hätte Sie nicht mit ihm allein lassen sollen, denn er würde Sie gewiß im Dunkeln ermorden. Ich hielt dieß für dummes Geschwätz. Aber heute morgen im Galleriezimmer

hörte ich deutlich, wie der Küster unten an der Kirchenthüre zum Schloßvogt sagte, die Frau Hofräthin Weyer läge auf dem Johannisberg am Sterben, und Jedermann im ganzen Dorf wisse, daß Weyer ihr Mörder wäre. Da ging mir doch ein Licht auf und ich wollte es Ihnen nicht verhehlen, gnädige Tante."

Der Rheingräfin aber ging auch ein Licht auf, mit dessen Hülfe sie sah, in welcher verderblichen Verblendung sie sich befand, und wie sie bereits bei ihren Untergebenen ein Anstoß, bei ihren Standesgenossen ein Gegenstand des Spottes geworden sei, und welchen Antheil man ihr an dem Unglück der Hofräthin beimesse, während sie in dem Wahn stand, daß ihre Klugheitsmaaßregeln jeden Verdacht über ihr wahres Verhältniß zu Weyer verhütet hätten. Sie sah einstweilen den Hofrath nur sehr selten und in Gegenwart Anderer. Er selbst schien dies Benehmen stillschweigend zu billigen, wenigstens wünschte er es noch jetzt nicht anders, denn auch ihn hatte der erschütternde Schritt seiner Gattin aus einer Art von Betäubung geweckt und trotz seinem angebornen Leichtsinn mit einer Besorgniß um die Kranke erfüllt, die sich zur qualvollsten Unruhe steigerte und in welcher er über sein künftiges Benehmen gegen die Rheingräfin noch mit sich selbst nicht einig war. Auf dem Johannisberg erschien er täglich mehreremal, wenn auch oft ohne Julien zu sehen, da der Arzt eine öftere Zusammenkunft mit ihr als ihre Genesung hemmend verbot. Friedericke nahm mit der innigsten Freude die Veränderung in Weyer wahr, aber je mehr in ihr die Hoffnung zunahm, das alte rechte Verhältniß zwischen ihm und ihrer Schwester könne sich wieder herstellen, desto mehr schwand ihr die Aussicht auf eine baldige Genesung der letzteren. Ihr Körper,

wie ihr Geist schienen auf gleiche Weise zerrüttet und noch war es nicht gelungen, ein Wort den Lippen der Kranken zu entlocken.

Eines Nachmittags wurde sie aus dem Krankenzimmer gerufen, weil sie Jemand zu sprechen wünsche. Es war Jekuf, der Botenjude, der mit treuer Anhänglichkeit seit vielen Jahren dem rheingräflichen Hause seine geringen Dienste widmete.

„Mit Verlaub, ich komme von Kirn, Jungfer Friedericke," sagte er, indem er sich ängstlich umsah, ob ihn sonst Niemand höre. Dann fuhr er in leiserem Tone fort: „Einen Finger aus der Hand gäbe ich darum, hätte der junge Herr die Reis' nicht unternommen mit dem Raabe. Doch verrathen Sie mich nicht: Ihre Erlaucht die Frau Rheingräfin weiß nicht, was sie thut; aber der alte Jekuf weiß, was er weiß."

„Er macht mir bange, Jekuf; was gibt es denn?" fragte Friedericke.

„Nun, daß ich's Ihnen erzähle. Gestern ist der Schimme zu Grumbach in meinen Geschäften; er geht in den goldenen Hirsch; wen sieht er dort? den Spatz; bei wem sieht er ihn? bei dem Sekretär des Rheingrafen von Grumbach. Dunkel ist's und Schimme drückt sich hinter den Ofen. Da sagt Spatz zum Hirschwirth: „Was wahr ist, könnt Ihr Jedermann erzählen; der junge Rheingraf von Dhaun, der von Haus aus ein Zänker und Raufbold ist, hat schon in Mainz, wo ich die Herrschaft verließ, Händel gesucht und ein Duell gehabt; er kam mit einem blauen Auge davon, aber was soll das in Frankreich geben? Dort gibt's andere Haudegen." Dann wendet er sich wieder zum Sekretär und munkelt mit ihm; dann schreit er wieder nach

dem Hirschwirth und Allen, die im Zimmer waren: „„Laß'ts wissen, wen Ihr wollt, denn er war schon zu Dhaun ein Erzwildfang und Händelsucher."" Gott behüte, Jungfer Friedericke, was ist davon zu halten? Was thut Spatz zu Grumbach? Was begehrt er schwarz zu machen den jungen Herrn als einen Raufbold, der sanftmüthig ist als ein Lamm? Wo soll das hinaus? Hab' ich doch schwache Augen, aber sehen muß ich einen andern Weg, sonst thut mir's Herz weh. Ihnen wollte ich's zu wissen thun, Jungfer Friedericke; Sie sind auferzogen mit dem jungen Herrn und haben ihn in der Gewalt; Gott behüte, können Sie ihm nicht geben einen Wink, daß er seine Leute kennt? Doch verrathen Sie mich nicht, ich habe nichts gesagt."

Obgleich Friedericke dem Scharfblick des theilnehmenden Juden nicht ganz folgen konnte, der sie mit den Worten verließ: „Geben Sie einen Wink dem jungen Herrn!" so war ihr seine Mittheilung doch keineswegs gleichgültig, ja es fiel ihr centnerschwer auf's Herz, als sie an den Brief dachte, den sie auf Leonhards Mittheilung in den Papieren ihrer Schwester gefunden hatte, der an eben diesen Sekretär gerichtet war und bis jetzt unerbrochen von ihr aufbewahrt wurde. Sollte sie ihn jetzt nicht erbrechen, um dadurch vielleicht auf einmal in's Klare zu kommen? Sie zögerte und wagte es nicht allein. Aber mit wem sollte sie sich berathen? Mit ihrem alten Vater? Das konnte nichts helfen, denn dieser war allen den fraglichen Verhältnissen fremd geblieben. Mit Weyer, mit der Rheingräfin? Wie durfte sie das wagen? Wie konnte sie sich einbilden, bei diesen das Vertrauen zu Raabe wankend zu machen? In dieser Rathlosigkeit entschloß sie sich zu einem für sie doppelt schweren Schritt; sie schickte nämlich zum Kanzlei-Sekretär

Roose, dessen Hand sie zwar verschmäht hatte, dessen hellen Verstand und redliche Gesinnung sie aber hochschätzte, um ihm Alles mitzutheilen und die zu ergreifenden Maßregeln gemeinschaftlich mit ihm zu überlegen. Roose kam ungesäumt auf den Johannisberg und war nach erhaltener Auskunft der entschiedenen Meinung, den Brief Raabe's sogleich zu erbrechen; er hielt es sogar für dringende Pflicht, da die Sicherheit seines Herrn damit in Verbindung zu stehen schiene. Friedericke widersetzte sich nicht und sie lasen in dem Briefe Folgendes:

Mein werther Paul!

In Eile nur ein Paar Worte. Uebermorgen geht's ernstlich fort. Das Söhnchen ist mir zwar noch immer nicht hold, aber die verbuhlte Mama hilft mir zum Zweck; sie hat ihm Zuckerbrod versprochen, daß er mir folgt. Ich bin, wie immer wenn's gilt, zum Aeußersten entschlossen. Uebergib dem Spatz Deine Depeschen; er wird in Mainz wieder zu uns stoßen. Theile dem Rheingrafen aus diesem Schreiben mit, was du für nöthig hältst. Der Weg zum Ziel ist langweilig und mitunter holperig, doch ich denke, wir langen an, und soll uns dereinst in meiner Pfarrwohnung auf dem Johannisberg ein Becher aus dem Dhauner Schloßkeller, vielleicht kredenzt von dem spröden auf dem Nest gefangenen Täubchen, die Erinnerung an die jetzigen Sorgen verscheuchen helfen.

Dein R.

Roose wie Friedericke erröthete über den Inhalt dieses schnöden verrätherischen Briefes. Sie fanden nach bester Ueberlegung, was zu thun sei, keinen andern Ausweg, als

den, ihn auf's schleunigste, als das unwiderleglichste Zeugniß von Raabe's Treulosigkeit, dem jungen Rheingrafen zu übersenden und diesen demüthigst zu bitten, den Hofmeister auch selbst unter einstweiliger Zuziehung der Ungnade seiner Mutter des Dienstes zu entlassen, oder wenigstens in jeder Weise vor ihm auf der Hut zu sein, da er zu irgend einem Bubenstück ebenso die Fähigkeit als den Willen zu haben schiene. Indessen den Brief ihm durch die Post zu schicken, was der kürzeste Weg gewesen wäre, schien ihnen unsicher, da man wohl annehmen durfte, daß Raabe Philipps Correspondenz überwache und nur was ihm beliebe in seine Hände würde kommen lassen. Endlich vereinigten sich beide dahin, einen zwar längeren, aber desto sicherern Weg einzuschlagen, nämlich den ehrlichen Jekuf, dessen Discretion außer Zweifel lag, mit dem Auftrag nach Straßburg zu schicken, dem jungen Rheingrafen unmittelbar und eigenhändig Raabe's Brief nebst der von Roose und Friedericken unterzeichneten Bitte zu übergeben. Jekuf fand sich bereit dazu. Er gab zu Dhaun vor, seine Verwandte über dem Rhein zu besuchen, und war am Morgen des folgenden Tages auf dem Wege nach Straßburg. Roose und Friedericke hatten sich gelobt, einstweilen mit Niemanden von der Sache zu reden und ruhig Jekufs Rückkehr abzuwarten, Ersterer überzeugt, Philipp werde auf diesen Brief hin keinen Augenblick zögern, selbstständig zu handeln und den Hofmeister aus seiner Nähe entfernen, Letztere zwar in so weit beruhigt, als sie glaubte das Geeignete gethan zu haben, aber ohne eigentlichen Glauben an einen guten Ausgang.

9.

Jekuf legte die lange Fußreise von Dhaun nach Straßburg in möglichst kurzer Zeit zurück, denn er war trotz

seines Alters noch sehr rüstig und die Wichtigkeit seines Auftrags beflügelte seine Schritte. Er war aus früheren Zeiten mit Straßburg wohl bekannt und machte bald die Wohnung des Rheingrafen ausfindig. Aber er fand sie verschlossen, keiner von der Dienerschaft war in der Nähe und Niemand wußte ihm Auskunft zu geben, wann und wo er zum Rheingrafen gelangen könne. Es war schon spät am Abend, er sah sich genöthigt, die Ausführung seines Geschäftes auf den andern Tag zu verschieben und begab sich mit großer Unruhe in eine Herberge. Auch am andern Tage waren lange seine Nachforschungen umsonst, denn es hatte sich mit Philipp Folgendes begeben.

Seit der Informator Raabe wahrgenommen hatte, daß des Rheingrafen Mißtrauen statt im Sinken in immer merklicherem Steigen begriffen war, besonders aber seit er vermuthete, daß sein Brief an den Sekretär des Rheingrafen von Grumbach in unrechte Hände gekommen sein könne, war er, wie es scheint, entschlossen, seine Mission sobald als möglich zu vollenden. Nachdem er den Rheingrafen bei der Hochschule zu Straßburg eingeführt und ihm die ersten Einrichtungen zu seinen akademischen Studien hatte treffen helfen, überließ er ihn meist sich selbst und ging seine besonderen Wege. Er hatte eine Menge Bekanntschaften in der Stadt, mit denen er in lebhaftem Verkehr stand. Einige Tage vor der Ankunft des Boten von Dhaun hatte er sich bei dem Rheingrafen mit dem Vorgeben beurlaubt, er wolle einen alten Universitätsfreund im Elsaß besuchen und werde erst nach vier bis fünf Tagen zurückkehren. Spatz, der von Grumbach unterdessen wieder zurückgekommen war, begleitete ihn. Philipp war damit um so weniger unzufrieden, als ihm die Nähe des unheimlichen

Mannes hier noch fast unerträglicher war, als zu Dhaun. Auch zog er es vor, in die neue Sphäre mit allen ihren ihm bisher unbekannt gebliebenen Beziehungen und Verhältnissen langsam und selbstprüfend für sich allein einzutreten, statt mit raschen unsichern Schritten an der Seite des weltklugen und scheineifrigen Raabe, aus dessen Erfahrungen er nur wenig eigentliche Belehrung zu schöpfen vermochte. Er gab sich den Eindrücken der neuen fremdartigen Umgebungen nur zögernd hin, mochte gerne etwas zurückgezogen bleiben und nahm es sehr ernstlich mit seinen Studien. Der Glanz der Stadt, der Ton der Gesellschaft, die Vergnügungen seiner Alters- und Standesgenossen mit allen ihren abwechselnden Freiheiten zogen ihn wenig an; der Hang zu den Bergen seiner Heimath und ihren schlichten Bewohnern, die Sehnsucht nach Allem, was er dort Theures verlassen hatte, übte noch zu sehr seine Herrschaft über ihn aus und wäre vielleicht in ein krankhaftes Heimweh übergegangen, hätte ihn der Gedanke, sich zu befähigen, um einst dort segenvoll wirken zu können, nicht zu innig durchdrungen, wäre das erhebende Gefühl seines einstigen Berufs, der Drang nach Verwirklichung seiner Ideale nicht zu mächtig in seinem reichen Herzen gewesen.

Viel schweifte Philipp an den schönen Septembertagen in den offenen fruchtbaren Umgebungen Straßburgs umher, da ihn die Mauern der Stadt mit ihrem Volksgewühl gar sehr beengten; fast täglich und meist um dieselbe Stunde machte er in Leonhards Begleitung einen Spazierritt der Ill entlang. Als er an dem ersten Tage von Raabe's Abwesenheit auf der Heimkehr von einer dieser Touren begriffen war, sah er auf dem nicht sehr breiten Weg einige Studenten ebenfalls zu Pferde ihnen entgegen kommen und

unter ihnen einen gewissen Baron Dupree, einen Franzosen, der sich lange in Deutschland herumgetrieben hatte, für einen ausgezeichneten Fechter galt und schon einigemal von ihm in Raabe's Gesellschaft gesehen worden war. Als er vor ihnen ankam, öffneten sie ihre Reihe und Philipp ritt grüßend zwischen ihnen durch; bei Leonhards Herannahen schlossen sie sich wieder. Dieser indeß, dem das Absichtliche hierbei nicht entging, gab seinem Pferde die Sporen und drängte etwas gewaltsam und unsanft durch ihre Mitte, um seinem Herrn zu folgen. Da wandten sich alle rasch um, sprengten auf Philipp zu und in barschem Tone rief der Baron Dupree: „Geben Sie Ihrem Diener eine andere Dressur, Herr Rheingraf, wenn er Sie öfter zu Pferde begleiten soll."

„Es geht ihm wohl noch Manches ab," antwortete Philipp ruhig, „doch mit seinem Pferde weiß er wohl umzugehen."

„So bin ich so frei, es an Ihrer Stelle zu thun," entgegnete Dupree und hieb Leonhard mit der Reitpeitsche übers Gesicht.

„Dressiren Sie, Herr Baron, auf diese Weise Ihren Hund, aber nicht meinen Diener!" rief entrüstet Philipp.

„Hund oder Hunsrücken, gilt mir all gleich, Herr Rheingraf," antwortete höhnisch Dupree; „auch weiß ich ja," fuhr er fort unter dem Gelächter seiner Genossen, „daß an dem Hofe dero Frau Mama auf dem Hunsrücken und nach dero hohem Beispiel ein sogenanntes Hundeleben besonders in **puncto amoris** zu Hause ist."

Philipp gerieth außer sich über diese ausgesuchte Impertinenz; er zog den Degen und war im Begriff den Lästerer vom Pferde zu stoßen, doch die Uebrigen ritten

mit dem Rufe dazwischen: „Nicht so rasch, nicht so rasch, Herr Rheingraf!“ „Nicht so rasch, nicht so rasch, Herr Rheingraf!“ rief auch Dupree; „Sie kennen ja meinen Namen und ich bin zu jeder Zeit zu Ihren Diensten.“

Damit eilten sie von dannen. Leonhard knirschte vor Wuth, und Philipp ritt ernst und nachdenkend in die Stadt.

Das Duell wurde auf den Morgen des folgenden Tages festgesetzt. Der Graf von Wartensleben, Philipps Vetter, erbot sich zu seinem Secundanten und half die nöthigen Anstalten treffen. Seine nöthigsten Effekten ließ Philipp in ein Wirthshaus vor die Stadt bringen und befahl seiner Dienerschaft, hier seine Rückkehr zu erwarten. Das Duell fand Statt in der Nähe des Ortes, wo die Beleidigung vorfiel. Sogleich im ersten Gang fuhr der Degen Dupree's dem Rheingrafen tödtlich in's Herz. Mit einem tiefen Seufzer sank er in die Arme seines Secundanten und schloß das Auge für immer.

„Er hat es schon!“ rief Dupree und sprengte mit seinem Begleiter davon.

Der anwesende Arzt, der die Wunde untersuchte, wiederholte nicht ohne einen wehmüthigen Blick in das jugendliche Antlitz des Gefallenen langsam und nachdrücklich die Worte Dupree's: „Er hat es schon!“

Leonhard, der in der Nähe die Pferde hielt, rannte voll Verzweiflung herbei und warf sich über die Leiche Philipps mit unsäglichem Jammer, „Raabe, das hast du verübt!“ schrie er und schlug sich die Stirne und streckte die Faust drohend in die Luft, dann tobte er gegen sich selbst: „wehe mir, ich bin schuld daran; wäre ich im Thurm der Folterkammer geblieben bis ans Ende meiner Tage! — o mein Herr, o mein Herr, wie soll ich wieder

heimkehren? o mein guter Herr, wie unschuldig gemordet!" — —

Man brachte den Todten in das bezeichnete Wirthshaus vor der Stadt; und während noch einige vergebliche Versuche zu seiner Wiederbelebung gemacht wurden, erschien Jekuf, der Botenjude, der nach unausgesetztem Forschen endlich die rechte Spur gefunden hatte. Augenblicklich übersah er die Lage der Dinge.

„O weh, ich komme zu spät!" rief er außer sich; „der Herr hat mich verworfen, hat meine Füße beschwert und Steine mir in den Weg gelegt." Wehklagend schritt er um die Leiche, zerriß seine Kleider und raufte sich den Bart. Die Umstehenden bemühten sich umsonst, die Ursache seiner unerwarteten Erscheinung von ihm zu erfahren.

„Nun was wollt Ihr?" sprach er, „er ist todt, sein Blut schreit zum Himmel um Rache, der Fluch treffe seine Mörder bis ins vierte Glied! Das junge Blut, das treumüthige Herz, das Niemanden weh that und Niemanden betrübte! er war von Kind auf ein Labsal für's Aug', ein Vergnügen für Alle! Wer will bringen die Post nach Dhaun, wer will trösten die Mutter?"

Der Graf von Wartensleben erbrach jetzt das Schreiben, welches ihm Philipp unmittelbar vor dem Beginn des Duells übergeben hatte. Es enthielt blos die rasch hingeschriebenen Worte: „Sollte ich fallen, so bringt mein Herz auf den Johannisberg und setzt es dort bei in der Gruft meiner Väter." Der Graf übernahm die Besorgung Alles dessen, was jetzt die Umstände erforderten, auf's gewissenhafteste. Die ungewöhnlich heiße Witterung des damaligen Spätsommers erforderte eine baldige Beerdigung; sie fand Statt mit standesmäßiger Feierlichkeit in der St. Thomas-

kirche zu Straßburg, wo die Leiche kurze Zeit fremder Neugier und theilnahmloser Schaulust ausgestellt war.

So ist der letzte blühende Sprößling der Wild- und Rheingrafen von Dhaun auf fremdem Boden gefällt worden und mit ihm sein Geschlecht zu Grabe gegangen. —

Auf dem Schlosse zu Dhaun, in jenem Gemach, das unsern Lesern bereits bekannt ist, saß mit ihrer Nichte die Rheingräfin in der Nähe des Fensters, aber nicht um hinüber nach Weyer zu schielen, sondern um den Weg zu überschauen, der aus dem Thal heraufführte und den Briefboten zu erspähen, in ängstlicher Spannung auf Nachrichten von ihrem Sohne. Er hatte von Straßburg aus erst einmal bald nach seiner Ankunft geschrieben und seitdem nicht wieder. Ihr Herz war doppelt beklommen, denn vor wenigen Stunden hatte sie die Nachricht erhalten, daß in dieser Nacht die Hofräthin Weyer im Tode entschlafen sei. Schon fielen die Schatten weit in's Thal und die Zeit der Ankunft der Post war vorüber, aber noch immer hielt sie die Blicke auf die Straße geheftet und wähnte in jeder neuen Erscheinung den ersehnten Boten zu erblicken. Da kam ein Reiter den Berg herauf, der trug um Arm und Hut einen Flor. Sie erkannte in ihm Leonhard; es flimmerte ihr vor den Augen und mit zitternden Knieen wankte sie ihm entgegen in den Schloßhof. Leonhard wollte am Hause Weyer's absteigen, fand es aber verschlossen. Er ritt in den vorderen Schloßhof und stieg ab; auf die stürmischen Fragen der ihn umringenden Dienerschaft antwortete er nicht. Unentschlossen stand er eine Weile da, aber der Schweiß und die Thränen in seinem Antlitz verriethen den Kampf seines Innern. Endlich ging er mit den Worten, „sie muß es doch erfahren,“ durch das zweite Hofthor.

An der Stufe hatte ihn die Rheingräfin mit Seelenangst erwartet. „Wo ist mein Kind?" rief sie mit gefalteten Händen. Leonhard überreichte ihr einen Brief von dem Grafen von Wartensleben. Sie schob ihn zur Seite: „Leonhard, wo ist mein Sohn?" wiederholte sie in erschütterndem Tone. Leonhard, aller Fassung beraubt, holte zitternd ein Kästchen unter dem Arme hervor, öffnete es und deutete auf eine darin befindliche in Form eines Herzens gearbeitete metallene Kapsel. Die Rheingräfin entriß es ihm, fiel auf die Kniee, preßte es krampfhaft an ihre Lippen und wurde darauf ohnmächtig ins Schloß getragen.

In der Pfarrwohnung des Johannisbergs, wo die Trauer bereits eingekehrt war, wirkte die Nachricht von Philipps Tod, wie ein zweiter Blitz, der in die noch rauchende Hütte schlägt. Weyer, der zerknirscht an der Leiche seiner Gattin stand, fühlte sein ganzes Wesen gelähmt von dem Doppelschlag. Weich und wankend von Natur, verlor er im Bewußtsein seiner Schuld und seines Antheils an dem Geschehenen alle männliche Haltung. Friedericke aber hob gefaßt den thränenschweren Blick mit einem Ausdruck gen Himmel, als wollte sie sagen: „Nun hat die lang drohende Wolke sich entladen; sie hat getroffen, aber ich besaß den Schmerz schon, als sie sich zusammenzog und werde ihn behalten bis an mein Ende."

Juliens sterbliche Hülle und Philipps Herz wurden an Einem Tage auf der luftigen Höhe des Johannisbergs dem Schooß der Erde übergeben. Groß war der Zudrang des theilnehmenden Volkes und allgemein die innige Trauer um den frühen Heimgang des „guten leutseligen jungen Herrn," und seltsames Gerede verbreitete sich über die Ursachen seines raschen Todes.

Aber auch außerhalb der Gaue des Nahethals erregte der plötzliche und gewaltsame Fall der letzten hoffnungsvollen Stütze eines einst so mächtigen Geschlechtes die größte Theilnahme und ein ungewöhnliches Aufsehen, so daß man eifrig bemüht war, sich Licht über die näheren Umstände zu verschaffen. Der Antheil jedoch, welchen das Volk der rheingräflichen Familie von Grumbach an dem unglücklichen Ereigniß zur Last legte, wurde nicht erwiesen. Der verdächtige Raabe war mit seinem Diener verschwunden und man hat nie wieder eine Kunde von ihm erhalten. Auch jener zweideutige Brief, welchen der zu spät anlangende Botenjude trostlos von Straßburg wieder zurückbrachte und dem Kanzlei-Sekretär Roose einhändigte, war diesem, ohne daß er es wußte wie, und ehe er irgend einen Gebrauch davon gemacht hatte, abhanden gekommen.

Vier Wochen lang summten täglich die Klagetöne vom Thurm der Johanniskirche in die umliegenden Thäler hinab und erinnerten ihre Bewohner an die Trauer des Landes, und bebten von einzelnen Lüften getragen, hinüber nach Dhaun, wo sie mit der Stimmung der Herzen in wehmüthige Akkorde zusammenflossen. Die Rheingräfin aber vernahm sie nicht zwischen den Mauern ihres abgelegenen Trauergemachs; sie hatte sich nach einiger Erholung von dem ersten fürchterlichen Eindruck der Schreckensbotschaft noch einmal öffentlich gezeigt, um der Sitte gemäß Geschenke an die Armen zu vertheilen, sodann hielt sie sich jedem Auge entzogen und man wußte nicht, wie sie ihre Tage verlebte. Aber in den Hallen ihres Schlosses waren für immer die Töne der Freude verklungen. —

10.

Hier endet die Erzählung unseres Gewährsmanns.

In dem Manuscript, welches uns vorliegt, finden wir von jüngerer Hand, aber ganz im Stile des Vorstehenden, hinzugesetzt:

Fünfzig Jahre waren nach diesen Ereignissen vorübergegangen, als eines Morgens wilder Trommelschlag das Echo unserer Berge weckte und ein fremdartiges gewaltiges Getöse aus der Tiefe zu den Ohren der Bewohner von Dhaun drang; eine Schaar französischer Republikaner, vermischt mit freiheitsmuthigen Bauern aus der Gegend und beutelustigen Abenteurern aller Art drangen durch die Schluchten des Simmerthals und stürmten unter dem jubelnden Ruf: „Krieg den Palästen und Friede den Hütten!" mit klingendem Spiel den Berg hinan, von dessen Gipfel die Veste Dhaun als unüberwindliches Bollwerk des Landes seit Jahrhunderten in die Thäler schaute. Es war ebenfalls ein sonnenheller Septembertag, das Schloß brüstete sich in der Morgensonne und seine hohen Zinnen strahlten auf in der ganzen Pracht ihres heitern Glanzes, aber dem Meteor gleich, das erlöschen will: denn der Tag ihres Falls war gekommen. Ihr jetziger und letzter Besitzer, der Rheingraf Friedrich von Grumbach, dem das Schloß als eine Apanage zugefallen war, hatte es seinem Schicksal überlassen, indem er mit dem Besten seiner beweglichen Habe über den Rhein geflüchtet war. Der noch vorhandene Rest der Dienerschaft, weit entfernt von irgend einem Gedanken an Vertheidigung, verkroch sich, oder machte mit den Freiheitsmännern gemeine Sache. Die höheren Beamten waren noch am Tage vorher mit solcher Eile entflohen, daß sie kaum einen Theil des reichen Schloßarchivs retteten. Also preisgegeben, wie eine Fregatte ohne Steuermann den Wogen, war die starke Veste der Wuth ihrer Feinde. Sogleich in

der ersten Attaque wurden die Thore gesprengt, die Thüren und Fenster zerschmettert, die Gemächer aufgerissen, und sofort begann die Gier der Plünderung zu wetteifern mit dem Jubel der Zerstörung. Was sich nicht mitnehmen ließ, wurde zertrümmert, was sich nicht zertrümmern ließ, wenigstens verstümmelt. Das kostbare Geräthe, die reichen Möbel, die werthvollen Kunstwerke, ja die Säulen und Wände sollten entgelten, was ihren Besitzern zur Last gelegt wurde, und von der Schloßkapelle bis zur Muschelgrotte, von der Spitze des Thorthurmes bis in die Tiefe des Burgverließes blieb nichts unangetastet, nichts auf seiner Stelle. Als aber die Keller aufgebrochen waren, wo die Fülle des vorgefundenen Weines gleichsam Oel in die Flammen goß, steigerte sich der Vandalismus bis zur Raserei; man legte Feuer an das Schloß, um Alles mit einmal in einen Aschenhaufen zu verwandeln. Doch dieses war schonsamer als seine Urheber, es wollte nicht recht in Gluth gerathen und nur ein Theil der Gebäude wurde ein Raub der Flammen. Zu einem kurzweiligen Intermezzo diente der Eingangs dieser Aufzeichnung erwähnte hölzerne Esel. Er wurde unter Anleitung einiger Schloßbedienten auf die ihm gewidmete Stelle im Eselsgarten gebracht, eine Strohfigur, die in Betracht der Orden, womit sie geschmückt war, und ihres ganzen aus vorgefundenen herrschaftlichen Kleidern zusammengesetzten Kostüms einen Hofcavalier in Galla vorstellen sollte, wurde darauf gesetzt und unter jubelndem Hallo in Brand gesteckt.

Nachdem in dieser Weise das Werk der Plünderung und Zerstörung der Hauptsache nach vollendet war und Spott und Hohn auf der heimgesuchten Stätte ihr Spiel zu treiben begannen, sammelten sich die Häupter der Rotte

zu einem neuen Akte; den Bewohnern des Dorfes wurde feierlich „Freiheit und Gleichheit" proclamirt und auf dem freien Platze vor dem Hauptschloßthor unter Hörner- und Paukenschall der Freiheitsbaum, eine junge Linde, gepflanzt. Das wilde ça ira übertönte die Musik, der Taumel griff wie ein Lauffeuer um sich und bald sah man Fremde und Einheimische, Jung und Alt, Männer und Frauen in schwirrendem Tanz mit Freiheitsmützen geschmückt um den Freiheitsbaum sich tummeln, während Andere noch fortfuhren an den architecktonischen Außenzierden des Schlosses mit Brecheisen und Hebebaum ihren Muth zu kühlen, und ein Theil der Gebäude von schwarzen Rauchwolken umhüllt war.

Gegenüber diesem Schauplatz der Verwüstung und des Getümmels, vor der Thüre des ehemaligen Weyerschen Hauses, saß eine schwarz gekleidete Dame. Ihr hohes Alter schützte sie vor jeder Unbill; ruhig sah sie in den Tumult und auf die rauchenden Trümmer des Schlosses; nur zuweilen wischte sie sich eine Thräne aus den Augen. Es war Friedericke Beking. Vom Schicksal aufbewahrt, eine Zeugin vom Falle des Schlosses Dhaun zu sein, hatte sie Alle überlebt, die ihrem Herzen nahe standen. Nach dem Tod ihres Vaters mußte sie ihren theuern Johannisberg verlassen, blieb unvermählt und lebte Anfangs bei Kiefer in Simmern, dann in dem Hause Weyers, wo ihr auch nach dessen Tod durch testamentarische Anordnung der Rheingräfin Louise, da die Herrschaft Dhaun nach einem langjährigen Proceß zwischen den Rheingrafen von Grehweiler und der Grumbachischen Linie größtentheils an die letztere kam, ein sorgenfreier Aufenthalt gesichert war. Einem heimgegangenen Geschlechte angehörig und selbst dem

Heimgange nahe, stand sie mit dem neu aufkeimenden Leben und den darin handelnden Personen außer Beziehung und wir erwähnen ihrer nur, weil wir in ihr eine Vermittlerin erblicken, durch welche das Damals mit dem Ehemals in einem Zusammenhange erscheint. Denn auch die Thränen, welche jetzt ihrem Auge entquollen, galten nicht dem Sinken des herrlichen Schlosses — seine Herrlichkeit war für sie ja längst dahin und sein Fall dünkte ihr billig und dem Lauf der Dinge gemäß — sondern den Erinnerungen, die lang in ihr geschlummert hatten, aber bei der jetzigen Katastrophe in ihrer Seele noch einmal hell aufloderten und in blendendem, rasch hingleitendem Lichtschimmer sie noch einmal den ganzen Reiz ihrer untergegangenen Jugendwelt erblicken ließen. — Als das Dach des östlichen Schloßflügels unter donnerndem Geprassel niederstürzte, erstickender Staub und Qualm zu ihr herüber flog und der Volksjubel in immer weiteren Kreisen bis zur Tollheit sich steigerte, erhob sie sich von ihrem Sitze trat in das Haus und verschloß sich in ihrer engen Kammer, die sie nach wenigen Tagen mit der noch engern auf dem Friedhofe des Johannisbergs vertauschte.

Die übrig gebliebenen Bruchstücke des Schlosses Dhaun sammt den Nebengebäuden und Außenwerken wurden bald nach dieser Zeit von den französischen Commissarien auf den Abbruch versteigert, und was vor dem beflügelten Sturm der Freiheitsdämonen stehen geblieben war, wurde nun von der bedächtigen Hand der Gewinnsucht langsam verbröckelt, abgetragen und zu möglichst vortheilhafter Benutzung hinweggeführt. —

Soweit die handschriftliche Darstellung in den Aufzeichnungen, deren anziehendsten Theil wir hiermit an's Licht gestellt haben.

Nach abermals fünfzig Jahren, im Spätsommer 1844, besuchte der Mittheiler des Obigen auf einer Wanderung durch's Nahethal die lockende Ruine des auch als Schutt noch großartigen Schlosses Dhaun; er fand ein Weizenfeld auf dem geräumigen Schloßhof und üppige Bohnenpflanzungen auf den abgebrochenen Thürmen; er sah die breitgeästete Linde vor dem Schloßthor, durchwanderte die Gemächer des unbewohnten Weyerschen Hauses, jetzt Vorrathskammern mit Gobelintapeten, und ließ sich erzählen von den Jammertönen eines Weibes, die hier nächtlich vernommen werden. Als er im Dorfe hörte, daß man bei Renovation der Kirche auf dem Johannisberg das rheingräfliche Erbbegräbniß geöffnet habe, begab er sich dahin und erfuhr von den in der Kirche beschäftigten Handwerksleuten zu seinem Erstaunen, sämmtliche zinnernen Särge seien vor Kurzem aus der Gruft genommen und zum Besten der Gemeinde verkauft worden. — „Jedoch ein Ueberbleibsel ist noch hier," sagte einer der Arbeiter, indem er mit dem Fuße einen Stein zur Seite rückte und Etwas aus dem Boden holte. Es war eine zinnerne herzförmige Kapsel, worauf die Worte standen:

Cor Johannis Philippi Comitis Rheni
mortui Argentorati 1742.

Der Arbeiter schob sie nachlässig wieder unter den Stein mit den Worten: „Das Herz hatte zu wenig Werth, darum wurde es nicht verkauft."

Bastel Jacob.

Peter Haas, der Ferge von Oberhausen, war ein kleiner untersetzter Mann, einsilbig und knurrig; er konnte grob sein, wenn man ihn mit Fragen behelligte, und war ohne ein Wort des Dankes, wenn man ihm den Lohn für die Ueberfahrt auch verdreifachte. Wohlhabend sah er aus, stets rein war sein Anzug, bestehend im Sommer wie im Winter in einer landesüblichen Sonntagsmütze ohne Schirm, aber mit Pelz besetzt, einem blauen Tuchwamms und Beinkleidern von weißgebleichter Leinwand. So sah man ihn bei Sonnenschein und Regen in seinem Nachen stehen, die Stange regieren oder das eingedrungene Wasser ausschöpfen, und so bildete seine selten unterbrochene, bedachtsame Thätigkeit auf dem stillen Spiegel der Nahe einen Charakterzug des Thales, schien unerläßlich im Rundgemälde desselben und gab der an sich reizenden Landschaft erst ihre idyllische Vollendung. Seiner einsam stehenden Wohnung auf dem etwas erhöhten linken Ufer der Nahe, kaum zwanzig Schritte vom Wasser, schräg gegenüber ragte der Lemberg, der König unter den Bergen des Nahethals, in dessen unmittelbarster Obhut das einen Büchsenschuß oberhalb der Furth hinter Bäumen sich versteckende Dörfchen Oberhausen lag. Das kleine von innen und außen sauber gehaltene Fergenhaus hatte eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Aeußern seines Eigenthümers; ein blaues Schieferdach reichte tief herab über weißgetünchte Wände und setzte sich fort dem

reinen Höfchen entlang über Neben- und Hintergebäude, die an eine waldbewachsene Höhe sich anlehnten; Alles deutete auf Ordnung und Wohlhabenheit. Einen vollkommenen Gegensatz aber zu Haus und Herrn bildete Frau Haas, sie war lang und hager, schlumpig und geschwätzig. Das einzige Töchterlein des Ehepaars dagegen, Anna Marie, verkürzt in Ammie, kam wieder ganz auf den Vater hinaus; an Niedlichkeit, Sauberkeit und dabei — Schweigsamkeit fand sie in der ganzen Umgegend nicht ihres Gleichen.

Peter Haas hatte die Ueberfahrt an dieser Stelle der Nahe gepachtet, wie sie schon sein Vater und Großvater gepachtet hatten. Er zahlte einen geringen Zins, denn da Haus und Hof ihm erb und eigen waren, so vermochte nicht leicht ein Anderer mit ihm in Concurrenz zu treten. Und doch gehörte die Passage zu den frequenteren, nicht blos durch den Verkehr, den die auf beiden Seiten der Nahe gelegenen Dörfer mit einander unterhielten, sondern auch, weil mancher Wanderer aus der Ferne, der vom Hunsrücken nach dem Westrich wollte und den kürzeren, wenn auch holperigen Weg über Berg und Thal der breiten Landstraße vorzog, hier sich übersetzen lassen mußte. Doch konnte es nur ein Fußgänger sein, denn zum Transport von Roß und Wagen war Peter Haas nicht eingerichtet; für solche gab es einen Uebergang etwas oberhalb des Fergenhauses, wo das Wasser im breiteren Flußbett über Steine rauschte, und in der Regel seicht genug war, um Vieh und Fuhrwerke hindurchzulassen. Reich war die Ernte des Fährmannes an schönen Sommertagen, an Kirchweihen und Jahrmärkten; dann drängte es durch die Uferweiden in buntem Gewimmel; „Holüber!“ hallte es bei Tag und bei Nacht an den Felsenwänden des Lemberg

wider, und wenn auch der Kahn zum Umsinken angefüllt war, so mußte doch noch ein Theil der Passagiere sich in Geduld fassen, und bis zur nächsten Fahrt auf dem Ufer harren. Musterhaft war bei solchen Gelegenheiten des Fährmanns Gleichmuth und Seelenruhe; man hätte eher den Lemberg von seiner Stelle bewegen können, als Peter Haas zur Eile; mit einer Bitte oder gar mit einer Drohung machte man sich lächerlich; bedächtiger als sonst, schritt er alsdann zum Wasser herab, langsamer und sauertöpfiger, als an gewöhnlichen Tagen, sammelte er die Kreuzer ein.

Neben seinem Fergengewerbe trieb Peter Haas auch Gastwirthschaft. Die einsame Lage seines freundlich winkenden Hauses in diesem romantischen Theile des Flußthales bot hiezu die trefflichste Gelegenheit. Was des Weges kam über Schloß Böckelheim die Nahe herab, oder von Norheim und Niederhausen herauf, oder von drüben herüber, Bauern und Pächter, Pfarrer und Förster, Hausirer und Bänkelsänger, klopfte an bei Peter Haas. Er trieb aber die Wirthschaft in wunderlicher Weise; bei weitem nicht Alle, die etwa bezahlen konnten, wurden aufgenommen, sondern nur wer ihm behagte; ja, zu Zeiten schien es, als wenn für Jedermann seine Thüre verschlossen wäre. Oft sah man die wohl instruirte kleine Ammie aus dem Fenster heraus mit hungrigen oder durstigen Reisenden, die Einlaß begehrt hatten, parlamentiren. „Geht nur weiter!" rief sie kurz; der Wein ist verzapft, und zu essen haben wir jetzt nichts im Hause!" wenn auch die Küche an Speisevorrath Ueberfluß hatte, und der Keller vom trefflichsten Norheimer strotzte. Die Abgewiesenen pflegten sich dann wohl noch etwas zu besinnen, ehe sie weiter gingen, denn gar lockend erschien ihnen durch die Scheiben das Innere des

Stübchens mit dem blinkenden Gläserschrank und noch locken-der Manchem das schnippische Mädchen, wie es da im schnee-weißen Häubchen und knappen Nanking-Mieder aus dem rebenumkränzten Fenster schaute, um ihnen den Laufpaß zu geben. Ein andermal trat wohl auch ein Fremder ins Zimmer, forderte, an den Wirth gewendet, einen Schoppen, erhielt aber von Peter Haas keine Silbe zur Antwort, und nachdem er vielleicht dreimal vergebens sein Begehren wiederholt hatte, rief ihm Ammie vorwurfsvoll zu: „Ihr hört ja, daß der Vater sagt, der Wein wäre ihm trübe geworden; so geht denn!"

Doch solches geschah, wie gesagt, nur in gewissen Fällen; es gab auch Zeiten, wo man bis um Mitternacht im Fergenhause die Gläser konnte klirren hören, und es gab Gäste, die vielleicht nie mit einem bloßen Gotthelf abgespeißt wurden. Welche Eigenschaften aber zu einem solchen Privilegium verhalfen, war schwer zu ermitteln; der vornehmste Herr mußte eben so gut, wie der ärmste Handwerksbursche die Laune des Wirthes und seines Töchterleins erfahren. War Ammie einmal ausgegangen, was freilich nur selten geschah, und der Vater auf dem Wasser, dann hatte man leichteres Spiel; denn Frau Haas, die sonst in untergeordneter Rolle ihren Platz in der Küche hatte, benutzte nach Kräften das ihr interimistisch zugetheilte Regiment, um sich einmal auszuplaudern, und schickte selten Jemanden weiter. Trat Mann oder Tochter herein, so verstummte sie mitten im Satz und schlich in die Küche.

So wenig nun im Benehmen von Peter Haas ein Haschen nach Geldgewinn zu Tage trat, so sehr ihm Gleichgültigkeit und Faulheit eher, als emsiges Scharren und Wühlen zum Vorwurf gemacht werden konnte in der Be-

treibung seiner Gewerbe, so war doch die Zunahme seines Wohlstandes unverkennbar, sogar auffallend. Es war nicht nur Thatsache, daß er einen Weinberg nach dem andern in der besten Lage der Gegend ankaufte, sondern man wußte auch, daß er manches Capitälchen ausstehen hatte. „Sechzig Kreuzer machen einen Gulden, und elf Gulden machen einen Karolin, sagt Peter Haas, wenn er reden will," so lautete zwar ein Sprichwort in der Umgegend, aber man wollte doch nicht recht begreifen, wie sich die einzelnen Ueberfahrtskreuzer bis zum Kaufpreis von Weinbergen vermehren könnten, und was den Erlös aus der Gastwirthschaft betraf, so meinten Manche, damit könnte es auch so arg nicht sein, und raunten sich einander wohl etwas ins Ohr, wobei Einer den Andern äußerst schlau und geheimnißvoll ansah.

Es war, um mich der in jenen Gegenden damals eingeführten Zeitrechnung zu bedienen, in der Nacht vom 17. auf den 18. Prairial des Jahres X. der französischen Republick — vom 6. auf den 7. Juni 1802 — gegen zwei Uhr, als ich, ein vierzehnjähriger Knabe, an der Seite meines Vaters des Weges wanderte, der von Duchroth herab am Dörfchen Oberhausen vorüber ins Nahethal führt. Wir waren daheim um Mitternacht aufgebrochen, weil ich schon des Morgens gegen acht Uhr in Bingen sein sollte, um mit dem Marktschiff nach Mainz zu fahren. Mein Vater hatte die Absicht, mir blos bis zur Nahe das Geleite zu geben, um meine Ueberfahrt zu so ungewöhnlicher Zeit glücklich bewerkstelligt zu sehen. Des Weges war ich kundig, und die helle, anmuthige Sommernacht ließ keine Furcht vor Verirrung oder andern Gefahren in mir aufkommen, denen sonst wohl der Wanderer auf den steilen Pfaden an den abschüssigen Ufern des Flüßchens in jener

Gegend ausgesetzt ist. Nach dreiviertelstündigem Marsch hatten wir Oberhausen erreicht, das lautlos in friedlichem Schlummer uns zur Seite lag. Noch heute unvergeßlich ist mir der Eindruck, den damals die Landschaft auf mich machte, als wir in der hehren Stille der Nacht, aus dem finstern Seitenthal ins offenere Flußgebiet bogen und die Nahe sich plötzlich vor uns hindehnte, halb im Schatten ihrer Berge, halb im milden Silberlichte des Mondes, dessen Sichel mit so traulichem Wink ins schöne Flußthal niederstrahlte, als wäre sie ganz allein um seinetwillen am Himmel. Höher als sonst schienen die Berge, ausdrucksvoller und gewaltiger diesseits gehüllt in die Schatten der Nacht, jenseits hell umflossen vom Glanze des Mondes; alle aber überragte weit der nahe, finstere Lemberg in stiller Majestät. Das Wehen der Nacht, das leise Rauschen des Flusses, das geheimnißvolle Leben und Weben der Natur um uns her, dies Alles zusammen versetzte mich in eine eigenthümlich weiche, erregbare Stimmung, wie sie mir bis dahin fast noch unbekannt war. Seltsam ergriffen, trat ich dichter an die Seite meines Vaters.

„Ist Dir bange," sagte dieser, „so begleite ich Dich weiter, etwa bis nach Norheim oder an den Rothenfels, wo alsdann der Tag anbrechen wird, auch der Weg keine weitere Schwierigkeit mehr hat."

Ich nahm ihm durch die Versicherung, daß ich mich nicht im Geringsten fürchte, jede Besorgniß. Nun schritten wir rüstig der Nahe entlang, bis wir zur Fuhrt und an die Stelle kamen, wo Peter Haas seine Fahrgäste abzuholen pflegte, gegenüber seiner Wohnung, die wir schon längst im Mondschein glänzen sahen.

Zu wiederholten Malen ließ mein Vater ein kräftiges

„Holüber!" durch die nächtliche Stille erschallen; das Echo der jenseitigen Uferhöhe, aber kein Fährmann beantwortete den Ruf. Da feuerte er seine Jagdflinte über den Wasserspiegel ab, Berg und Thal erdröhnten von dem Knall, aber drüben im Fergenhause blieb Alles ruhig, wie zuvor; — doch nein, alsbald hörte man das Zuschlagen einer Thüre, alsbald das Rasseln der Kette, womit der Nachen am Ufer befestigt war.

„Er kommt," sagte mein Vater;" vor einem Schuß pflegt er immer Respect zu haben. Doch eine gute Weile können wir uns noch gedulden."

In der That hatten wir auch, bis er da war, noch Zeit genug zu beobachten, wie die Sichel des Mondes dem düstern Haupte des Lembergs immer näher rückte, bis sie hinter ihm zu verschwinden drohte.

„Guten Morgen, Fährmann, oder wollt Ihr lieber guten Abend!" rief mein Vater ihm entgegen.

Peter Haas antwortete nicht, lüftete aber seine Pelzmütze, denn mein Vater war ihm bekannt, und stets mit besonderer Rücksicht von ihm behandelt.

„Ich habe euch dieses Jungen wegen in Eurer besten Ruhe stören müssen; der soll noch heute nach Mainz."

Peter Haas gab ein trockenes „Hm" zur Antwort, war überhaupt kürzer aufgebunden und mürrischer, denn je. Ich nahm Abschied vom Vater und sprang in den Nachen, der sogleich vom Ufer abstieß. Einige Fragen, die ich unterwegs an den trübseligen Charon richtete, sowie mein Adieu beim Aussteigen, als wir drüben waren, ließ er völlig unbeachtet, schloß den Nachen an die Kette und begab sich, ohne sich weiter um mich zu kümmern, in seine Wohnung, deren Thüre er hinter sich zuwarf.

Durch die völlige Einsamkeit um mich her, und das wunderliche Benehmen des grämlichen Mannes etwas verblüfft, blieb ich eine Weile stehen und betrachtete mir seine Wohnung, die ein Bild traulicher Einsamkeit, eine Herberge stillen, ländlichen Glückes, im tiefsten Frieden vor mir lag, betrachtete mir noch einmal die ganze, herrliche Umgebung, die selbst im nächtlichen Zwielicht so heiter und freundlich war, daß ich meinte, sie hätte diese ihre Stimmung auf jeden ihrer Bewohner übertragen müssen. Dann wandte ich ihr den Rücken und machte mich mit eifrigen Schritten auf meinen Weg flußabwärts.

Eine Strecke von höchstens zehn Minuten mochte zurückgelegt sein, als ich links, quer über das Feld vom Walde her drei Männer nach dem Ufer und auf mich zuschreiten sah, die, je mehr sie sich näherten, desto unheimlicher mir vorkamen. Sie trugen zwar, wie Bauern, Harken und Schaufeln auf den Schultern, waren aber ganz anders gekleidet, als die Landleute der dortigen Gegend, und an der Seite des Vordersten und Größten unter ihnen schien eine Waffe zu blinken. Schon fing ich an zu bereuen, das Anerbieten meines Vaters, mich weiter zu begleiten, nicht angenommen zu haben, so abenteuerlich sahen von Weitem die Gesellen aus. Doch da sie im Mondlicht gingen, ich dagegen mich im Schatten befand, so durfte ich annehmen von ihnen noch nicht bemerkt zu sein, bog schleunig rechts von meinem Wege ab und setzte mich in die dichten Uferweiden, um dort wohl versteckt so lange zu harren, bis sie vorüber wären. Aber, wie steigerte sich meine Angst, als sie quer über den Weg just derselben Stelle zuschritten, wo ich untergekrochen war, und wie pochte mein Herz, als sie, dicht an mir vorüberstreifend, ebenfalls in die Weiden

schritten, die ich mir als Zufluchtsstätte erwählt hatte! Schweigend gingen sie auf und nieder in dem Gebüsch und spähten rings umher, als ob sie etwas suchten. Anfangs meinte ich, ich selbst wäre der Gegenstand ihrer Nachforschung nnd hielt mich für verloren; doch bald gewann ich die Hoffnung, daß sie andere Zwecke verfolgten, hatte aber während dessen die unerwünschte Gelegenheit, sie ganz genau zu betrachten. Es waren Männer im besten Alter und von kräftigem Körperbau; der hervorragendste unter ihnen, der auch beim Suchen die eifrigste Thätigkeit an den Tag legte und oft dicht an meinen Schlupfwinkel herantrat, eine hohe, schlanke, imposante Figur, hatte schöne Gesichtszüge, die jedoch durch einen, wie es schien, augenblicklichen Grimm oder Schmerz auf's Abschreckendste entstellt waren; er trug außer der Schaufel auf dem Rücken und dem Säbel an der Seite, im Gürtel zwei Pistolen, die nur dann sichtbar wurden, wenn der graue Leinwandkittel auseinanderflog, auf dem Kopf einen runden Hut. Die beiden Andern, in ähnlicher Kleidung, aber unbewaffnet, hatten ein rohes, gemeines und recht vagabundenmäßiges Aussehen.

Kein Wort kam während des längeren Suchens über ihre Lippen, bis endlich der Größere mit dem Rufe „Hier!“ auf einem kleinen Rasenplatz zwischen dem Gebüsch seine Schaufel in den Boden stieß. Die andern traten an seine Seite, und nun begannen sie eine Stelle abzumessen, von der Größe eines Grabes, schaufelten den Rasen vorsichtig ab, setzten ihn auf die Seite und begaben sich ruhig ans Graben.

Ich hielt unterdessen lautlos aus in meinem Versteck, das kaum zwanzig Schritte von dem Schauplatz ihrer unheimlichen Thätigkeit entfernt lag. Zwar kam mir bald der

Gedanke, heimlich leise zu entweichen, bald rasch aufzubrechen und davon zu laufen, aber das Erstere war nicht möglich, da ich ohne Geräusch dem dichten Gestrüppe nicht entkommen konnte, und zu Letzterem fehlte mir vollends der Muth, da ich mir einbildete, bei offener Flucht werde ein Schuß mich ohne Weiteres zu Boden strecken. So blieb ich bei dem Entschluß, ruhig bis zum Ausgang des Abenteuers zu verharren, und kann dabei nicht läugnen, daß meine Angst mitunter auch der gespanntesten Neugierde Raum gab.

Die Arbeit der Männer ging rasch von statten; ihre stumme Eilfertigkeit war ohne Pause, und der lockere Ufersand ließ sich leicht aufwerfen. Nur ein einzigesmal hatte Einer derselben das Schweigen durch die räthselhaften Worte unterbrochen: „Spur ist Spur; an einem Stein in die Nahe wäre besser, meine ich." Als Antwort versetzte ihm der Größere einen grimmigen Stoß auf die Brust, entriß ihm die Harke und schleuderte sie zur Seite, und das Schweigen war wieder hergestellt. In kurzer Frist hatten sie eine tiefe Grube zu Stande gebracht. Da entfernte sich der Größere mit dem einen der Genossen, während der Andere als Wächter an der Grube zurückblieb. Sie nahmen ihre Richtung nach dem Fergenhause. Dort angekommen, sahen sie sich erst nach allen Seiten um, pochten dann leise an einem der niedern Fenster desselben, schritten längs den Nebengebäuden bis zur Scheune, verschwanden durch eine leichtgeöffnete Pforte derselben, und kamen ohne Verzug wieder heraus mit einem weiblichen Leichnam, den der Größere auf den Armen trug. Langsam und vorsichtig schritt er mit der Last, die ihm keine zu sein schien, nach dem Ufer. Als er den Weiden sich näherte, hieß er den

Begleiter die Zweige sorgfältig aus dem Wege biegen, als hätte die Leiche vor Verletzung bewahrt werden sollen, dann legte er sie auf den Rasen neben dem Grabe nieder. Es war, so viel ich sehen konnte — und ich bemühte mich trotz dem Schauder, der mich durchbebte, so genau wie möglich zu sehen — ein schönes, junges Weib von stattlichem, ja üppigem Wuchse, keiner der Züge war entstellt in dem bleichen Antlitz; das aufgelöste Haar hing getheilt über die Schultern; ihr Anzug, nach etwas feinerem Zuschnitt, als bei den Landleuten, war sorgfältig und wohl geordnet; kein Merkmal irgend einer Verletzung, keine Blutspur konnte ich entdecken, und doch ließ ihr ganzes Aussehen keinen Zweifel in mir, daß ihr Leben erst ganz vor Kurzem entwichen, daß sie ermordet war.

Nachdem ihr Träger sie niedergelegt hatte, sank er neben ihr auf die Kniee, schlug sich mehremale krampfhaft mit der Faust auf Stirn und Brust, bog sich über sie hin, küßte sie heftig, und ein Thränenstrom schien seinen Augen zu entstürzen. Darauf deckte er ein weißes Tuch über ihr Antlitz und senkte sie mit Hilfe der Gefährten sanft und leise in das Grab, das sich bald unter den eifrig in Bewegung gesetzten Schaufeln über ihr schloß. Mit großer Sorgfalt wurden die früher abgehobenen Rasenstücke darauf gelegt und festgetreten, so daß keine Erhöhung übrig blieb. Und nachdem sie auch die Spuren des frischen Sandes mit einem spähenden Blick in die Runde möglichst verscharrt hatten, verließen sie die Stätte schweigend und finster, wie sie gekommen waren.

Da kroch ich langsam hervor aus meinem Versteck; entlastet war ich von der Angst um meine Person, aber niedergedrückt und wie gelähmt von der Wucht eines

schauerlichen Geheimnisses. Was hatte sich hier begeben? Welchen Gräueln dient hier der Schleier der Nacht, leistet Vorschub der heuchlerische Frieden dieses Thales? O welche Schuld, welch Verbrechen ward mit der Leiche in den Boden verscharrt? — Solche Fragen warfen sich mir auf und erfüllten mich mit Entsetzen. Ja, der Gedanke, Zeuge gewesen zu sein dieses Werkes der Finsterniß, beklemmte mein Gewissen, als hätte ich Theil daran. Und wer war die Todte? Und was bedeutete der verzweiflungsvolle Schmerz ihres Trägers, und was der höhnische Blick seiner Gefährten? Mit Schauder blickte ich nach dem Fergenhause, blickte ich nach der harmlosen Scheune, die mir jetzt den Eindruck einer Mördergrube machte. Meine jugendliche Einbildungskraft bevölkerte sie mit grauenvollen Wesen; ein Licht ging mir auf über den grämlichen Fährmann, seine Frau und Tochter; sie waren die ruchlosen Helfershelfer bei den Verbrechen, die dort vollzogen wurden. Dann raffte ich mich zusammen, um dem Bereich des Schreckens mit raschen Schritten zu entfliehen. Ich eilte der Nahe entlang, ohne mich wieder umzusehen, aber das offene Grab und das blühende Weib, wie es hineingesenkt wurde, und die finsteren Gestalten der arbeitenden Männer schwebten unablässig meiner geängsteten Seele vor. Selbst das anbrechende Tageslicht vermochte mich nicht zu beruhigen; scheu schlich ich an den Menschen vorüber, die mir begegneten, als trüge ich die Zeichen einer That, die Merkmale eines Ereignisses auf meiner Stirne, die den Glanz des Sonnenlichtes nicht vertrügen.

So eilte ich mit verdoppelten Schritten meinem Reiseziel entgegen, und erreichte trotz jener Unterbrechung meines Marsches Bingen um die erforderliche Zeit; das Marktschiff

war noch da, aber im Begriffe abzufahren. Schnell mischte ich mich unter die Passagiere, die aus Juden und Christen, Krämern, Gemüseweibern, französischen Douaniers und allerlei andern schwer zu kategorisirenden Menschen bestanden. Der Reiz der Neuheit, den dies Gewimmel für mich hatte, zog von dem Gegenstande, über welchem ich brütete, einen Augenblick meine Gedanken ab, als sie von außen her plötzlich wieder mit allem Nachdruck darauf zurückgelenkt wurden. Unter den Nachzüglern nämlich, die aus dem Städtchen dem Rheine zueilten und die Abfahrt des Schiffes fort und fort verzögerten, und zwar unter den Letzten, gewahrte ich jenen Mann, der in dem Drama dieser Nacht die Hauptrolle gespielt hatte. Den Schiffern zuwinkend, kam er mit eiligen Schritten in Begleitung eines alten häßlichen Weibes, dem ein kaum zweijähriges Kind auf dem Rücken hing, und bestieg mit diesen unser Fahrzeug. Ich erkannte ihn sogleich, trotz seinem sehr veränderten Aussehen; er war unbewaffnet, trug einen abgenutzten blauen Frack und drüber eine alte Jagdtasche, aus welcher eine Violine hervorsah, die ihn als herumziehenden Fiedler charakterisirte. In seinen Gesichtszügen lag Gleichgültigkeit, sein Auge schien ausdruckslos, einzelne Momente ausgenommen, in welchen er mit stechendem Blick den Einen oder Andern der Reisegesellschaft fixirte; seine Bewegungen waren ungeschickt und hatten den Schein von Bettlerdemuth. Unvermerkt schob er sich durchs Gedränge nach dem Hintertheil des Schiffs, wo er sich mit seiner Begleitung auf einen Waarenballen setzte und mit dem Kinde spielte, dem er große Theilnahme und Sorgfalt zuzuwenden schien. Im ersten Moment, als ich seiner ansichtig wurde, erwachten wieder alle die Schauer in mir, die ich bei der Begräbnißscene empfunden hatte, doch war

mir's, als wenn in dem Manne eine der Figuren aus einem mit der Nacht geschwundenen Traumgesichte vor mich hintrete. Allmälig legte sich meine Aufregung, aber trotz seinem harmlosen Benehmen blieb er mir furchtbar, blieb er der einzige Gegenstand meiner Aufmerksamkeit und Beobachtung von Allem, was mich umgab. Wenn er einen der leuchtenden Blicke entsandte, wenn es zuweilen wie eine Wetterwolke durch sein Antlitz fuhr, wenn bei seinem Lächeln mit dem Kinde statt Freude tiefer Schmerz hervortrat, dann schlug ich betroffen die Augen nieder, vertiefte mich in mein Geheimniß und — fürchtete mich vor seiner Enthüllung.

In dieser Weise war die Fahrt begonnen und geendet. Der Fiedler verließ während derselben kaum einmal seinen Sitz. Als wir in Mainz ankamen, verlor er sich mit den Seinigen im Gedränge.

Der Zweck, weßhalb ich meine Reise unternommen hatte, ein kurzer Besuch bei Verwandten und die Besorgungen einiger Angelegenheiten meines Vaters, war in vierzehn Tagen erreicht, und ich kehrte wieder zurück in meine Heimat, jedoch nicht durch Kreuznach und das Nahethal, sondern auf einem andern Wege über Alzei. Mein Geheimniß hatte ich während dieser Zeit scheu und bange im Busen bewahrt; in einer sonderbaren Gemüthsbeklommenheit hatte ich mich nicht überwinden können, irgend Jemandem eine leise Andeutung davon zu geben. Als ich aber nach Hause kam, war es mein Erstes, mich seiner zu entlasten und meinen Vater auf's Vollständigste von Allem in Kenntniß zu setzen. Obgleich ich wußte, daß dieser, schon durch seine amtliche Stellung dazu aufgefordert, meiner Mittheilung ein reges Interesse schenken werde, so übertraf doch der Eindruck, den sie auf ihn machte, alle meine Erwartung. Innerlich

bewegt schritt er auf und nieder; dann erkundigte er sich aufs Sorgfältigste nach den kleinsten Nebenumständen, ließ sich wiederholt das Aussehen der Leiche, besonders aber Gestalt, Gesichtszüge und Benehmen des Fiedlers so genau wie möglich beschreiben, und durch einzelne, dabei hingeworfene Worte wurde ich bald überzeugt, daß eine in ihm aufgestiegene Muthmaßung sich allmälig fast zur Gewißheit bei ihm befestigt hatte.

„Glaubst du die Stelle des Grabes noch mit Sicherheit wiederfinden zu können?" fragte er endlich, nachdem er zu einem Entschluß gekommen zu sein schien.

Ich bejahte die Frage und fügte hinzu, daß ich nur allzulange Muße gehabt hätte, mir jeden Stein und Strauch und Rasenflecken der dortigen Uferstrecke einzuprägen.

Da befahl er, augenblicklich einen Boten nach dem benachbarten Dorfe Lettweiler zu schicken und den dortigen Gutsbesitzer Adam Pfeifer zu sich entbieten zu lassen.

Adam Pfeifer erschien.

„Habt Ihr lange nichts von Eurer Tochter vernommen, Bürger Pfeifer?" fragte er den Eintretenden in theilnehmendem, aber nachdrücklichem Tone.

„Nein, Herr Friedensrichter;" antwortete dieser, ein wohlhabend aussehender, aber schlichter Bauer, dem die gebräuchliche Anrede „Bürger" noch nicht mundrecht geworden war. „Nein," wiederholte er gelassen und mit scheinbarer Theilnahmlosigkeit, „ich habe nichts von ihr gehört und will nichts von ihr hören."

„Wann empfingt Ihr die letzte Nachricht?"

„Vor etwa zwei Jahren, als sie ihre Niederkunft meldete."

„Und seitdem habt Ihr kein Zeichen ihres Lebens vernommen, keine Spur ihres Aufenthaltes entdeckt?"

„Herr Friedensrichter," entgegnete jetzt der Mann, sichtlich ergriffen, aber mit Anstrengung seine Empfindungen niederkämpfend, „fragen Sie mich nicht weiter über diesen Gegenstand! — Ich habe keine Tochter mehr! — Wohl hatte ich ein liebes, rechtschaffenes Kind, voll Zucht und Gottesfurcht, aber, wie Sie wissen, das existirt nicht mehr!"

„Pfeifer, Ihr dürft voraussetzen," nahm darauf mein Vater das Wort, indem er seine Hand faßte, „daß ich nicht aus Zeitvertreib oder Muthwillen einen Gegenstand berühre, der Euch schmerzlich ist, sondern daß ich durch die gewichtvollsten Gründe zu meinen Fragen mich veranlaßt fühle. Habt Ihr nicht gehört, ob Bastel Jacob sich kürzlich wieder in der Gegend hat sehen lassen?"

„Ich weiß nichts von ihm," antwortete der Befragte, zur früheren Ruhe und Unbefangenheit zurückkehrend.

Nun erzählte ihm mein Vater mit möglichster Ausführlichkeit und genauester Beschreibung der Personen mein Erlebniß an der Furth von Oberhausen.

Anfangs hörte er mit der Miene der größten Gleichgiltigkeit zu, dann aber begann er sich zu entfärben und sank endlich zitternd auf einen Stuhl.

„Faßt Euch," redete ihm mein Vater zu; „es ist und bleibt immerhin vorläufig nur eine bloße Vermuthung."

„Nein, nein," entgegnete der Mann tief aufathmend, „es ist Gewißheit! So vernehmen Sie denn," fügte er nach einer Pause mit Selbstüberwindung hinzu, „was zu Hause vor Kurzem bei uns vorging. Des Abends gegen elf Uhr — es mögen grade vierzehn Tage her sein — pochte es am Fenster unseres Schlafzimmers, das nach hinten zu in den Garten geht. Meine Frau erhob sich aus dem Bett, um nachzusehen. Gott steh mir bei! rief sie, Julie, wo kommst

du her? Mache dich fort, daß dich der Vater nicht merkt, sonst bist du verloren! Die Unglückliche stand im Garten vor dem Fenster, ihr Kind auf dem Arm, und faßte die Hand meiner Frau und hielt sie fest und sagte, sie würde nicht gehen, ehe sie mich gesprochen hätte; sie verlange auch nichts, als daß ich meinen Fluch zurücknähme, um ihres Kindes willen, und wenn sie mich nicht noch einmal sähe, würde das Herz ihr brechen. Meine Frau kam und sagte mir's, ich hatte aber Alles schon gehört, hatte meinen Entschluß gefaßt, sie unerbittlich abzuweisen. Ich ließ ihr sagen, wenn sie sich nicht ungesäumt entfernte, würde ich Lärm im Dorfe machen, sie durch die Polizei ergreifen und in ein Gefängniß führen lassen. Da gab es ein Weinen und Flehen an dem Fenster, daß ich Gott anrief, mir Stärke zu verleihen, um in meinem Vorsatz nicht wankend zu werden. Meine Frau, die schon so viele Thränen um das verlorne Kind vergossen hatte, die seit ihrem Verschwinden kränkelte und meinte sie würde gesund werden, wenn sie sie noch einmal sähe, vereinigte ihre Bitten mit den ihrigen, aber ich blieb hart. Als sie nun nicht aufhörten, mich zu bestürmen, da ward es für mein Gemüth zu viel, ich wurde weich und war im Begriff, mich dem Fenster zu nähern. In demselben Augenblick jedoch hörte ich von einer entfernten Stelle des Gartens her die Worte: Julie, halte dich nicht länger auf; laß sie in drei Teufelsnamen und komme! Es war die Stimme Bastel's. Ein entsetzlicher Abscheu schüttelte mich zusammen, all mein Herzeleid erwachte und ich rief laut, daß man es draußen hören konnte, meiner Frau zu: Sage ihr, das Einzige, was mich im Leben von ihr noch erfreuen könnte, wäre die Nachricht von ihrem Tode! Darauf verschwand sie, wie sie gekommen war."

Auf diese im Ton der schmerzlichsten Aufregung gesprochener Worte folgte eine Pause, nach welcher er mit unerwarteten Fassung und Ruhe hinzufügte:

„Nun ist die Nachricht gekommen; mein Wunsch ward erhört; sie ist todt! Gott vergebe ihr die Sünden! Ich vergebe ihr Alles, was sie mir zu leid gethan hat; Alles, Alles vergebe ich ihr von Herzen. Die Qual wird von jetzt an aufhören, mich zu peinigen, und mein Auge den verlorenen Schlaf wieder finden. Ich danke Ihnen, Herr Friedensrichter, für die Mittheilung!"

Damit griff er nach seinem Hut und wollte das Zimmer verlassen.

„Noch einen Augenblick, Pfeifer!" sagte mein Vater, ihm den Weg vertretend. „Erstlich ist es trotz aller Wahrscheinlichkeit doch noch nicht erwiesen, daß die versenkte Leiche Eure Tochter war, so sehr auch die Beschreibung, die mein Sohn von dem Fiedler und dem alten Weibe gibt, auf Bastel Jacob und dessen Mutter paßt; zweitens liegt hier ohne Zweifel ein scheußliches Verbrechen vor, dessen Schleier zu lüften, dessen Urheber oder Helfershelfer zu entdecken und dem Arm der Gerechtigkeit zu überliefern, unsere dringendste Pflicht ist. Ich habe festgesetzt, am morgenden Tage in Eurer, des Maires und meines Sohnes Begleitung mich nach der Furth zu begeben und eine Ausgrabung zu veranstalten, um zunächst in Betreff der Leiche die Identität der Person festzustellen.

„Nein, Herr Friedensrichter, nein, thun Sie das nicht!" fiel ihm Pfeifer mit Aengstlichkeit ins Wort: „lassen Sie die Todten ruhen! Gott hat es also gewollt, Gott hat gerichtet, auch die Urheber werden ihren Richter finden."

Vergeblich bot mein Vater alle Beredsamkeit auf, den

von Neuem in heftige Unruhe versetzten Mann zur freiwilligen Theilnahme an der beabsichtigten Untersuchung zu bewegen, und als keine Vorstellung half, forderte er ihn kraft seines Amtes und im Namen des Gesetzes auf, am nächsten Morgen in der Frühe vor ihm wieder zu erscheinen, um zu dem genannten Zweck den Weg mit ihm nach dem Fergenhause anzutreten.

„Ich werde gehorchen, Herr Friedensrichter; auch das muß noch ausgetrunken werden!" antwortete der Landmann mit ergreifender Resignation und begab sich nach seinem Dorfe.

Die Geschichte seiner Tochter, wie ich sie erst später in ihrem vollständigen Zusammenhange erfuhr, war bis zu dem Momente ihres letzten Verschwindens mit wenigen Worten folgende:

Adam Pfeifer, der einzige wohlhabende Bauer in dem durch den Krieg verarmten Dörfchen Lettweiler, ein durch seine Rechtschaffenheit und Zuverlässigkeit in der ganzen Gegend bekannter Mann, hatte eine einzige Tochter, Julie, die er wie seinen Augapfel liebte. Munter, herzensgut, aber, nach Art reicher Bauernkinder, verwöhnt und verzogen, hatte sie wenig Wünsche, die ihr nicht befriedigt wurden. Seit ihrer frühen Kindheit stand sie in einem von ihren Eltern stets mißbilligten, aber nie gehörig verhinderten Umgang mit Jacob Bastel, gewöhnlich Bastel Jacob genannt, der der Sohn einer zurückgekommenen Wittwe und der wildeste Bursche des Dorfes war. Von Kindesbeinen an zeigte Bastel Jacob Geschicklichkeit zu allen möglichen Dingen; die Violine lernte er von einem herumziehenden Spielmann und übertraf in dieser Kunst alsbald seinen Meister. Klug, gewandt, an Körperstärke alle seine Altersgenossen übertreffend und, seit

er die Kirmessen als Geigenspieler besuchte, stets mit Geld versehen, spielte er eine Hauptrolle unter den Burschen der Gegend. Man sah ihn gern, wo er erschien; er hatte eine Anzahl von Freunden, aber wehe Dem, der seinen Zorn reizte. Wenn die Wuth über ihn kam, was oft auf sehr geringe Veranlassung geschah, konnte Keiner eilig genug vor ihm entfliehen; wie unsinnig schlug er Alles um sich her in Stücke, wenn er den Gegenstand derselben nicht erreichen konnte. Doch nur einen Moment dauerte der Paroxismus; war dieser vorüber, so versank er oft in die tiefste Reue. Sein Verhältniß mit Julie Pfeifer, welches aus unverfänglicher Spielerei allmälig in gegenseitige innige Zuneigung übergegangen war, sah er keineswegs als hoffnungslos an, obgleich die Eltern Juliens gegen ihn und besonders gegen seine in üblem Rufe stehende Mutter bei jeder Gelegenheit den entschiedensten Widerwillen an den Tag legten. Im Gefühl seiner Kraft und vielfachen Ueberlegenheit über Andere steckte er sich ein hohes Ziel und glaubte auf eine ungewöhnliche Zukunft rechnen zu dürfen. Doch ein Strich durch diese Rechnung ward ihm einstweilen von dem unbändigen Dämon seines Zornes gemacht. Auf der Kirmeß eines benachbarten Dorfes wollte es sein Schicksal, daß er bei einer Prügelei seinem Gegner einen lebensgefährlichen Schlag versetzte. Er mußte, um nicht den Gerichten anheim zu fallen, aus seiner Heimat fliehen, wenigstens sich verborgen halten. Seine Kunst auf der Fiedel schützte ihn vor Mangel, überlieferte ihn aber einem wüsten Vagabundenleben, das um so gefährlicher für ihn wurde, als die zahlreichen Ausreißer und Marodeurs des Krieges, dessen Schauplatz vor Kurzem die Rhein- und Moselgegenden waren, in den Felsenschluchten und einsamen Burgtrümmern

des Nahethals wie in den rauhen Höhen des Westrichs und tiefen Forsten des Soonwaldes unvergleichliche Schlupfwinkel gefunden hatten und hier eine wahre Pflanzschule von Spitzbuben und Räubern bildeten. Der schwarze Peter, Leyendecker, Schinderhannes waren aus diesem Seminar hervorgegangene Zöglinge, deren schreckenverbreitende Namen bald auch durch den des Bastel Jakob einen Zuwachs erhalten sollten. Seine Lebensweise und sein Loos als Flüchtling führte ihn mit jenen wilden Gesellen und ihren Banden an den entlegensten Orten zusammen; er fand Wohlgefallen an ihrer Ungebundenheit und spielte ihnen auf zum Tanz, wenn sie in verborgenen Herbergen bei nächtlichen Gelagen mit ihren Dirnen sich lustig machten. Lange enthielt er sich in dieser schwierigen Lage gewissenhaft jeder Theilnahme an ihren Raubzügen, endlich hatten sie ihn gewonnen und von nun an war er der Kühnste und Wildeste von Allen.

Nach seiner Flucht aus seinem Dorfe ward dort lange nichts von ihm ruchbar; Niemand wußte, wo er geblieben war, außer — Julie Pfeifer. Sie bewahrte ihm ihr Herz und verkehrte mit ihm in nächtlicher Weile seit den ersten Wochen seines Verschwindens. Ohne zu ahnen, welchem Gewerbe er allmälig verfallen war, lebte sie der Hoffnung, die Zeit könne nicht ausbleiben, wo er sich wieder öffentlich zeigen dürfe, und konnte nicht begreifen, warum er fortwährend noch so hartnäckig sich verborgen hielt, nachdem er wegen der Kirmeßrauferei längst außer Verfolgung gesetzt war. Auch gestand er selbst später wiederholt, daß ihm seine Liebe zu Julien und seine Achtung vor ihr so lange die Kraft verliehen, den Verlockungen seiner Verführer zu widerstehen, so wie auch, daß er nachher keine größere

Sorge gehabt, als die, seine Vergehungen vor ihr geheim zu halten, ja daß er den bei ihr im Stillen gefaßten Vorsatz, mit seinen Genossen zu brechen, mehremal, aber freilich nur auf kurze Zeit, ausgeführt habe.

Drei Dinge, die sich fast zu gleicher Zeit ereigneten, gaben diesem Verhältniß eine plötzliche Wendung. Adam Pfeifer verlobte Julien, trotz ihrer Weigerung, die er für gewöhnliche Sprödigkeit hielt, mit einem reichen Bauernsohn aus der Nachbarschaft; Julie befand sich in einer Lage, in welcher sie keinem Andern mehr angehören durfte, als ihrem bisherigen Liebhaber; Bastel Jakob war bei dem in Gesellschaft von Schinderhannes verübten Einbruch auf der Eigener Mühle von Gensd'armen ergriffen und ins Gefängniß abgeführt worden, aber nach drei Tagen seiner Haft entsprungen. Die Nachricht von dem letzteren Ereigniß war kaum nach Lettweiler gelangt, als auch Bastel Jakob daselbst eine nächtliche Zusammenkunft mit Julien hatte. Sie entfloh mit ihm. Pfeifer, der zeitig von der Flucht Kunde erhielt, verfolgte sie, bis er sie erreichte in der Nähe der drei Eichen, einem verrufenen Räubersammelplatz der damaligen Zeit im Canton Obermoschel. Julie wiederstand den Thränen des Vaters und folgte den Bitten des Mordbrenners. Der Vater schickte ihr seinen Fluch nach und kehrte verzweiflungsvoll in sein Dorf zurück. Von dieser Zeit an datirte erst der eigentliche Ruf Bastel Jakobs als der eines ausgemachten Diebes und Räubers; allmälig ward er der Schrecken des Landes; wo ein bedeutender Diebstahl, ein nächtlicher Einbruch, eine Brandstiftung geschah, wurde sein Name unter den Haupturhebern genannt; die Bewohner des Hunsrücks, des Nahe- und Glanthales fürchteten ihn bei den noch mangelhaften Polizei-Einrichtungen unter der

französischen Republik mehr, als den berüchtigten Schinderhannes selbst. Bastel Jakobs Mutter hatte sich alsbald nach Juliens Entweichung ebenfalls aus Lettweiler entfernt und den Weg zu ihrem Sohne gefunden. Von Julien, die ein verbreitetes Gerücht als thätige Gehülfin ihres Liebhabers bei dessen Raubzügen brandmarkte, verlautete bis daher nichts Zuverlässiges, außer Dem, was dem Leser bereits bekannt ist.

Mein Vater, der Maire, Adam Pfeifer und ich, wir befanden uns an dem festgesetzten Morgen auf dem Wege nach der Furth von Oberhausen. Für mich hatte das Vorhaben etwas Schauerliches und Beklemmendes. Schon am vorhergehenden Tage würde ich mich den Bitten Pfeifers meinem Vater gegenüber gern angeschlossen haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß der Letztere in dergleichen Dingen nicht mit sich unterhandeln ließ. Es war mir überaus peinigend, der Urheber und Haupttheilnehmer einer Untersuchung zu sein, deren Ergebniß Menschen auf das Schaffot führen konnte, und besonders erwachten in mir bei dem Gedanken an die Leiche, die ich noch einmal sehen sollte, alle Erinnerungen an das Grauen jener Nacht, deren Andenken ich lieber in meiner Seele ganz vertilgt hätte. Adam Pfeifer aber war völlig sich selbst wiedergegeben und äußerlich wenigstens in einer Fassung, als gelte es, etwa ein käufliches Stück Land, oder ein Paar Zugochsen anzusehen. Innerlich schien er in Betreff der Ergebnisse des Geschäftes, welches uns ins Nahethal führte, sich eine feste Ueberzeugung gebildet zu haben, und über die Rolle, die er dabei zu spielen hatte, mit sich ganz und gar im Reinen zu sein. Mein Vater und der Máire unterhielten sich eifrig. Der Hauptgegenstand ihres Gesprächs, an welchem Pfeifer sich unbe-

fangen betheiligte, war das überhand nehmende Unwesen der Diebesbanden auf dem Westrich und in den Nahegegenden. Die Nachricht, daß Seibert, der gefürchtetste Raubmörder zwischen Rhein und Mosel, bei einem Streifzug, welchen Polizeigarden und Zollbeamten in Verbindung mit einer ansehnlichen Schaar bewaffneter Bauern gegen ihn unternommen hatten, in der Nähe von Lippshausen auf dem Hunsrück durch einen Schuß erlegt worden sei, hatte sich in diesen Tagen in der Gegend verbreitet und bot den Wanderern Stoff genug zu den mannigfaltigsten Meinungsäußerungen.

„Was half uns die neue Organisation der National-Gensd'armerie?" sagte der Maire, ein schon etwas bejahrter, an sich einsichtsvoller Mann, der sich aber in die neuen, durch die französische Republik in diesen Theilen der Rheinlande eingeführten Rechtsformen und Polizei-Einrichtungen überhaupt nicht zurechtfinden konnte; „die Angestellten kennen weder Menschen, Gegend noch Sitten und was das Schlimmste ist, die meisten verstehen kein Wort Deutsch, so daß sie unter dem vielen Lumpengesindel auf den Dörfern, Höfen und Mühlen, das mit den Räubern unter einer Decke steckt, wie verrathen und verkauft sind. Wenn wir es in unserem District nicht auch machen wie die Hunsrücker und Moselaner, daß wir ganze Gemeinden aufbieten zu allgemeinen Treibjagden auf die Schelme und sie sammt ihren Helfershelfern in ihren Schlupfwinkeln überfallen, nimmt der Unfug von Tag zu Tag bei uns zu."

„Von Tag zu Tag bei uns zu," stimmte Adam Pfeifer ein; „wer einsam wohnt, ist völlig preisgegeben, er hat nur die Wahl, entweder den Spitzbuben Zuflucht zu gewähren, oder vor ihnen flüchtig zu gehen, entweder mit zu

stehlen, oder von ihnen bestohlen zu werden. Ich selbst weiß leider nur zu gut, wem ich es wahrscheinlich bisher zu danken hatte, daß mir inmitten des ruchlosen Gesindels meines Dorfes der rothe Hahn noch nicht aufs Dach gesteckt wurde."

„Der neue General-Commissair in Mainz," fuhr der Maire fort, — „wie heißt er doch? Jambon" — —

„Jambon-St. André," sagte mein Vater.

„Er mag es gut meinen; ich habe ihm meinen Bericht schon eingesandt; aber so lange sie die wälschen Beamten nicht durch andere ersetzen, wird nichts erreicht. Es ist ein Jammer, wie diese fremden Garden von den einheimischen Gaunern an der Nase herumgeführt und getäuscht werden!"

„In der ganzen Nahegegend," nahm Pfeifer wieder das Wort, „sind nur zwei Männer, vor denen sie Respect haben, das ist der Gensd'armes Adam von Kirn, und der Förster Baumann von Staudernheim. Adam spricht mit ihnen auf gut deutsch und thut allein mehr, als alle die anderen Brigaden zusammen, und der Förster Baumann hat sie so in der Furcht, daß ganze Banden auseinander stieben, wenn er einsam daher schleicht. Die Gegend von Sobernheim hat ihm Alles zu verdanken und der Schinderhannes selbst nimmt Reißaus, wo er ihn wittert."

„Ist der Baumann nicht mit dem Fergen Peter Haas sehr befreundet?" fragte mein Vater.

„Er freit um seine Tochter," antwortete der Maire, „und wird auch, wie es heißt, sein Schwiegersohn werden. Glauben Sie nur, der Peter Haas hat in diesen Zeiten einen schweren Stand auf seinem Posten; ohne Baumann wäre er bei all seiner Klugheit sicher den Räubern schon

zum Opfer gefallen. Ich kenne wohl, was man über ihn munkelt, und es befremdet mich gar nicht, daß Sie ihn nach dem letzten Vorfall, worüber wir, wenn es glückt, noch heute nähere Aufklärung erhalten werden, in schwerem Verdacht haben. Doch ich habe bisher dergleichen Meinungen über ihn noch nicht beitreten können. Peter Haas war von Jugend auf ein braver, stiller Bursche und, seit er die Furth übernommen, immer ein ehrlicher Mann, wie es sein Vater war. Vorsichtig und klug zeigte er sich immer, das liegt in der Familie; auch hielt er das Seine stets zu Rath; in den Kriegszeiten, wo manche Andere zu Schaden gekommen, wußte er in seiner Stellung als Wirth und Fährmann den besten Vortheil zu ziehen, und daher datirt sich auch sein größerer Wohlstand. Daß er jetzt mit den Buschkleppern in Berührung kommt, daß er sie kennt, zuweilen wohl auch beherbergt ohne sie zu denunciren, liegt unvermeidlich in seinem Geschäfte und der Einsamkeit seiner Wohnung. Daß er sie aber nicht zu fürchten braucht und bis jetzt von ihnen stets ungeschoren blieb, hat er meines Erachtens hauptsächlich seinem zukünftigen Schwiegersohn Baumann zu verdanken, der durch seine Entschlossenheit, Leibesstärke und wer weiß durch welche geheime Zauberkraft den Banden, wie Jedem bekannt ist, so imponirt, als sähen sie in ihm den ersten Consul der Republik. Klug war Peter Haas von jeher; durch sein seltsames mürrisches Wesen schiebt er der Neugierde seiner Nachbarn einen Riegel vor, durch die Wahl dieses Schwiegersohnes hält er die Anmaßungen des Raubgesindels im Zaume; aber für ehrlich muß ich ihn halten, bis ich vom Gegentheil den augenscheinlichsten Beweis habe." — Und nun erzählte der Maire ausführlich, wie der an sich unbemittelte Förster Baumann,

der schon ein Vierziger wäre, bei der Tochter des reichen Haas, der kleinen Ammie, nach und nach alle Freier ausgestochen und selbst den Mühl-Philipp von Oberhausen, mit dem Ammie schon so gut wie verlobt gewesen, verdrängt habe.

„Ich kenne ja," sagte er „durch meine häufige Anwesenheit in Oberhausen alle diese Verhältnisse ganz genau. Mühl-Philipp ging lange mit ihr, ist reich, steht ihr näher an Jahren, wohnt am Ende von Oberhausen, dem Fergen-Hause fast gegenüber, Ammie hatte ihn gern, aber er mußte dem Baumann weichen. Baumann stahl sich gleichsam dem Mädchen ins Herz; wenn er kam in seiner Jägeruniform, mit Hund und Büchse, mit seinem feinen Benehmen und Anstand, und im Fergenhause einen Schoppen foderte, ward die einsilbige Ammie bald so freundlich und gesprächig, daß man sie gar nicht wieder erkannte. Einmal kam es vor, es muß jetzt fast ein Jahr sein, daß eines Nachmittags Schinderhannes mit einem großen Theile seiner Bande zechend im Fergen-Hause sich aufhielt. Die Leute in Oberhausen wußten es, Mühl-Philipp zitterte für seinen Schatz, aber er hätte um keine Million sich hinüber gewagt. Da kam Baumann allein von Staudernheim das Nahe-Thal herab, trat mitten unter die Spitzbuben, und in einigen Minuten war das Haus leer. Von dieser Zeit an hatte es ein Ende mit Mühl-Philipp. Baumann kam wöchentlich, ermuntert von Peter Haas, welcher sah, was er an ihm hatte, und stieg von Tag zu Tag in Ammie's Gunst und Achtung, bis sie sich ihm verlobte."

Unter solchen Gesprächen war ein beträchtlicher Theil unseres Weges zurückgelegt, und wir bogen schon hinab in das Seitenthal, welches nach Oberhausen und dem Bett

der Nahe entgegen führt. Es wurde jetzt verabredet, zunächst gegen den Fergen durchaus nichts von unserer Absicht, besonders keine Miene irgend eines Verdachtes an den Tag zu legen, sodann aber nach Befund der Umstände ihn und sein Haus der schärfsten Inquisition zu unterwerfen. Je mehr wir unserm Ziele uns näherten, desto schwächer ward die Unterhaltung, bis sie gänzlich verstummte. Auch Pfeifer sah wieder etwas niedergeschlagen drein, und mir pochte das Herz hörbar, als wir die Dächer von Oberhausen und jenseits der Nahe das weiß schimmernde Fergen-Haus erblickten. Doch bald sollten wir inne werden, daß der Ausgang unseres Unternehmens ein ganz anderer war, als es Einer von uns gedacht hatte.

In der Gegend von Sobernheim hatte im Laufe der letzten acht Tage unter fürchterlichen Gewittern ein Wolkenbruch Statt gehabt, wie keiner seit Menschengedenken erlebt worden war. Die Nahe schwoll in wenig Augenblicken an zum reißenden Strom; Brücken trieben fort, Gebäude wurden niedergerissen und die Ufer weit und breit aufs Gräßlichste verwüstet. Bereits hatte sich das Wasser wieder verlaufen, der Fluß war in sein gewöhnliches Bett zurückgetreten, aber noch purpurfarben von dem Schlamm der rothen Erde, welche seine Nebenbäche durchfluthet hatten, und in mächtigen Wogen eilte er durch die Windungen des Thals, das hierdurch gar viel von der sonst ihm eigenthümlichen friedlichen Heiterkeit eingebüßt hatte.

Wir ließen uns übersetzen. Peter Haas lüftete äußerst höflich seine Pelzmütze, als er den Maire in unserer Mitte gewahrte, der einen besondern Stein bei ihm im Brett zu haben schien und in der Unterredung mehr aus ihm herausbrachte, als irgend ein Anderer. Doch hielten

wir uns zuvörderst nicht bei ihm auf, ließen ihn bei seinem Nachen und gingen der Stelle zu, die ich voraneilend nun näher zu bezeichnen übernommen hatte. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich auch nicht ein einziges Kennzeichen, nicht ein einziges Hilfsmittel wiederfand, mich zu orientiren! Keine Spur von Weidengebüsch, keine Spur von Rasen! Wie durch eine Zauberei war der ganze Schauplatz meines nächtlichen Erlebnisses verwandelt. Die Uferstrecke vom Fergen-Hause an bis drei- oder vierhundert Schritte stromabwärts war ein hoher, nackter Sandaufwurf, der Pfad und Versteck, Laub und Gras, Alles tief unter sich begraben hatte. Wie versteinert stand ich da und neben mir meine Begleiter, die, über den natürlichen Grund meiner Verwirrung keinen Augenblick im Unklaren, achselzuckend einander ansahen. Die ohngefähre Entfernung der Stelle vom Fergen-Hause ab, die ohngefähre Richtung derselben dem Lemberg gegenüber war Alles, was ich anzugeben vermochte, und darauf hin ließ sich keine Nachgrabung veranstalten in einem Boden, der jetzt vielleicht sechs bis acht Fuß höher war, als früher. Daß wir demnach mit unserm ganzen Plane und Allem, was darauf weiter gebaut werden sollte, gescheitert seien, sahen jetzt meine Begleiter so gut wie ich selbst ein.

„Das Verbrechen ist vom Sand verschüttet!" sagte mein Vater auf den Boden starrend; „seine Spuren sind erloschen! Der Fluß hat nicht gewollt, daß wir es an das Tageslicht ziehen sollten. Vielleicht wühlt er dereinst einmal die Gebeine der da drunten Schlummernden, die er jetzt versteckt hat, wieder auf und führt sie vor die Augen einer Generation, die nichts mehr weiß von Bastel Jakob und von Schinderhannes! Unser Geschäft hier ist einstweilen beendigt."

Nun wurde verabredet, im Fergen-Hause zuvörderst einzukehren, die Besichtigung der Ueberschwemmung als Zweck unserer Reise anzugeben, dabei aber die Gelegenheit zu ergreifen, das Innere des Hauses nebst seinen Bewohnern und allem Zubehör, aufs Genaueste zu durchforschen. Meine bloße Aussage, die Aussage eines vierzehnjährigen Knaben, deren Inhalt ohnehin wie ein traumartiges Phantasiegebilde sich ausnahm, war, wenn sie nicht in irgend einem thatsächlichen Beweise eine Unterstützung finden konnte, nicht geeignet, Veranlassung zu einer gerichtlichen Untersuchung zu geben.

Ein gepflasterter Fußpfad, der allmälig in eine steinerne Treppe überging, führte von der Nahe aus zu dem mit massiver, wagrecht getheilter Hausthür versehenen Eingang der Fergen-Wohnung, die wir jetzt betraten. Peter Haas war an der Nahe beschäftigt, Frau Haas in der Küche, von einer lahmen, harthörigen Taglöhnerin, die ab- und zuhinkte, unterstützt; Ammie befand sich allein in dem Gastzimmer, das zugleich das Wohnzimmer der Familie war, aber durch seinen blankgescheuerten Boden, seine frischgetünchten Wände und saubern Möbel von Eichenholz vor den gewöhnlichen Bauernstuben gar sehr sich auszeichnete. Sie saß am Fenster, wie immer nett gekleidet, und nähte an neuer Leinwand. Wir bedurften einer ordentlichen Erquickung; auf unsere desfalls an sie gerichtete Bitte setzte sie sich sofort in Bewegung; auf unsere sonstigen Fragen gab sie kurzen höflichen Bescheid, ohne sich dabei in den für unsere Bewirthung zu treffenden Vorkehrungen unterbrechen zu lassen, und in wenigen Minuten hatten wir das Erforderliche zu einem behaglichen Imbiß.

Adam Pfeifer, der sich weit leichter, als die Andern,

ja, wie es schien, mit innerer Befriedigung in die Unausführbarkeit unseres ursprünglichen Vorhabens gefunden hatte, ließ sich Speise und Trank ebenfalls wohlgefallen. Doch bemerkte ich, daß er einmal Ammie, als sie sich wieder dem Tische näherte, plötzlich mit einem auffallenden, scharfen Blick ins Auge faßte und wie von einer Ueberraschung getroffen die zum Mund gehobene Gabel niedersinken ließ, dann noch einigemal verstohlen nach ihr hinsah und Essen und Trinken darüber allmälig zu vergessen schien.

Nachdem hierauf der Ferge eingetreten war und das Gespräch sich eine Weile um die verheerenden Wirkungen der Ueberschwemmung gedreht hatte, lenkte der Maire dasselbe auf die Wirthschaft und äußerte gegen Peter Haas den Wunsch, die Einrichtung seines Hauses, dessen Hintergebäude, Viehstand u. s. w. einmal in Augenschein nehmen zu dürfen. Eine solche Anmuthung mochte dem griesgramen Wirth lange keiner seiner Gäste gemacht haben, doch zeigte er sich bereit sie zu erfüllen. Der Maire und mein Vater begaben sich mit ihm auf den Hof; Pfeifer und ich wir blieben mit Ammie, die wieder an ihrem Nähzeuge saß, im Zimmer.

Da vernahm man ein polterndes Geräusch an der Hauspforte, die Stubenthüre öffnete sich, und ein stattlicher Mann in Jägeruniform, einen Hühnerhund an der Seite, trat ins Zimmer; es war Baumann, der Förster von Staudernheim. Als bemerkte er uns nicht, hing er Büchse und Jagdtasche an die Wand und trat ans Fenster zu Ammie, die ihm wie die Wendung verrieth, die er gegen uns machte, durch ein Paar leise Worte über uns und unsere Begleiter Näheres berichtete. Wie ich mir damals sagen mußte, hatte ich nie einen schöneren Mann gesehen,

nie einen, dessen ganze Erscheinung beim ersten Blick solche Anziehungs- ich möchte sagen Zauberkraft auf mich ausübte. Noch sehe ich ihn leibhaftig vor mir in dem grauen, grünausgeschlagenen Jägeranzug, der ihn vortrefflich kleidete, mit dem feinen Anstand in jeder Bewegung, mit dem gewinnenden Ausdruck eines Antlitzes, das in den einzelnen Theilen vielleicht nicht allen Anforderungen der Schönheit entsprach, im Ganzen aber das Gepräge der edelsten Männlichkeit trug. Die Blatternarben, die man zu damaliger Zeit in den meisten Gesichtern, besonders der Landbewohner, zu sehen gewohnt war, thaten den frischen, von der Sonne etwas gebräunten Wangen wenig Eintrag; zu den grau-blauen Augen, aus denen Geist und Wohlwollen leuchtete, bildete das glänzend braune Haar des Hauptes und Backenbartes einen angenehmen Gegensatz. Und dabei diese volltönende Sprache, diese städtischen Sitten, diese überlegene Sicherheit in Allem, was er sprach und that! So und nicht anders, dachte ich mir, mußte ein Mann aussehen, vor dem kein Spitzbube Stand hält, den Schinderhannes selbst respectirt, dem kein Mädchenherz widerstehen kann. Kein Wunder, dachte ich, daß dieser bei der Fergentochter jeden Bewerber, auch den reichen Mühlen-Philipp ausstach!

Baumann unterhielt sich, ohne von uns weitere Notiz zu nehmen, bald laut, bald flüsternd, nur mit Ammie. Bei den Scherzen und Neckereien, denen er sich überließ, schien er der abwehrenden Schönen zu verstehen zu geben, daß es nicht der Mühe werth sei, wegen der Anwesenheit eines fremden Landmannes und eines Knaben sich sehr zu stören. Ich konnte indessen meinen Blick von Beiden nicht abwenden und erinnere mich noch gar wohl, daß damals

eine etwas deutlichere Vorstellung von der Natur eines Liebesverhältnisses in mir aufzugehen anfing. Die kleine Ammie mit ihrem niedlichen Wuchs und runden Gesichtchen, so rosenroth und lilienweiß, kam mir ebenfalls überaus reizend vor, und ich hätte gewünscht, daß den scherzenden Angriffen ihres Freundes, deren Ziel mehr als nothwendig meine jugendliche Einbildungskraft erregte, von ihrer Seite weniger Sprödigkeit entgegengesetzt worden wäre. Doch Ammie wußte den Forderungen weiblicher Zurückhaltung aufs vollkommenste zu genügen.

Als nach einer Weile an die Stelle der Liebeständelei wieder eine ernsthafte Unterhaltung getreten war, näherte sich Baumann dem Tisch, hinter welchem wir saßen und wandte sich mit der Frage: „Ihr seit aus Lettweiler?" an Pfeifer, der in stummem Hinbrüten da saß und nach der Rückkehr unserer Begleiter sich zu sehnen schien. Auf dessen Bejahung fuhr er fort: So kennt ihr wohl den Gutsbesitzer Adam Pfeifer daselbst?"

„Der bin ich selbst," antwortete Pfeifer.

„Charmant!" entgegnete Baumann; „Ihr erspart mir damit einen Gang dahin. Ich komme von Mainz und habe etwas an Euch zu bestellen, nämlich einen Brief und einen Gruß."

Damit ging er an seine Jagdtasche, suchte ein Portefeuille hervor, nahm einen Brief heraus und übergab ihn Pfeifern.

„Gestern Morgen," sagte er, „empfing ich ihn in Mainz von Eurer Tochter, nebst einem schönen Gruß an Euch."

Grade in diesem Augenblicke traten der Maire und mein Vater mit Peter Haas wieder in das Zimmer. Der

Maire begrüßte den Förster als einen Bekannten, mein Vater, der durch dessen Anwesenheit gerade jetzt nicht angenehm überrascht schien, bezeugte gleichwohl seine Freude, ihn kennen zu lernen. Pfeifer hatte unterdessen den Brief unerbrochen in zitternder Hand gehalten.

„Ihr habt selbst gestern Morgen meine Tochter gesehen und sie hat Euch diesen Brief für mich übergeben? fragte er den Förster mit bebendem Ton und schmerzhaft zuckenden Mundwickeln.

„Verzeihen Sie dieses Intermezzo," sagte Baumann gegen den Maire und meinen Vater gerichtet; „ich habe gestern nolens volens eine Bestellung übernommen, deren ich mich zu entledigen, eben im Begriffe war. Sie ist für den Empfänger, wie ersichtlich und wohl begreiflich, mit herben Empfindungen verbunden: er mag selbst entscheiden, ob ich in Ihrer Gegenwart das Nähere darüber erörtern soll."

Pfeifer gab einen bejahenden Wink.

„In Mainz," erzählte nun Baumann, „begab ich mich gestern früh, bald nach Tagesanbruch nach dem Rheinufer, um mit dem Marktschiff nach Bingen zu fahren. Kurz vor meinem Einsteigen kam eine mir unbekannte junge Frau auf mich zu.

Sie sind der Förster Baumann von Staudernheim, sagte sie im Dialecte unserer Gegend; schon seit mehreren Tagen komme ich hierher an's Ufer, um irgend Jemanden aus meiner Heimat zu finden, der an Adam Pfeifer aus Lettweiler diesen Brief besorgen könnte. Wollen Sie vielleicht die Güte haben? — Ich wohne hier als Dienstmagd und bin aus der dorligen Gegend zu Haus. — Ich nahm den Brief an, ohne etwas Besonderes dabei zu denken,

versprach ihn zu bestellen und ging zu Schiff, das im Begriff war abzufahren.

Sagen Sie dem Adam Pfeifer, rief sie mir dann vom Ufer nach, seine Tochter ließ' ihn vielmals grüßen. Dabei schien sie sehr ergriffen und wischte sich die Thränen aus den Augen. Mir aber ging plötzlich ein Licht auf.

Seid Ihr, was ich vermuthe? rief ich, sie scharf ansehend.

Ich bin seine Tochter! antwortete sie, kehrte um und entschlüpfte im Volksgedränge meinen Augen, während unser Fahrzeug vom Ufer stieß. Das ist, was ich Euch zu berichten habe."

„Wie sah sie aus?" fragte Pfeifer.

„Sie war wenigstens um einen Kopf größer, als Ammie, trug ein hellbraunes Mieder, ging im bloßen Kopf und hatte dunkles Haar."

Adam Pfeifer starrte vor sich hin, den Brief legte er langsam auf den Tisch und fuhr seufzend mit der Hand über die Stirne.

„So seht doch zu, was in dem Briefe steht," sagte mein Vater, etwas ungeduldig über sein störrisches Benehmen.

„Lesen Sie ihn, wenn's beliebt, Herr Friedensrichter," antwortete er; „es mag d'rin stehen, was da will, mir kann's nichts helfen."

Mein Vater nahm den Brief, durchlief ihn erst und las:

„X. d. 29 Prairial X.

Ich wollte Euch hiermit zu wissen thun, daß wir uns über dem Rhein niedergelassen haben, um da auf ehrliche Weise unser Stück Brod zu verdienen. Von wegen daß

Ihr uns neulich so grob abgewiesen habt, wächst uns kein graues Haar, denn wir brauchen Euch nicht. Euer Enkelchen ist gesund und Julie läßt Euch vielmal grüßen. Weiter weiß ich Euch nichts zu schreiben.

Jacob Bastel."

„Also von Bastel Jacob selbst," sagte Baumann kopfschüttelnd. „Es trifft sich seltsam, daß just ich sein Colporteur werden mußte, der ich mich in Mainz befand, um meine Kenntniß von ihm und seinen Genossen im Bureau des General-Commissairs der Republick zu Protokoll zu geben. Ueber dem Rhein habe er sich niedergelassen? — So können wir auch darauf gefaßt sein, daß wir nächster Tage wieder von einer in hiesiger Gegend verübten Räuberei Kunde erhalten. Diese Tactik der Schelme, daß sie über ihren Aufenthalt falsche Gerüchte verbreiten, um desto sicherer einen Streich auszuführen, wo man sie nicht vermuthet, ist bereits zu sehr verbraucht. Ueberhaupt wird auch durch die neuen Maßregeln der Regierung ihrem Treiben bald ein Ende gemacht werden."

Peter Haas, scheinbar ohne alle Theilnahme an dem, was hier verhandelt wurde, hatte sich unterdessen nach der Furth, seine Tochter Ammie in die Küche begeben.

„Euch aber, Bürger Pfeifer," fuhr Baumann fort, „möchte ich rathen, einstweilen auf Eurer Hut zu sein vor ihnen, trotz Eurer — wie soll ich sagen — besonderen Beziehung zu denselben; ihre Freundschaft hat kurze Beine; sie sind wie die wilden Bestien, nur so lange man sie in der Furcht hat, hat man von ihnen nichts zu befahren. Ich versichere Sie," wandte er sich dann an meinen Vater, „auch dieses Haus mit seinen Bewohnern macht mir manche schlaflose Nacht. Mein künftiger Schwiegerpapa, den sein

Geschäft in unvermeidlichem Verkehr mit dem Gesindel erhält, der in seiner hülflosen Einsamkeit außer Stand ist, irgend einen Schritt gegen sie zu wagen, und weil sie ihn gewissermaßen nöthig haben, bis jetzt keine Unbill von ihnen erfuhr, traut ihnen trotz alledem viel zu viel. Ich habe gethan, und thue zu seinem Schutz was ich vermag aber ich gäbe was darum, wenn er meinem Rath folgte und sein ganzes Gewerbe so lange an den Nagel hinge, bis die öffentliche Sicherheit wieder hergestellt ist. Vom Schinderhannes hat er am wenigsten zu befürchten; der verdirbt's nicht gern mit Allen, sucht seinen Vortheil im Kleinen, ist berechnend und feige. Aber seit sich Bastel Jacob von ihm getrennt hat und selbst ein Commando führt, hat Peter Haas keine Ursache mehr, eine Nacht ruhig zu schlafen."

In dieser und ähnlicher Weise sprach sich Baumann aus. Er that es mit der Gewandtheit und Sicherheit eines Mannes, der über seinen Gegenstand völlig im Klaren ist. Der Eindruck indessen, den die ganze Erscheinung desselben auf meine Begleiter machte, war sehr verschieden und bei jedem derselben ein anderer. Der Maire, ganz Ohr für seine Eröffnungen, war überzeugt ebenso von seiner Einsicht, wie von seiner Wahrhaftigkeit und förderte durch seine beistimmenden Antworten den Fluß seiner Rede. Pfeifers Verhalten war diesem völlig entgegengesetzt. Als nämlich Ammie nach kurzer Abwesenheit wieder ins Zimmer getreten war und Pfeifer abermals jenen scharfen, aber verstohlenen Blick ihr zugeworfen hatte, schien sein durch Baumann's Nachrichten im Innersten erschüttertes Gemüth plötzlich die vorherige Ruhe und Fassung wieder gewonnen zu haben. In sich gekehrt, saß er da, ohne den Worten Baumann's die geringste Aufmerksamkeit und, wie es den An=

schein hatte, den geringsten Glauben zu schenken. Den Brief hatte er zerstreut an sich genommen und gleichgültig neben sich auf die Bank gelegt. Mein Vater dagegen befand sich in der unbehaglichen Stimmung eines Zweiflers, der vergeblich mit aller Anstrengung sich bemüht, einen Haltepunkt für seine Ueberzeugung zu gewinnen. Wie die Untersuchung auf dem Nahe-Ufer, so hatte auch die Besichtigung des Innern des Fergenhauses nichts ergeben, was irgend einen Verdacht hätte erwecken oder begründen können. Und vollends kam ihm der ganze Zwischenfall mit Baumann verwirrend in die Quere; der Mann ward ihm räthselhafter, je länger und schärfer er ihn beobachtete; ein Mißtrauen, welches er kaum bei sich zu rechtfertigen wußte, bemächtigte sich seiner gegen Alles, was Baumann vorbrachte und so betheiligte er sich auch nur durch wenige Fragen an der Unterhaltung, die durch den Maire lebhaft fortgesetzt wurde, bis wir für gut fanden, unsern Rückweg anzutreten.

Mit gewohnter Schweigsamkeit setzte uns Peter Haas über die Nahe. Die Landungsstelle hatten wir kaum verlassen, als mein Vater sich von Pfeifer Bastel Jakobs Brief noch einmal ausbat.

Er vermißte ihn und besann sich, daß er ihn auf der Bank in der Wirthsstube des Fergenhauses hatte liegen lassen.

„Pfeifer," sagte mein Vater kopfschüttelnd, „Euer ganzes Benehmen in dieser Sache ist mir unerklärlich. Die Nachricht, daß Eure Tochter noch lebt, nehmt Ihr mit Gleichgültigkeit auf, ohne die Gewißheit zu haben, daß sie todt ist."

„Ich habe die Gewißheit," antwortete Pfeifer, seine

Blicke an den Boden heftend; „für mich war unser Gang hierher nicht erfolglos, er hat meine Zweifel gehoben und mich beruhigt über meines Kindes Schicksal.“

„So redet denn!“ fiel ihm mein Vater eifrig in's Wort; „was haltet Ihr von dem Brief, und was benimmt Euch Eure Zweifel?“

„Herr Friedensrichter,“ entgegnete Pfeifer bittend, „der Himmel selbst hat den Weg zu ihrem Grabe bedeckt und Sand gestreut über die letzten Spuren von ihrem Dasein; lassen sie uns abstehen von einer weitern Untersuchung! Was an den Tag kommen soll, wird Gott zur Zeit ohne uns an den Tag bringen; lassen Sie einem heimgesuchten Manne die schwer errungene Ruhe!“

Doch mein Vater pflegte von Dem, was er für seine Pflicht hielt, sich durch keine Rücksicht abhalten zu lassen. Theilnehmend ergriff er Pfeifers Hand, suchte ihm zu zeigen, daß der Mensch, wo sich Gott seiner als Werkzeug bedienen wolle, willig gehorchen müsse, und bewies ihm mit allem ihm zu Gebote stehenden Nachdruck die Nothwendigkeit, Alles zu offenbaren, was er in der fraglichen Sache wahrgenommen habe. Nach langem Zögern und erst als mein Vater versprach, ihn möglichst außer Betheiligung zu lassen an den Folgen, die seine Mittheilung haben könnte, erklärte er, er habe alsbald nach unserm Eintritt in's Fergenhaus eine seiner unglücklichen Tochter gehörige Granatschnur mit vergoldetem Kreuze am Halse der Ammie entdeckt; seine Tochter hätte diesen Schmuck, als ein Geschenk von ihrer Großmutter, sehr werth gehalten und stets getragen; nach einigen Worten, die Baumann mit Ammie geflüstert, wäre diese aus dem Zimmer gegangen und bald darauf ohne die Granatschnur wieder hereingekommen. Durch dies Letztere

erst sei er vollkommen bestärkt worden, daß Ammie auf verbrecherischem Wege zu diesem Schmuck gekommen sein müsse, und daß seine Tochter in dem Fergenhause ihren Untergang gefunden habe.

Da hemmten wir unsere Schritte. Nach kurzer Ueberlegung erklärte mein Vater, hier sei kein Augenblick zu verlieren, um die Thatsache festzustellen. Es wurde beschlossen, unter dem Vorwand, den zurückgelassenen Brief zu holen, ins Fergenhaus zurückzukehren. Ohne irgend ein Zeichen der Ueberraschung, uns schon wieder zu sehen, in den unbeweglichen Zügen seines sauertöpfigen Gesichtes blicken zu lassen, that Peter Haas abermals seine Schuldigkeit und setzte uns über; sein theilnahmloses Verhalten überhob uns der Mühe, ihm einen Grund unserer Rückkehr anzugeben.

In der Wirthsstube des Fergenhauses trafen wir Frau Haas allein. Unsere erste Frage betraf den Brief. Aeußerst willfährig und gesprächig, aber bei jeder kleinen Pause ängstlich durchs Fenster blickend, setzte sie zuvörderst Baumann's Tugenden und die Heftigkeit seiner Neigung zu ihrer Tochter Ammie auseinander, dann, wie sich Baumann scherzhaft über Pfeifer ausgelassen und dessen Vergeßlichkeit bewundert habe, bis wir endlich erfuhren, er habe Ammie gebeten, den Brief aufzubewahren, und sie wisse nicht, wo diese ihn hingelegt.

„Ammie aber,“ setzte sie hinzu, „wird bald nach Hause kommen; sie ist mit Baumann nur bis Böckelheim, wo sie etwas zu besorgen haben wird.“ Dabei warf sie wieder unruhige Blicke bald nach der Nahe, wo Peter Haas beschäftigt war, bald seitwärts auf den Weg, der von Böckelheim her am Fergenhause vorüberführte.

„Seht, Herr Bürger Maire,“ fuhr sie dann fort im

vollen Strome ihrer Redseligkeit, „mit der Ammie haben wir Glück gehabt. Sie hat aber auch immer etwas auf sich gehalten, von Kindesbeinen an mit gewöhnlichen Leuten sich nicht viel abgegeben. Der Mühlen-Philipp wäre uns schon recht gewesen, aber sie ließ ihn laufen, weil er ihr zu bäurisch war. Jetzt kleidet sie sich zwar noch wie Unsereins, aber vom Tage der Hochzeit an geht sie nur in Schmießkleidern. Das will der Herr Gemeinde-Förster so haben. Schon jetzt kauft er ihr mehr Staat, als sie haben will, und was er ihr schenkt, ist alles ächt, alles vom Feinsten und Besten, darauf können Sie sich verlassen."

Diese Wendung, welche das Gespräch nahm, ließ mein Vater nicht unbenutzt, um sofort seinem Ziele entgegen zu rücken. Frau Haas kam seinem Wunsche, die Granatschnur, welche Ammie vorher getragen habe, einmal näher zu besehen, mit der größten Bereitwilligkeit nach. Sie holte dieselbe aus ihrer Tochter Garderobe, die ihr vollkommen zugänglich zu sein schien. Pfeifer gab durch ein langsames Nicken zu verstehen, daß er sich nicht geirrt habe. Aber Frau Haas brachte in ihrem Mittheilungsdrang auch noch einige andere ihrer Tochter gehörige und von Baumann herrührende Putzsachen mit, um sie zu zeigen. Darunter befand sich auch ein halbes Dutzend türkisch-rother Tücher, auf welche mein Vater sogleich seine ganze Aufmerksamkeit richtete. Er besaß nämlich das Verzeichniß und die genaue Beschreibung der Waaren, die im vorigen Jahre dem Juden Seckel Löb von Staudernheim mittelst nächtlichen Einbruchs durch die Bande des Schinderhannes gestohlen worden waren. Farbe, Stoff, Fabrikzeichen der genannten Tücher kamen auf's Genaueste überein mit einer Nummer der als gestohlen verzeichneten Artikel. Nach Constatirung

sowohl dieses Fundes, als der die Halsschnur betreffenden Entdeckung verließen wir das Haus und traten zum zweitenmale unsern Rückzug an. Pfeifer beruhigt, wie vorher, der Maire kopfschüttelnd, mein Vater aber überzeugt, der Lösung seiner Aufgabe um ein Bedeutendes näher gerückt zu sein. —

Bis zu diesem Punkte meiner Erzählung war ich Augenzeuge des Geschehenen, ja sogar Mitspieler, glaubte daher das Recht zu einer etwas ausführlichern Darstellung zu haben. Bei dem nun zunächst Folgenden werde ich mich auf kurze Hervorhebung nur derjenigen Thatsachen beschränken, deren Kenntniß für den Zusammenhang nothwendig ist, bis ich dahin gelange, wo ich wieder als Augenzeuge berichten kann.

Gegen Peter Haas und den Förster Baumann wurde alsbald gerichtlich vorgeschritten. Mein Vater leitete die Untersuchung. In einem Verhör erklärte die Familie Haas, daß Ammie die Granatschnur und die Tücher von Baumann zum Geschenk erhalten habe. Baumann gab dies zu und behauptete, die erstere bei einem Kreuznacher Juwelier, die letzteren von einem Trödeljuden gekauft zu haben. Beides erwies sich als falsch, und die Tücher wurden von Seckel Löb als die ihm gestohlenen anerkannt. Gegen Peter Haas ward noch durch Zeugen der Verdacht erregt, daß bei verschiedenen Raubzügen die gemachte Beute einstweilen im Fergenhause versteckt gehalten worden sei. Baumann wurde verhaftet und nach Mainz abgeführt, ein gleiches Schicksal widerfuhr einige Tage später dem Fergen Peter Haas. Großes Aufsehen erregten diese Vorfälle im Nahethal, aber noch weit größeres die ohngefähr um dieselbe Zeit sich verbreitende Nachricht, daß Schinderhannes auf

dem rechten Rheinufer gefangen und nach Mainz geführt, zugleich daß ein beträchtlicher Theil seiner Genossen ebenfalls aufgebracht und seine ganze Bande zerstoben sei. Hierdurch begann nicht blos das Vertrauen zur öffentlichen Sicherheit in den Nahe- und Moselgegenden allmälig wieder zurückzukehren, sondern durch die freimüthigen Geständnisse dieses berüchtigten Räuberanführers in Betreff seiner Mitschuldigen wurde über das ganze Netz, womit die Gauner und Diebe diese Gegenden umspannt hielten, alsbald ein solches Licht verbreitet, daß die ganze Untersuchung in ein neues Stadium trat, einen weit umfassenderen Charakter gewann und die Arresthäuser immer mehr sich anfüllten. Auch für unsere beiden Verhafteten umzog sich der Himmel immer düsterer; die Verdachtsgründe gegen sie häuften sich je mehr Zeugen vernommen wurden. Peter Haas blieb standhaft bei seinen ursprünglichen Aussagen: daß er jemals wissentlich Geld oder Gut von den Räubern angenommen, um es entweder für sich zu behalten, oder für sie aufzubewahren, stellte er, wie immer, in Abrede. Baumann aber nahm in den späteren Verhören zurück, was er im ersten ausgesagt hatte. Aus übertriebener Schonung für Peter Haas, den Vater seiner Braut, behauptete er, wäre er auf dessen falsche Angaben eingegangen; nun aber glaube er, der Wahrheit die Ehre geben zu müssen; weder die Granatschnur, noch die Tücher seien durch ihn, Baumann, in die Hände der Bewohner des Fergenhauses gekommen; bei ihm selbst seien in Betreff der Ehrlichkeit dieser Familie Zweifel rege geworden, aber freilich leider erst in der letzten Zeit; ja sogar über die Art, wie Julie Pfeifer ihren Schmuck in dem Fergenhause eingebüßt habe, würde er nicht in Ungewißheit sein, wenn er diese nicht später mit eigenen Augen

in Mainz gesehen hätte; überhaupt werde das Endergebniß der Untersuchung zeigen, daß ihm statt eine der letzten Stellen unter den Angeklagten eine der ersten unter den Verfolgern und Anklägern der Diebe zugekommen wäre; von diesem Gesichtspunkte aus müßten auch alle die gegen ihn gerichteten verleumderischen Aussagen des ihn hassenden Gesindels beurtheilt werden. In der That hatte sich auch die öffentliche Meinung alsbald dahin gestellt, daß Baumann, der bisher weit und breit für einen Ehrenmann gegolten und sich die entschiedensten Verdienste um die öffentliche Sicherheit erworben hatte, mit vollem Vertrauen dem Urtheile des Geschworenen-Gerichtes entgegen sehen dürfe.

Doch bin ich in meinen Mittheilungen jetzt zu dem Punkte gekommen, wo ich wieder als Augenzeuge zu berichten fortfahren kann.

Mein elterliches Haus lag mitten im Dorfe, jedoch durch einen geräumigen Hof von der Straße getrennt; man mußte das erste Hofthor passiren, um zur Hausthüre zu gelangen. Eines Abends gegen zehn Uhr — es war am Tage Aller-Seelen und ein frostiger Herbstwind pfiff draußen um die Giebel der Dächer — pochte es leise an die Thüre unseres Wohnzimmers. Der größere Theil meiner Familie war schon zu Bett gegangen; außer mir befanden sich nur mein Vater und mein jüngerer Bruder noch um den Ofen des Zimmers. Betroffen blickten wir uns, als das Pochen wiederholt wurde, einander an, denn Haus und Hof war verschlossen, und Keiner hatte das Geräusch eines Schlüssels oder Riegels vernommen. Auf das zögernde „Herein" meines Vaters öffnete sich leise die Thür und ein Mann von hoher Gestalt und wettergebräuntem Antlitz, in seltsamer Kleidung, einen zwei- bis dreijährigen Knaben an der Hand,

trat in das Zimmer. Den Hut hielt er in der Linken, um die Schulter über den grauen Leinwandkittel hing eine lederne Jagdtasche, wie sie auch Boten und Hausirer der dortigen Gegend zu tragen pflegten, aus welcher Griff und Bogen einer Geige hervorsahen; zwei Pistolen stacken in dem Gürtel, der unter dem vorn aus einander fallenden Kittel seine Hüften umschloß. Ich erkannte in Beiden auf der Stelle Bastel Jacob und seinen Sohn.

„Guten Abend, Bürger Friedensrichter!" sagte er mit festem Ton und ruhigem Blick, das etwas bleiche Antlitz nach meinem Vater gerichtet: „ich bin Jakob Bastel und habe ein Anliegen an Sie."

Seine innere Erregtheit niederkämpfend und rasch gefaßt antwortete mein Vater: „Habt Ihr die Absicht, Euch mir und durch mich der Gerechtigkeit zu überliefern, so heiße ich Euch willkommen."

„Die Gerechtigkeit ist bei Gott und nicht bei den Menschen," entgegnete hierauf Bastel Jakob mit gedämpfter Stimme; „ihr werde ich ohne Euer Zuthun anheim fallen, wenn mein Stündlein gekommen ist. Doch jetzt hatte ich mit Euch ein anderes Geschäft abmachen wollen, wenn Ihr es vergönnt. Und damit Ihr wißt, woran Ihr mit mir seid, so schicke ich voraus, daß ich meine Leute mitgebracht habe, die draußen warten, bis ich zu ihnen zurückkehre, und keine Menschenfurcht haben. Ihr seid ein entschlossener Mann, das weiß ich, und laßt Euch nicht leicht bethören oder einschüchtern. Aber Euer Haus ist umstellt, thut Ihr ungehörige Schritte, so reicht ein Zeichen von mir hin, das richtige Gleis wieder herzustellen. Doch kein Haar wird Euch oder den Eurigen oder irgend Jemandem im Dorfe gekrümmt, wenn Ihr mich anhört."

Hierbei gab er mit den Worten: „Wärme dich, Adamchen, mein Kind," dem Knaben, den es sehr zu frieren schien, die Richtung nach dem Ofen.

Mein Vater, der in seiner Rede eine leere Drohung vermuthet haben mochte, riß in dem nämlichen Augenblick Fenster und Laden weit auf und rief mit äußerster Anstrengung ins Dorf hinaus: „Zu Hilfe, Bürger! Räuber sind in meinem Hause, zu Hilfe!"

Da blitzte Bastel Jakobs Auge; er steckte zwei Finger in den Mund und pfiff; auf den gellenden Ton rauschte es draußen und bewegte sich von unheimlichen Gestalten, die dicht an die Fenster unseres Hauses herantraten und durch das Knacken der Hahnen ihrer Flinten oder Pistolen keinen Zweifel in Betreff ihrer Absicht übrig ließen. Dagegen auf Seiten der Dorfbewohner war Alles todtenstill und nicht das geringste Zeichen einer Hülfeleistung zu entdecken.

Mein Vater übersah unsere Lage vollständig. Er hatte von Anfang an gegen die friedliche Absicht Bastel Jakobs eigentlich kein Mißtrauen gehegt, aber es schien ihm berufswidrig, sich mit dem Räuber in Unterhandlung einzulassen, bevor er gethan hätte, was in seinen Kräften lag, um polizeilich gegen ihn einzuschreiten. Jetzt schloß er ruhig das Fenster.

„Ich weiche der Uebermacht," sagte er, Bastel Jacob fest in's Auge fassend; „gebt von Euch, was Euch hierher geführt!"

Dieser aber zuckte mit der Oberlippe, schlug mit der Faust auf's Herz und stand eine ziemliche Weile schweigend vor meinem Vater, bis sich allmälig die Gluth seiner Augen verlor und der aufgeregte Sturm seines Innern beschwichtigt schien.

„Ich habe ein Anliegen an Sie, Herr Friedensrichter — ein doppeltes —" sagte er, noch immer im Kampf mit den wiederkehrenden Aufwallungen, die seine Worte zu ersticken drohten. „Ich möchte Ihnen gern eine Aufklärung geben — eine Mittheilung machen — über — die Inhaftirten Peter Haas von Oberhausen und Lothar Baumann von Staudernheim und über — den Tod meines Weibes, Julie, geborne Pfeifer, und dann habe ich eine Bitte, die — mich selbst betrifft."

Mein Vater gab meinem Bruder und mir einen Wink, uns zu entfernen; wir waren im Begriff zu gehorchen. Bastel Jacob aber vertrat uns den Weg. „Lassen Sie die Kinder hier," sagte er bestimmt, „sie könnten draußen unnützen Lärm erregen! Was sie hören, mögen sie hören!"

Wir blieben.

Nachdem er seinen Knaben durch die wiederholte Aufforderung: „Wärme dich, Adamchen," dem Ofen näher zu treten genöthigt hatte, begann er seine Eröffnungen mit der eigenthümlichen, aber aus einem, wie es schien, wahrhaftigen Herzen hervorgehenden Versicherung, er sei ein Räuber und Mörder, habe aber trotzdem ein Gewissen. Dieses Gewissen zwänge ihn in der Sache der genannten Angeklagten den Mund zu öffnen, um, soviel an ihm läge, falschen richterlichen Erkenntnissen vorzubeugen. Er könne freilich meinem Vater nicht vorschreiben, wie viel Gewicht dieser auf seine Aussagen zu legen hätte; er überlasse das der Einsicht und Menschenkenntniß desselben, die ihn bald zu der Ueberzeugung führen werde, daß er bei der Untersuchung überall da auf richtigem Wege sich befände, wo er seinen Angaben folge. Alles was nun folgte, trug er äußerst klar und bestimmt vor, wenn auch mitunter in

einer minder gebildeten Sprache. Mein Vater ließ ihn anfangs ziemlich lange ohne Unterbrechung reden.

„An den Händen des Fährmanns, Peter Haas," sagte Bastel Jacob, „klebt nichts von unrechtem Gut; er sitzt unschuldig im Gefängniß. Auch sein Weib und seine Tochter haben keinen Antheil an irgend einem Verbrechen, so weit es mir bewußt ist. Wie die Granatschnur meiner Frau in die Hände seiner Tochter kam? — Das ist kurz: ich schenkte sie dem Förster und der Förster schenkte sie Ammie, ohne daß Letztere wußte, woher er sie bekommen hatte. Ich schenkte sie dem Förster, weil meine Frau ihrer nicht mehr bedurfte und er mir gute Dienste geleistet hatte. Warum meine Frau ihrer nicht mehr bedurfte? Nun — weil sie todt war. Julie Bastel, geborne Pfeifer, kam um's Leben am Abende desselben Tages, an welchem ihr Vater sie von der Schwelle seines Hauses zurückstieß, und liegt begraben am Ufer der Nahe, etwa fünfzig Schritte vom Fergenhaus."

„Und der Brief," unterbrach ihn mein Vater, „den Baumann von Mainz mitbrachte und von ihr selbst empfangen haben wollte?"

„Den Brief habe ich geschrieben und ihn dem Förster übergeben, daß er ihn Pfeiffer einhändigen solle. Ich erließ ihn, um dem auftauchenden Gerücht, Julie sei umgekommen, entgegen zu wirken. Sie war die Mutter von diesem Kinde da, das noch einmal in ihren Eltern eine Stütze finden sollte; die Gewißheit, daß sie nicht mehr am Leben wäre, würde, fürchtete ich, dem Kinde die Großeltern für immer geraubt haben. Baumann unternahm gern die Bestellung, denn sie widersprach der ihm widerlichen Thatsache, daß Juliens Spur im Fergenhause verschwunden war."

„Auf Baumann also konntet Ihr rechnen?“ fragte mein Vater.

„Auf ihn rechneten wir Alle, soweit sein Interesse mit dem unsrigen Hand in Hand ging, aber nicht weiter.“

„Er war also einer Eurer Genossen und stehet mit Euch auf derselben Stufe?“

„Herr Friedensrichter,“ antwortete Bastel Jakob mit Festigkeit und Selbstgefühl, „ich habe nicht zu richten über ihn; meine Aussage in Betreff seiner gehen nicht weiter als es nöthig ist, um die Unschuld des Fährmanns Peter Haas darzuthun. Wollen Sie mich, mit Erlaubniß, nicht unterbrechen. Julie Bastel, geborne Pfeifer, kam um's Leben am Abend desselben Tages, an welchem ihr Vater sie von der Schwelle seines Hauses stieß. Sie ward in der Scheune des Fergenhauses durch meine Hand erschlagen.“

Mein Vater, sonst ein Mann von starkem Nervensystem, bebte einen Schritt zurück über die Kaltblütigkeit, womit Bastel Jakob sich den Mörder seines Weibes nannte.

„Nehmen Sie keinen Anstoß daran,“ fuhr er fort, „daß ich jetzt ruhig von dieser unglücklichen Begebenheit spreche; ich habe sie abgebüßt bis auf einen vielleicht nicht mehr erheblichen Rest; ich weiß daß Jener Conto führt über meine Handlungen, der mich geschaffen hat, und gehe gefaßt der Abrechnung entgegen. Wollen Sie aber in Verwunderung gerathen, so warten Sie's ab, bis Sie die Veranlassung zu diesem Mord vernehmen, denn auch diese will ich Ihnen nicht vorenthalten. Julie war ein gutes, treues Weib; sie liebte mich sehr, das hatte sie hundertmal bewiesen, aber sie war von heftiger Gemüthsart. Auch ich

hegte große Liebe zu ihr, aber noch größere zu diesem Kinde da. An dem genannten Abend waren wir, verstimmt über die Behandlung, welche Julie vor der Thüre ihrer Eltern erfahren, in Gesellschaft mehrerer Genossen, spät im Fergenhause eingekehrt. Unterwegs hatte ich, da wir mehrere Gärten durchstreiften, im Mondschein Johannisbeeren gepflückt und für unseren Kleinen mitgenommen. Die Scheune des Fergenhauses war uns, wie gewöhnlich, als Nachtquartier angewiesen. Meine Frau setzte den Knaben neben das Tuch mit den Johannisbeeren. Er nimmt sich eine nach der andern, bis ihm mit einemmale irgend etwas im Halse stecken bleibt. Er bricht in lautes Weinen aus. Meine Frau, statt ihm zu helfen, schlägt ihm in's Gesicht. Dieses entflammt meinen Zorn, ich schlage sie wieder. Sie setzt sich zur Wehr und greift mir in die Haare. Da kenne ich mich in der Wuth nicht mehr und mißhandele sie auf's Aeußerste. Sie sinkt auf's Stroh nieder und weint. Ich rüttele sie auf, ich nehme sie in den Arm. Eine halbe Viertelstunde nachher legt sie sich mit dem Kopf auf's Stroh und verscheidet. O Jesus, sie ist todt! rief ich und ergriff ein Messer, um es mir durch die Brust zu stoßen. Aber Baumann fiel mir in den Arm und entwaffnete mich mit Hülfe der Andern. Ich weiß nicht mehr, wie und womit ich sie geschlagen habe, aber d a s w e i ß i c h, d a ß ich sie o h n e V o r s a t z geschlagen habe. Mein Leid war entsetzlich und mein Weh furchtbar, denn ich liebte sie innig, aber mein Kind liebte ich noch mehr als sie."

Hier machte er eine Pause und sah den Knaben an und verzog den Mund, wie es wohl ein Mann zu thun pflegt, der die heftigste Rührung zu unterdrücken sucht.

Dann fuhr er in gefaßtem Tone fort: „Von den Bewohnern des Fergenhauses hatte Niemand von dem Vorgang etwas wahrgenommen. Auch sollten sie nichts davon erfahren. Baumann rieth, Juliens Leiche so schnell, als möglich, bei Seite zu schaffen. Ich bestand darauf, sie zu beerdigen. Da Grabwerkzeuge im Fergenhause nicht zu bekommen waren, ohne daselbst Aufsehen zu erregen, holte ich solche mit zwei meiner Genossen in Niederhausen. Noch vor Tagesanbruch begruben wir die Todte auf einem Rasenplatz in den Uferweiden der Nahe. Gras sollte wachsen über die Stätte, doch die Nahe hat sie mit Sand überschüttet. Beerdigt wurde Julie mit der Kleidung, worin sie starb; nur ihre Granatschnur löste ich ab und gab sie dem Förster, der mich darum bat. Daß er sie sobald seiner Verlobten schenkte, war unklug. Die Letztere aber hatte keine Ahnung, woher sie stamme, denn sie hatte meine Frau nie gesehen. Ehe es noch völlig Tag wurde, begab ich mich mit dem Kinde in Begleitung meiner Mutter, die bei dem ganzen Vorfall zugegen war, auf den Weg nach Mainz. Hier hatte ich öftern Verkehr mit Baumann, bis diesem Allem die Justiz ein Ende machte."

Mit der Aufmerksamkeit eines Inquirenten, dem es eben so um die Erhärtung der Unschuld wie der Schuld seiner Angeklagten zu thun war, hatte mein Vater bis hierhin dem Erzähler zugehört. In der Art und Weise der Mittheilung lag durchaus nichts, was einen Zweifel an der Wahrheit begründet hätte, vielmehr war der ganze Ton, worin sie geschah, Vertrauen erweckend und die Uebereinstimmung der absichtslos berührten Nebenumstände mit dem, was theils anderweitig, theils durch meine dem Erzähler unbekannte Beobachtung bereits constatirt war, vermehrte die Glaub-

würdigkeit der Hauptpunkte. Grade der Umstand, daß Bastel Jacob aussagte, er habe mit seinen Genossen die Grabgeräthschaften in dem benachbarten Niederhausen geholt, um im Fergenhause, wo solche zuverlässig sich befanden, kein Aufsehen zu machen, was mit meiner nächtlichen Wahrnehmung völlig im Einklang stand, war in den Augen meines Vaters, wie er mir später versicherte, von besonderem Gewichte bei der Frage nach der Betheiligung der Familie Haas an dem Morde. „Zugegeben," sagte mein Vater, als Bastel Jacob einen Augenblick inne hielt, „daß Peter Haas und seine Hausgenossen an diesem Verbrechen keinen Antheil haben, wie vermag er sich von der Anklage der Hehlerei überhaupt zu reinigen? Wo blieben die geraubten Gegenstände, die zu verschiedenen Zeiten in Massen von den Dieben in sein Haus geschleppt wurden und dort spurlos verschwanden?"

„Darüber will ich Ihnen Aufklärung geben," antwortete Bastel Jakob. „Sie wissen, daß der Wald dicht an die Scheune des Fergenhauses gränzt. Kaum hundert Schritte von letzterer entfernt, an dem Bergabhang, ragen ein Paar Felsen hervor; der Zugang zu denselben ist durch Dorngebüsch erschwert; unter dem einen von ihnen befindet sich eine weite Höhle, deren kleine Oeffnung mit Reisig zugedeckt ist. Diese Höhle war ein Schlupfwinkel für die Verfolgten und der beständige Aufbewahrungsort für die geraubten Güter. Der Transport ging häufig durch das Fergenhaus in die Scheune, aus der Scheune in den Wald hinauf in die Höhle. Diesen Weg war der Fährmann in seiner hülflosen Einsamkeit eben so wenig im Stande zu verlegen, als den Uebergang über die Nahe; das Eine war mit dem Andern verbunden. Baumann kennt die Höhle, ob Haas und

die Seinigen sie kennen, weiß ich nicht; so viel aber weiß ich, daß diese Ursache genug hatten, sich um Das nicht zu kümmern, was wir außer ihrem Hause trieben. Eine Untersuchung an Ort und Stelle in Betreff der Höhle wird Sie überzeugen, daß ich die Wahrheit gesagt habe."

Also auch, daß Baumann mit Euch im Einverständniß war, wußte die Familie Haas nicht? fragte mein Vater.

„Baumann," antwortete Bastel Jakob, zögernd und sich räuspernd, denn es kostete ihm sichtlich Ueberwindung, Erschwerendes von diesem auszusagen; „Baumann", sagte er, „hat seine Mitbürger in Staudernheim, hat die ganze übrige Welt, hat die Justizbehörden vom niedrigsten Gensd'armen an bis zum Gerichtshof in Mainz jahrelang zu täuschen gewußt, warum sollte ihm dies nicht auch mit der Fergenfamilie gelungen sein? Er war allgemein angesehen als die Hauptstütze der schwachen Polizei in dieser Gegend, stand mit dem Gensd'armen Adam von Kirn auf du und du und erhielt Belobungsschreiben von den Untersuchungsbehörden in Mainz wegen seiner erfolgreichen Thätigkeit; auch nahmen die Spitzbuben vor ihm Reißaus, wo sie ihn sahen, wenn er nicht allein war, und wer es mit ihm hielt, war vor ihnen sicher. Was blieb für Peter Haas anders übrig, als sich unter seinen Schutz zu stellen? Seine Tochter sah in ihm den allgemein geachteten vornehmen Herrn, der sich zu ihr herunter ließ aus Herzensneigung, und schwur auf seine Worte, wie auf ein Evangelium. Seine Frau aber achtete und fürchtete ihn zugleich, er fuhr sie scharf an, war sie neugierig, und gebot ihr Schweigen, wollte sie plaudern."

Mein Vater that noch mehrere Fragen, die Bastel

Jacob in gleichem Sinn und mit gleicher Bestimmtheit beantwortete. Die wesentlichsten Punkte nahm er zu Protokoll und hielt die Unterredung für geschlossen, als Bastel Jacob mit den Worten: „Nun komme ich an meine Bitte" ihn von Neuem in Spannung versetzte.

„Dieser Knabe," sagte er in festem aber gedämpftem Tone, „hat seine Mutter verloren; meine Mutter übernahm seine Pflege, auch diese hat er verloren; sie fiel vor wenigen Tagen in die Hände von Gensd'armen und sitzt im Gefängniß zu Mainz. Mich hat er noch, aber ich kann ihn nicht beschützen und nicht verpflegen; denn ich gehe fort aus dem Lande, weiter, als ihn seine Füßchen zu tragen im Stande sind, weiter, als der Ruf von Schinderhannes und seinen Banden gedrungen ist; diese Hand wird Keinen mehr berauben, auch Keinen mehr verletzen. Nicht schwer wird es mir, meinen Unterhalt zu finden, auch kann ich hungern, aber nicht sehen, daß dieser Knabe hungert, lieber würde ich ihn tödten. — Herr Friedensrichter, meine Bitte geht dahin, den Knaben von mir zu übernehmen und ihn nach Lettweiler zu seinem Großvater zu führen. Bereiten Sie ihm dort durch Ihre Fürsprache eine Aufnahme, wie sie Adam Pfeifer seinem Enkel schuldig ist, denn Sie vermögen etwas über den harten Mann. Bringen Sie ihm Gewißheit bei über den Tod seiner Tochter und über meinen festen Entschluß, mich nie wieder in diesem Lande zu zeigen. Dann übergeben sie ihm mit dem Kinde dieses Schreiben."

Hierbei zog er ein zusammengefaltetes Papier aus der Tasche und überreichte es meinem Vater.

„Adam Pfeifer wird die Hand seiner Tochter erkennen. Was da steht, hat sie geschrieben einige Tage vor ihrem Tod. Bei der Gefahr, die über unseren Häuptern schwebte,

wollte sie für den Fall, daß die Zusammenkunft mit ihren Eltern fehlschlüge, wie sie auch wirklich fehlgeschlagen ist, damit dem Kinde eine Beglaubigung bei seinen Großeltern und eine Fürbitte in die Hände geben, mit welcher es, wenn die Noth einträte, vor ihnen erscheinen sollte. Die Noth ist eingetreten."

Mein Vater durchlas das Schreiben und legte es, sichtbar ergriffen, auf den Tisch. Bastel Jacob stand schweigend vor ihm. Seine großen dunkelen Augen blickten ihn so erwartungsvoll, so flehend und zugleich so dringend an, daß die beredteste Zunge nicht auf nachdrücklichere Weise ein Gesuch hätte unterstützen können. Ja man las in diesem scharf geprägten, ausdrucksvollen Antlitz die Andeutung eines Willens, der unfähig schien, einen Widerstand zu ertragen, die Andeutung, als laure hinter der Bitte eine gräßliche Drohung. Mein Vater ließ sich indeß durch alles dieses keinen Augenblick aus der Fassung bringen, sondern erwog und besprach ruhig mit ihm, was er für nöthig hielt. Auf seine Frage, wie er sich denn seinen Unterhalt in fremden Landen zu verschaffen gedächte, antwortete Bastel Jacob, indem er auf den ledernen Ranzen deutete, in welchem seine Geige steckte: „Wo diese spielt, fällt mehr ab, als für mich und den Knaben nöthig ist, aber der Weg bis dahin, wo sie spielen darf, ist voll Gefahr, Noth und Bedrängniß. Wann es Zeit ist, dann spielt sie, wie ich will, lustig und traurig; sie gehorcht mir wie ein Glied meines Leibes und spricht deutlicher als meine Zunge. Aber der Knabe muß getrennt sein von seinem Vater, da ist keine Wahl, das kann anders nicht geschehen."

Die endliche Erklärung meines Vaters, er verspreche ihm seinen Wunsch nach Kräften zu erfüllen, erwiederte er

mit einem kurzen aber mit zitternder Stimme ausgesprochenen Dank.

Darauf wandte er sich nach dem Knaben, beugte sich zu ihm nieder, faßte krampfhaft seine Hand und mit den Worten: „Adieu, Adamchen, mein Kind!" eröffnete er eine Abschiedsscene, die so erschütternd war, daß sie mir für immer lebendig vor der Seele blieb. Die Fassung, die er bisher so standhaft behauptet hatte, ging ihm gänzlich verloren; die sanfteste, mit Thränen begleitete Wehmuth und Rührung wechselte mit der wildesten Wuth und Leidenschaft, deren ein Charakter wie der seinige fähig war. Bald hob er den Knaben empor, hielt ihn in die Höhe und preßte ihn an sein Herz, bald stellte er ihn nieder, trennte sich von ihm, kehrte wieder um und nahm ihn von Neuem in seine Arme.

„Du siehst mich nicht wieder, Adamchen, mein Kind! lebe wohl und vergiß nicht deinen Vater!" hatte er ruhig begonnen, bis ein Thränenstrom seine Stimme erstickte und der Knabe: „Will mitgehen, nicht hier bleiben, Vater!" schluchzte.

„Du bleibst," fiel er ihm ins Wort. „Du gehorchst deinem Vater, gerne gehorchst du deinem Vater! Ich will dich ja nicht verlassen, mein Augapfel, sie reißen mich von dir; ich kann mich ja allein nicht wehren gegen Alle!"

Als der Knabe gehorsam seine Thränen unterdrückte aber mit gepreßtem Tone leise wiederholte: „Adamchen will mitgehen!" gerieth er völlig außer sich.

„Willst du mir das Herz zerreißen, Adamchen, mein Kind?" Habe ich das an dir verschuldet? Ich das an dir? Siehst du, um deinetwillen habe ich hundertmal mein Leben gewagt; — siehst du — um deinetwillen habe ich deine

Mutter erschlagen — die ich sehr liebte — aber dich liebte ich noch mehr! Siehst du, um deinetwillen habe ich mir das Leben nicht genommen, als sie starb, und meine Qual getragen! Siehst du, um deinetwillen, um deinetwillen verlasse ich dich und gehe fort von dir auf immer. Lebe wohl, Adamchen mein Kind, lebe wohl und vergiß nicht deinen Vater!"

Nach mehrmaliger Wiederholung solcher und ähnlicher Ausbrüche des äußersten Schmerzes, hob er zuletzt den Knaben mit beiden Armen hoch in die Luft, hielt ihn starr von sich ab, blickte ihm mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Liebe und Wehmuth eine Weile schweigend ins Antlitz, als wollte er aus den Zügen des Kindes Kraft zu seinem Vorhaben schöpfen, reichte ihm dann meinem Vater hin und verließ, ohne noch ein Wort zu sagen, das Zimmer.

So verschwand er, wie er gekommen war; kein Geräusch von einer Thüre oder einem Tritt durchs Haus hin konnte man vernehmen; auch draußen auf der Straße herrschte die tiefste Stille der Mitternacht, die nur zuweilen von der Stimme des Windes unterbrochen ward.

Dem Knaben sprachen wir in freundlichster Weise Trost zu, boten ihm Speise dar, die er jedoch verschmähte, und machten ihm in einem der Familienschlafzimmer ein Bettchen zurecht, worin das müde, harmvolle Kind bald einem festen Schlummer anheim fiel.

Am andern Tage in der Frühe begab sich mein Vater nach Lettweiler zu Adam Pfeifer. Es kostete ihm weniger Mühe, als er geglaubt hatte, den Alten zur Aufnahme des Knaben geneigt zu machen. An Juliens Tod war jetzt nicht mehr zu zweifeln; die Eröffnungen Bastel Jacobs

trugen zu sehr das Gepräge der Wahrheit. Daß dieser selbst der Urheber ihres Todes war, hatte mein Vater einstweilen verschwiegen; er beschränkte sich auf die unbestimmte Angabe, Julie sei in der Scheune des Fergenhauses verunglückt. Die völlige Gewißheit, daß sie todt sei, gab dem seltsamen Manne in dem Maße Beruhigung, als sie seinem Weibe Thränen erpreßte. Seiner Auffassung lag sicherlich der Gedanke zum Grunde, daß sie nun für immer aller Schmach und Drangsal enthoben sei, welchen ihr unglückliches Leben ausgesetzt war. Auch die Versicherung Bastel Jacobs, er werde sich nie wieder in der Gegend blicken lassen, wirkte, so weit er ihr trauen zu dürfen glaubte, zu Gunsten des Knaben. Juliens Schreiben legte er, ohne es zu lesen, mit den Worten zur Seite: „Lassen Sie es gut sein, Herr Friedensrichter; schicken Sie das Kind, wenn es beliebt noch heute; wir werden Elternstelle an ihm vertreten."

Der kleine Adam ward ihm noch an demselben Tage übergeben und er hat sein Wort an ihm erfüllt.

Unterdessen nahm die gerichtliche Untersuchung zu Mainz in Betreff des Schinderhannes und seiner Bande ihren geregelten Fortgang. Sie dauerte bis tief ins folgende Jahr hinein, da die Zahl der mehr oder weniger Verdächtigen und zur Haft Gebrachten von Tag zu Tag sich mehrte. Ueber Bastel Jacob's Erscheinen und über seine Aussagen hatte mein Vater einen ausführlichen Bericht nach Mainz gesandt und das mit ihm aufgenommene Protokoll nebst Erläuterungen beigelegt. Der Anklageakt war gegen acht und sechzig Individuen gerichtet.

Am achtundzwanzigsten Brümaire des Jahres XII (den zwanzigsten November 1803) erfolgte der Spruch der

Geschwornen. Lothar Baumann, der Gemeinde-Förster von Staudernheim, beschuldigt der Theilnahme an mehreren Diebstählen, mittelst Einbruch, wurde zu zwanzigjähriger Kettenstrafe verurtheilt, die Mutter Bastel Jacob's wegen Hehlerei zu zweijähriger Zuchthausstrafe, Peter Haas wurde freigesprochen. Nach einer Haft, welche vierzehn Monate gedauert hatte, kehrte der letztere zu den Seinen zurück.

Einige Jahre später, als mich mein Weg abermals durchs Nahethal führte und ich, um den Fluß zu passiren, an der Wartestelle bei Oberhausen eingetroffen war, hatte ich die Genugthuung zu sehen, wie auf der andern Seite vor den Uferweiden der kleine untersetzte Mann mit der Pelzmütze, dem blauen Tuchwamms und den weißleinenen Beinkleidern, kurz, wie der Ferge Peter Haas wieder in seinem Nachen stand und in hergebrachter Weise beschäftigt war, das eingedrungene Wasser auszuschöpfen. Durch seine Rückkehr und wieder aufgenommene stetige Wirksamkeit auf dem Spiegel der Nahe war der Stelle ihr Eigenthümliches, der Gegend das kleine Wahrzeichen wieder gegeben, ohne welches ihr ein wirksamer Charakterzug zu fehlen schien. Der während seiner Abwesenheit einem langen hagern Burschen von Tagelöhner überlassene und unordentlich betriebene Fergendienst hatte wieder seinen regelrechten, gemessenen Gang genommen. So weit befand sich Alles wieder im alten Gleise. Auch das Fergenhaus winkte, blank und freundlich wie einst, aus dem traulichen Grün herüber. Nur in seinem Innern hatte es, wie mir bekannt geworden war, einige Veränderungen gegeben. Die Wirthschaft, durch deren außerordentliche Ergiebigkeit in den ihr günstigen Kriegszeiten der Wohlstand des Hauses begründet worden

war, hatte man eingehen lassen; Ammie, mit Mühlen-Philipp verheirathet, wohnte in der Mühle von Oberhausen; Frau Haas ertrug die Einsamkeit mit möglichster Ergebung. Oft, so erzählte man mir, winkte sie Vorübergehende an ihr Fenster heran und gab sich Mühe, den Leuten in vertraulichen Gesprächen beizubringen, daß der Förster Baumann im Bunde mit dem Bösen gestanden und durch dessen Hülfe ihre Tochter Ammie so wie sie Alle, bis zu seiner Verhaftung behext gehabt hätte. Peter Haas selbst, der während seiner langen Gefangenschaft keinen Augenblick seinen Gleichmuth verloren und öfter mit der größten Zuversicht im Arresthause geäußert haben soll, drei Tage nach dem Ausspruche der Geschwornen werde er wieder in seinem Nachen die Stange regieren, ließ keine Verwandlung an sich wahrnehmen, außer etwa, daß seine Bedächtichkeit, seine Schweigsamkeit und spröde Laune noch um ein Merkliches zugenommen hatte. Jeder Eilfertigkeit pflegte er die unbeugsamste Ruhe, jeder müßigen Frage das unerbitterlichste Schweigen entgegen zu setzen, ja der Ernst seiner Laune war so gebieterisch, daß er selbst auch seinen Passagieren meistens sich mittheilte und die Fahrt über die Nahe bei Oberhausen, besonders zur Zeit der Dämmerung, wenn graue Nebel die lachenden Ufer verhüllten, der Fahrt der schweigsamen Schatten im Nachen Charons in der That nicht unähnlich war.

Auch von meiner Seite her hatte der mürrische Fährmann diesmal keinen Angriff abzuwehren. Stets war ich an jener Stelle des romantischen Flußthales, wo die Natur so trauliche und doch so ernste, ahnungsvolle Züge trägt, seltsam erregt und ergriffen; jetzt war diese Umgebung durch die Erinnerungen, die daran hafteten, noch weit bedeutungs-

voller für mich geworden. In mich versenkt und einer Stimmung hingegeben, die mehr geeignet ist, das Herz zu verschließen, als zu eröffnen, bestieg ich den Kahn; träumerisch ließ ich meine Blicke an den düstern Wänden des Lemberges empor gleiten, von Berg zu Berg, von Hügel zu Hügel in die Runde schweifen, bis sie drüben auf der Stätte ruhten, wo die unglückliche Julie einst versenkt worden war. Gras war über die That, wie über deren Schauplatz gewachsen. Das Ufer war seit jener Ueberschwemmung bedeutend erhöht geblieben, aber Weiden hatten sich wieder darüber hingepflanzt, die mit niedrigem Erlengebüsch und kleinen Rasenplätzen wechselten. Die Natur hatte in der That jene Strecke, die so grausenhaft durch ihre Wasserfluthen verwüstet worden war, völlig wieder angebaut, die Wunden, die sie geschlagen, wieder geheilt. Bastel Jakob trat vor meine Seele mit dem feurigen Auge, mit dem bleichen, schmerz durchfurchten Antlitz. Sein verödetes Herz, dachte ich, ist noch nicht wieder angebaut, seine Wunden sind noch nicht geheilt! Wo des Landes mag er irren? Wohin mag er ihn getragen haben, jenen Schmerz, der für seine Lippen unaussprechbar ist, den er nur weinen läßt aus den Saiten seiner Violine, weinen läßt vor fremden Menschen, die erstaunt den ergreifenden Tönen lauschen, aber die Quelle nicht ahnen, welcher sie entfließen. Und ich malte mir aus, wie er vielleicht auf versteckten, nur ihm bekannten Pfaden durch das Dickicht der Wälder nächtlich wandernd hierher schleicht, Linderung zu suchen an der schaurigen Stätte im vollsten Erguß seines Grames; wie dann in der Obhut der Mitternacht unter dem stillen Geflimmer der ewigen Sterne die klagenden Weisen beginnen, mit dem Lispeln der Erlen, mit dem Rauschen der Wellen

sich mischen und im fernen Dunkel der Felsen verhallen, und Niemand weiß, der es hört, was so geisterhaft klinget in dem Thale; und wie er ungetröstet wieder verläßt die Stätte des Grabes, das stumm bleibt zu seinen Klagen, hinüberzieht und jene Wohnung umschleicht, wo noch im Leben blüht, was er liebt, um dort, ein geübter Bewältigter von Schloß und Riegel, durch kühnes Wagniß vielleicht einen Athemzug des Schlummernden Kindes zu erlauschen; dann, wenn es ihm gelang, rasch wieder umkehrt und, nichts bereuend und nichts verfluchend, mit dem Glauben an ein Unabwendbares die Last seines Geschickes weiter schleppt, bis er unter ihr zusammensinkt.

Der Stoß des anlandenden Nachens weckte mich aus meinen Phantasien. Als ich dem Fährmann meinen Kreuzer reichte, da erst würdigte er mich eines kurzen Blickes. Er mochte mich erkannt haben, denn auf mein flüchtiges Adieu lüftete er dankend seine Pelzmütze.

Die Klause am Sulmenbach.

1.

Ich habe ihn gesehen, Herr Schneckenhäuser, leibhaftig habe ich ihn gesehen, gestern Abend, so wahr ich Reimann heiße! sagte mit gedämpfter Stimme und unterdrücktem Eifer der Feldschütz von Odenheim, der so eben in's Backhaus des Dorfes eingetreten war, wo sich zur herkömmlichen Abend-Unterhaltung eine Anzahl Dorfbewohner zusammen gefunden hatte.

Erstlich heiße ich nicht Schneckenhäuser, sondern Schneckhäuser, erwiederte der Angeredete, ein etwas blaß und schmächtig aussehender junger Mann, der sowohl durch seine Kleidung, wie durch einen gewissen Anstand von den Landleuten sich unterschied; und zweitens spart die Betheuerungen, ehe Ihr sagt, wen Ihr gesehen habt.

Den Sergeanten habe ich gesehen! flüsterte der Feldschütz.

Den Sergeanten! flog es von Mund zu Munde durch das geräumige Vorhaus; alle Anwesenden, Männer und Frauen, blickten auf Reimann. Staunen, Furcht und Neugierde in den Mienen. Selbst Stephan, der Bäcker, der nur hin und wieder, wie es sein Geschäft zuließ, an dem Gespräche seiner Gäste Theil nahm, eine kurze Bemerkung, einen Witz dazwischen werfend, ließ die Mulde in der Ecke stehen und trat in die Nähe des Feldschützen.

Reimann, sagte Schneckhäuser in anspruchsvollem, zurechtweisendem Tone, Ihr wollt unter Feldmarschall Kleber in Aegypten gedient, Euch mit den Mamelucken herumgeschlagen haben, und schämt Euch nicht, an dieses abgeschmackte Zeug zu glauben? Ein Mann wie Ihr, meine ich, sollte dergleichen den alten Weibern überlassen!

Hören Sie, Monsieur Jean, entgegnete der Feldschütz, den Namen Schneckhäuser vermeidend, um nicht wieder den Verstoß zu begehen, hören Sie und glauben Sie dann, was Sie wollen! Gestern Abend lag ich hinter dem Schlehbusch am Dachsbau, den Füchsen aufzupassen. Die Glocke hatte elf Uhr geschlagen, und sehr dunkel war es nicht. Da kam Einer vom Bach die Flur herauf, schräg über das Feld bis auf den Neuweg; auf dem Neuweg angelangt, schwenkte er sich links, kam ungefähr fünfzehn Schritte an mir vorüber, bog dann an den Brechkäuten hinunter nach dem Dorf, wo er unter den Ulmen hinter Capitäns Garten verschwand. Erst hatte ich geglaubt, es wäre der Botengänger von Langenheim, der auch groß ist und eine Soldatenmütze trägt; aber wie er näher gekommen war, da sah ich die grüne Chevauxlegers-Uniform und auf der linken Schulter die rothe wollene Epaulette und auf dem Aermel die Sergeanten-Tresse und an der Seite den Säbel, der blinkte und auf den Steinen klapperte. Dies alles sah ich deutlich, denn er hatte den Mantel nur an der einen Seite von der Schulter herabhängen. Groß und schlank sah er aus, majestätisch kann man sagen und soldatenmäßig war sein Gang. Qui vive! hatte ich im Sinn, ihn anzurufen, aber das Wort blieb mir im Halse stecken, und ein Grauen überfiel mich, da grade die Hähne im Dorf krähten und ich ja wußte, daß weit und breit in der Gegend kein Militär

liegt. Ohne mich zu rühren blieb ich hinter dem Busch, bis er mir aus dem Gesicht war. Dann packte ich auf und ging nach Haus, weil ich für den Abend genug gesehen hatte. Abergläubisch bin ich nicht, Monsieur Jean, und dummes Zeug kommt nicht in meinen Kopf, aber was ich, mit Respect zu melden, schaue, das schaue ich. Auch die graue Feldmütze hatte er auf dem Kopf, die umgebogene Spitze mit der rothen Quaste hing ihm am Ohr herab und spielte im Winde. Sein Gesicht konnte ich nicht observiren, weil es von mir ab nach dem Dorfe gerichtet war. Auch stand er mehrere Mal still, als hätte er lauschen wollen, wonach, mochte er selbst wissen. Und ein Sergeant von den Chevauxlegers war es auch, das konnte man an der Uniform und dem Abzeichen sehen. Weiter will ich nichts gesehen und gesagt haben, Monsieur Jean; mache Einer nun daraus, was er will!

Der lange hinkende Feldschütz Reimann, den sein scharfes Auge und, wenn es galt, die Schnelligkeit seiner Schritte, trotz den Nachwehen einer schlechtgeheilten Fußwunde, zum Schrecken der Felddiebe machte, stand zugleich bei Jedermann in und um Odenheim im Rufe der Unerschrockenheit und Zuverlässigkeit. Daher machte sein Bericht auf die Mitglieder der Backhaus-Gesellschaft einen doppelt tiefen Eindruck. Nur Schneckhäuser, ob aus wirklicher Ueberzeugung oder weil er noch mehr von der Sache erfahren wollte, fuhr fort den Ungläubigen zu spielen. Als er indessen den Feldschützen ermahnte, er möge sich durch das Weitererzählen dieser Geschichte nicht lächerlich machen, setzte sich Reimann ruhig nieder und überließ das Wort den Andern. Und nun folgten die ausführlichsten Erörterungen über die Erscheinung des „wandelnden Sergeanten.“

Aus den Ulmen hinter Capitäns Garten wandelt er jedes Mal den Bach hinunter und verschwindet in den Erlenbüschen nach der Einsiedel zu, erzählte der Eine.

Nicht alle sehen ihn, denen er begegnet, bemerkte ein Anderer.

Es wäre der Nämliche, sagen sie, der vor Jahren, als die Chevauxlegers hier lagen, unter den Ulmen erschossen wurde, ein Dritter.

Auch dem Herrn Pfarrer ist er begegnet, er spricht aber nicht davon, ein Vierter.

Es ist nicht zu läugnen, der Gemeinde steht etwas bevor! äußerten Mehrere zusammen.

Ja, daß ihre Brode im Backofen verbrennen! sagte Stephan, nach dem Ofen springend, ohne jedoch hierdurch dem Gespräch eine andere Wendung beizubringen. Der Gegenstand war zu anziehend, zu schaudererregend und dabei die Berichte von zu vielen Seiten her verbürgt. Der Feldschütz hatte die glänzendste Genugthuung, und Monsieur Jean, der sonst den Bauern gegenüber nicht zu schweigen pflegte, kam fast gar nicht mehr zu Wort. Endlich eine Pause glücklich wahrnehmend, sagte er, indem er seine Uhr zog: Ich habe mehr zu thun, als mich mit Euch wegen des Sergeanten herumzuzanken. So viel steht fest: das Dorf Odenheim leidet noch nicht an Ueberfluß von Aufklärung trotz Zeitungen und Primärschulen! Das gibt Kurzweil bei Capitäns; denn denen darf ich doch Eure Schrullen nicht vorenthalten. Ohnehin muß ja der Capitän als Maire über ein solches Evenement nach Paris an den Kaiser berichten. Erzählt mir davon immerhin so viel, als Ihr wollt, aber macht Euch bei Anderen damit nicht lächerlich! — Darauf erhob er sich, um wegzugehen.

Hören Sie, Herr Schneckenhäuser! rief ihm der Feldschütz nach, erzählen Sie's ....

Ich heiße nicht Schneckenhäuser, Schneckhäuser heiße ich! fiel ihm der Andere ins Wort.

Erzählen Sie's dem Capitän, Monsieur Jean! Was ich gesagt habe, erzählen Sie ihm und setzen Sie hinzu: Der Feldschütz Reimann hat's gesagt!

O simplicitas! rief Schneckhäuser und entfernte sich.

Der mit seinem Bißchen Französisch! — Ein gräulicher Wichtigthuer, der Schneckenhäuser! — Ein Hochmuthsnarr! Es kriebelt mir in den Fingern, wenn ich den kalfacterischen Federfuchser sehe! erscholl es rechts und links im Backhaus, als er sich entfernt hatte.

Die Dämmerstunde, welche allabendlich eine Anzahl der Insassen Odenheims in dem mitten im Dorf gelegenen Backhaus vereinigte, war schon ziemlich vorgerückt, und theilweise rüstete man sich zum Aufbruch, als noch ein Mann eintrat, der Jedem höchst auffallend vorgekommen sein würde, es sei denn, daß er, wie unsere Dörfler, an seinen Anblick gewohnt gewesen wäre. Es war ein Mann von kräftiger Gestalt und ausdrucksvoll schönem Antlitz, in dunkelbraunem kuttenähnlichem Ueberrock mit weiten Aermeln, einen nach vorn und hinten schwer herabhangenden Quersack über den Schultern, einen schwarzen niedrigen Filzhut mit breiter Krampe auf dem Kopf, und Stab und Rosenkranz in der Hand.

Ei, guten Abend, Bruder Wilhelm! woher noch so spät? lautete die Antwort auf seinen kurzen Gruß, womit er ohne Zögern den ihm mit einer gewissen Ehrerbietung eingeräumten Platz auf der Bank einnahm und seinen Quersack vor sich hinlegte.

Wollte ein wenig abstellen, sagte er; komme den Bach herunter; ist schnell heute dunkel geworden; später, denke ich, gibt's Mondschein.

So wollt Ihr noch auf die Einsiedel?

Versteht sich.

Nun, Weg und Steg sind Euch bekannt genug; aber ....

Was ist dabei zu abern?

Freilich, Euer einer braucht sich vor Gespenstern nicht zu fürchten ....

Gespenster?

Ihr betet sie weg.

Ei was Gespenster! Habe noch nie gegen Gespenster zu beten nöthig gehabt. — Aber eine Neuigkeit will ich euch erzählen.

Heraus damit, heraus damit! rief der Bäcker, indem er die Handhabung des Schießbretts mit etwas weniger Geräusch fortsetzte.

Bruder Wilhelm, der Bewohner und damalige Besitzer der eine starke halbe Stunde von Odenheim bachabwärts gelegenen Einsiedelei, der einzige Vertreter seiner Gattung weit und breit, war nicht selten im Besitze von Neuigkeiten, die ihm beim Terminiren auf den Dörfern mit in den Kauf gegeben wurden. Doch pflegte er seinerseits nicht allzu freigebig damit zu sein, weßhalb man auf seine Ankündigung jetzt doppelt gespannt war.

Schneckhäuser wird Maire von Odenheim, berichtete er; Capitän Barbelstein, der des Amtes längst müde ist, soll ihn so nachdrücklich beim Unterpräfecten empfohlen haben, daß an seiner Ernennung nicht mehr zu zweifeln wäre, erzählt man in Langenheim.

Der Eindruck dieser Nachricht bewirkte in den Hörern den Uebergang in eine Tonart, die zu der vorherigen einen gewaltig harten Gegensatz bildete. Einige schüttelten den Kopf und wollten nicht daran glauben. Andere behaupteten, von dem Capitän könne man es erwarten, der könne von seiner Pension allein schon leben, wenn er auch nicht an sich schon so reich wäre. Aber „der Schneckenhäuser!" — das war ihnen zu bunt. Gleichwohl fanden sie es schon gerathen, sich in den Ausfällen gegen ihn etwas zu mäßigen.

Dann bekommt er auch Capitäns Fränzchen, sagte eine der Bäuerinnen.

Fränzchen? oho! fiel der Bäcker ein; die steht so hoch über dem Schneckenhäuser, wie der Mond über dem reformirten Kirchthurm!

Angehalten hat er um sie, das weiß ich für gewiß und sicher! versetzte die Bäuerin.

Mag sein; — aber der Schneckenhäuser unser Maire! — Jetzt ist auch klar, was der Sergeant für uns bedeutet und warum er immer unter den Ulmen hinter Capitäns Garten verschwindet: Vom Capitän kommen wir auf den Sergeanten, wie vom Pferd auf den .... Also Ihr habt noch nichts von dem wandelnden Sergeanten gespürt, Bruder Wilhelm?

Bei dieser Frage flog, wie ein genauer Beobachter würde wahrgenommen haben, über das Antlitz des Angeredeten eine Kundgebung des gespanntesten Interesses. Doch in schnell wieder angenommener Ruhe sagte er: Was soll's denn mit dem wandelnden Sergeanten?

Die Antwort blieb man ihm nicht schuldig; ja Schneckenhäuser, Maire und Fränzchen wurden darüber

vergessen. Alle die Geschichten von der seltsamen Erscheinung wurden nochmals zur Genüge wiederholt. Der Feldschütz mußte von Neuem berichten; andere und ähnliche Spukgeschichten, die Vater und Großvater erlebt, wurden hinzugefügt, wenn man auch im Ganzen der Anmerkung des alten Rohl beistimmte, daß seit der Ankunft der Franzosen die Gespenster ihr Wesen lange nicht mehr so toll trieben, als früher. Der alte Rohl nämlich, von dem Amte, welches er einst bekleidete, gewöhnlich „Oberschulz" genannt, erfreute sich noch eines besonderen Ansehens in Odenheim.

Ob durch die Franzosen, nahm endlich Bruder Wilhelm das Wort, oder durch den Bannspruch irgend eines Heiligen die Gegend gereinigt worden, will ich nicht entscheiden; das aber kann ich versichern, daß ich noch zu keiner Zeit, bei Tag und bei Nacht, im Sommer wie im Winter, mich gescheut habe, die Gegend, wie es mein Beruf mit sich bringt, einsam zu durchstreifen, zugleich aber auch, daß mir noch niemals etwas Verdächtiges begegnet ist, so lange ich die Einsiedel inne habe, und das ist bereits zehn Jahre.

Oho, Bruder Wilhelm, zehn Jahre! so lange ist's noch nicht! versetzte der alte Rohl.

Doch, doch, Oberschulz! fiel der zuverlässige Feldschütz ein; Anno fünfundneunzig im April plünderten die Franzosen die Stadt, im Juli desselben Jahres fiel der Bruder G'lasius die Felsen herunter, und heute schreiben wir den 6. September 1805; also schon über zehn Jahre sind es, denn Ihr wart ja mit dem Bruder G'lasius noch eine Zeit lang gemeinschaftlich auf der Einsiedel.

Es ist, wie ich sage, fuhr Bruder Wilhelm fort; und

was Euren Sergeanten betrifft, so ist dies nicht das erste Mal, daß Ihr eine Kuh für ein Scheuerthor angesehen habt — doch es ist Zeit, daß ich mich auf den Weg mache.

Also halten laßt Ihr Euch nicht? fragte Reimann; der Mond kommt heute nicht hinter den Wolken heraus und es bleibt stockfinster.

Nicht für tausend Gulden ging ich heute allein noch auf die Einsiedel! betheuerte eine der Bäuerinnen.

Auch ich nicht! — Auch ich nicht! erscholl's von verschiedenen Seiten.

Bruder Wilhelm warf seinen Quersack über die Schulter und öffnete die Thür. Puh, es ist ja so dunkel, sagte er, daß der Sergeant über mich stolpern könnte, ohne mich zu sehen! Gute Nacht, Ihr Leute! — Damit verließ er das Backhaus und schritt rüstig in die Nacht hinein.

Alle äußerten, als er weg war, ihr Erstaunen über die „Herzhaftigkeit", die der Einsiedler, wenn auch durch seinen frommen Beruf geschützt, an den Tag legte; — denn sie wußten ja nicht, daß der wandelnde Sergeant eben kein Anderer war, als — Bruder Wilhelm.

2.

Die Erklärung der unbezweifelt sonderbaren Thatsache, daß ein Klausner, der an sich schon zu den ungewöhnlichen Erscheinungen in der menschlichen Gesellschaft gehörte, zugleich in der Rolle eines französischen Chevauxlegers auftritt und dazu in dem Nimbus eines die Gegend beunruhigenden Gespenstes, beruht auf dem Zusammenwirken von Umständen, wie sie sich nur in einer bewegten, Alles aus dem gewöhnlichen Geleise mit sich in den Strudel

reißenden Zeit zu erzeugen pflegen. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß solche Verwicklungen auch nicht nach dem Maßstabe beurtheilt werden dürfen, wie ihn die Einförmigkeit geregelter Zustände an die Hand gibt, diese vielgerühmte und doch oft so trostlose Einförmigkeit, die, fern von Irrung und Verwirrung, alle Höhen ebnet und alle Vertiefungen ausfüllt, aber jenes Reizes entbehrt, der in der Mannigfaltigkeit verschlungener Wege, in dem Dämmerlicht geheimnißvoller Schattengänge eine unversiegbare Quelle hat.

Wilhelm Fürstenwald war auf einem Weiler in einer der fruchtbarsten Gegenden des linken Rheinufers von wohlhabenden Eltern geboren. Mit trefflichen Natur-Anlagen ausgerüstet und sorgfältig erzogen, reifte der Knabe der Bestimmung entgegen, dereinst ein tüchtiger, auch durch seine höhere Bildung seinen Stand ehrender Landwirth zu werden. Sein Vater indessen lag wegen der Hälfte seines Gutes mit einem benachbarten Franciskaner-Kloster in einem seit Jahren andauernden Prozeß, dessen kostspielige Führung auch den unbestrittenen Theil des Gutes mit so schweren Lasten belegte, daß, als der Proceß endlich verloren ging, der alte Fürstenwald aus einem beneideten Gutsherrn plötzlich ein Bettler geworden war. Er überlebte seinen Sturz kaum ein Jahr, seine Gattin folgte ihm bald nach, und Wilhelm war ein armer Waisenknabe. Doch das Kloster nahm sich seiner an, vollendete seine Erziehung und gewann an ihm einen Novizen. Der Prior, ein entfernter Verwandter von ihm, hatte es also angeordnet. Wilhelm besaß einen hellen Verstand, dabei ein tiefes Gemüth; das Klosterleben sagte ihm eigentlich nicht zu, doch weich und lenksam wie er war, fügte er sich den Umständen und ließ

es nicht an Eifer fehlen in der Erfüllung seiner neuen Pflichten. Der Tag seiner Einkleidung war nicht mehr fern, da brachen die Stürme der französischen Revolution über die Gegend. Das Kloster wurde geplündert und niedergebrannt, und die Mönche stoben auseinander, daß man nicht wußte, wo sie geblieben. Wilhelm, der auf dem Weiler seine Zuflucht genommen hatte, wo er geboren war, fand in der Nähe desselben ein Lager von französischen Truppen und hiedurch Gelegenheit, das Soldatenleben kennen zu lernen. Ohne Aussicht, sich einen Unterhalt zu verschaffen, dabei rüstig und thatkräftig, faßte er alsbald den Entschluß, als Soldat in den Dienst der französischen Republik zu treten. Bei einem Chevauxlegers=Regiment schwor er zur Fahne. Mit dem Pferde umzugehen verstand er von Jugend auf, sein stattlicher Wuchs, seine Kenntnisse, seine Führung zeichneten ihn aus; nach Verlauf eines Jahres war er Sergeant major.

Der Wechsel des Kriegsschauplatzes führte ihn aus der Gegend seiner Heimat, bald aber wieder in dieselbe zurück. Noch hielt der Feind die Stadt besetzt, die nur einige Stunden von seinem Geburtsorte lag und von ihm als Knaben mehrere Mal besucht worden war. Es galt, sie mit Sturm zu nehmen. Der Sturm gelang trotz der heftigsten Gegenwehr, an welcher sich auch Bürger der Stadt betheiligten. In den Straßen wurde gefochten, ein Theil der Stadt in Brand gesteckt, jeder Gräuel des Krieges verübt, geplündert und gemordet. Wilhelm, in einer der Hauptstraßen von den Seinen abgeschnitten, im Begriff, sich durchzuhauen, hatte das Unglück, daß sein Pferd, von mehreren Kugeln getroffen, unter ihm niederstürzte. Gleichwohl gelang es ihm, im Gewirr in eine Seitenstraße zu entkommen.

Das Pistol in der Linken, den blutgefärbten Säbel in der Rechten, stürzte er auf ein ansehnliches, am Ende der Gasse gelegenes Haus zu, um Schutz gegen Tod oder Gefangenschaft darin zu finden. Die Fensterläden und die Hausthür waren verschlossen. Mit den heftigsten widerholt geführten Schlägen gegen die Thür begehrte er Einlaß. Vergebens, es regte sich Niemand; aber näher wälzte sich das Getümmel seiner Verfolger. Da setzte er die Mündung des Pistols auf das ausgeweitete Schlüsselloch der Hausthür und drückte los. O Gott! schrie es von innen, und die Thür flog auf. Da lag ein Greis in Silberhaaren, dem seine Kugel ins Herz gegangen war, grade als er öffnen wollte, rückwärts in den Armen seines Sohnes und röchelte das Leben aus. Wilhelm warf die Thür hinter sich zu, half dem schreckenbleichen Sohne den Sterbenden in die Stube tragen, half ihm alle Mittel anwenden, die rathsam schienen, doch ein Hülfsmittel gab's nicht mehr. Und jetzt ward er Zeuge eines unsäglichen Jammers, als die bejahrte Gattin und die erwachsenen Kinder des Entseelten aus ihren Schlupfwinkeln hervorkamen und sahen, was sich begeben hatte. Wie gern würde er sein Leben, welches er wahrscheinlich mit dem Leben des Greises erkauft hatte, hingegeben haben, hätte er das Geschehene ungeschehen machen können! Welch ein Weh hatte sein Ungestüm in den friedlichen Kreis einer harmlosen Familie gebracht! Doch kein Vorwurf wurde gegen ihn laut, kein Wort der Anklage an ihn gerichtet. Ja, mit rührender Schonung wurde es ein unheilvoller Zufall, eine schreckliche Fügung des Himmels genannt, was seine Uebereilung verbrochen hatte. Er fühlte nicht den Schmerz der Wunden, deren er selbst mehrere empfangen hatte, hörte nicht, wie das Kampfgetümmel

weiter tobte, sah nicht, wie die Straße mit Franzosen sich füllte: sein Inneres war durch und durch zerrissen. Bis in die Nacht blieb er unter den Trauernden, als hätte ihm der Anblick ihres Schmerzes zur Buße dienen sollen. Aber wie unbewußt bildete sich nach und nach in seiner Seele der Gedanke aus und ward ihm unumstößliche Ueberzeugung, daß fortan sein Arm zur Waffenführung nicht mehr tauge, daß überhaupt seine ganze Person für die blutigen Thaten, wie sie jetzt vom Nachbarn gegen den Nachbarn, vom Bruder gegen den Bruder gefordert wurden, nicht geschaffen sei. Sein Entschluß stand fest, mit dem heutigen Tage dem Kriegshandwerk zu entsagen, und dazu bot ihm seine Verwundung, seine Verborgenheit und die Verwirrung des Tages eine nicht leicht wiederkehrende Gelegenheit. Die Familie selbst, deren Schwelle er als Unheilbringer betreten hatte, war ihm behülflich bei der Ausführung des Planes. Es handelte sich darum, daß er auf eine längere Zeit an einem möglichst verborgenen Orte eine Zuflucht fand. Die Nacht war finster und nach der Tagesbedrängniß noch Alles in chaotischem Gewoge. „Ihr schlagt Euch dem Flußthal entlang durch die Weinberge und Felder eine Stunde weit; dann eröffnet sich links nach Westen hin ein Seitenthal — das erste, welches Ihr trefft — von einem Bache durchrauscht. Dem Bache geht Ihr entgegen, auf seinem rechten Ufer bleibend, und wo nach halbstündigem Wege das Waldgebirg näher an den Bach herantritt, da findet Ihr, bevor Bach und Bergwand den Weg gänzlich verengen, hundert Schritte seitwärts in den Felsen die E r e m i t a g e. Dem Eremiten, Bruder Gelasius, bringt Ihr unseren Gruß; er wird Euch aufnehmen.“ So lautete die Unterweisung, welche Wilhelm von der Familie erhielt. Er brach auf und schleppte sich

fort; gegen Freund und Feind hatte er auf gleiche Weise nöthig auf der Hut zu sein. Doch gelang es ihm durch unsägliche Anstrengung, den beschwerlichen Weg zurückzulegen und die bezeichnete Stätte gegen Tagesanbruch zu finden. Seine Aufnahme war, wie ihm vorhergesagt wurde. Bruder Gelasius schenkte ihm Obdach, Verborgenheit und Pflege, welcher letzteren er vor Allem bedurfte, da ihn Gemüthsbewegung und Wunden aufs Krankenbett warfen. Er genas. Und nun begann er abermals eine neue Epoche seines Lebens, die mit einer früheren Aehnlichkeit hatte, jedoch auch wieder wesentlich von ihr verschieden war.

Als er nach seiner Genesung, es war ein heiterer Frühlingsmorgen, an der Hand seines Pflegers zum ersten Male das etwas dumpfe, ganz in den Felsen gehauene Gemach verließ, worin er bis jetzt sich befunden hatte, und durch die angebaute Wohnstube des Einsiedlers hinaus unter Gottes freien Himmel trat, wie wunderbar ergriff ihn da die Herrlichkeit der Natur an dieser traulichen, der Welt verborgenen Friedensstätte! Wie sog er ein den wonnigen Hauch der Lüfte! Wie entzückte ihn die lachende Ferne, wo die Morgensonne eine Reihe sanfter Rebenhügel vergoldete! Wie überraschte ihn das gewaltige Felsgebilde der Nähe, das die Menschenhand mit bewunderungswürdiger Kunst und Kühnheit zum Sitz der Andacht und abgeschiedensten Häuslichkeit umgeschaffen hatte! Dicht vor ihm über einen Raum, soweit die menschliche Stimme schallt, dehnte sich ein Rasengefild bis an den Bach, der von Westen nach Osten unter dunkeln Erlen, Weiden und Pappeln hinplätscherte und nach dieser Seite hin die Grenze des näheren Gebietes darstellte; zu seiner Linken lag der Garten, reich an Obstbäumen, reich an duftigen Gräsern und Blumen;

zu seiner Rechten die terrassenartige Abdachung des Berges, der, am Bach beginnend, rasch aufstieg bis zur schwindelnden Höhe und ihm im Rücken jene Felswand bildete, deren Höhlen und Wölbungen zur Errichtung von Altar und Heerd aufgefordert hatten, dann hoch über dem Garten sich hinzog bis dicht wieder an den Bach, welcher letztere so die Sehne dieses die Einsiedelei umfassenden Gebirgbogens bildete.

Die Felsen, aus röthlichem Sandstein, waren auf ihren Scheiteln überhangen mit Buchen- und Eichengebüsch, das sich über ihnen weiter in die Höhe zog und verlor in undurchdringliche Wildniß, während gegenüber jenseit des Baches, die anmuthigste Flur, Saatfeld an Saatfeld, bis an den Fuß der Rebenhügel sich hindehnte. Und über Alles war eine Ruhe, ein Friede, ein Zauber der Einsamkeit verbreitet, als bestände gar kein Zusammenhang zwischen hier und der Welt, welcher Wilhelm entronnen war. In seinem Innersten fühlte er sich erquickt, gestärkt und beruhigt; das Brüten über den Schreckensscenen des Krieges — hier wich es sanfteren Empfindungen; der sterbende Greis mit dem Silberhaar — hier schien er aufzuhören, ihn zu ängstigen. Bruder Gelasius, im Widerspruch mit dem Wesen eines Anachoreten freundlich und redselig, führte ihn umher in seinem stillen Bereich und zeigte ihm die äußeren Anlagen wie die Seltsamkeiten in den inneren Einrichtungen mit großem Wohlgefallen an der Verwunderung, welche Wilhelm darüber äußerte.

Die Einsiedler-Klause am Fuß des Schemel, eines ansehnlichen Waldgebirges, das an seiner jäh abfallenden Nordseite von einer Reihe nackter Sandsteinwände getragen war, deren Fuß der Sulmenbach bespülte, befand sich

in den Tagen, von welchen wir reden, im Ganzen noch in einem wohlerhaltenen Zustande, obgleich die Spuren ihres Verfalles, dessen rascher Fortschritt heute nur noch einige Ueberreste von ihr schauen läßt, auch damals schon hier und da sichtbar waren. Die Wohnung, aus Küche und mehreren Gemächern bestehend, war kunstreich in den Felsen gehauen, jedoch durch einen kleinen Anbau, an den der Garten stieß, erweitert. Zur Linken neben der Wohnung befand sich die Capelle oder Kirche, wie sie genannt wurde, von weit größerem Umfang, ganz in die Felswand gehöhlt, mit Altar, Stühlen und Zierathen, wozu außer dem Bildwerk auf den Grabsteinen auch mehrere werthvolle Oelgemälde gehörten. Auswärts über der Kirche bildete ein mit Brüstung und Baldachin versehener Steinvorsprung eine Kanzel, welche durch die seitwärts eingehauene Treppe zugänglich war und bei festlichen Gelegenheiten, wenn das Volk sich auf dem Rasenplatz versammelte, benutzt wurde. Ueber der Kanzel, beträchtlich höher als sie, in einer Felsennische schwebte die Glocke, und über Allem in außerordentlicher Höhe, wo die Spitze der pyramidalisch auslaufenden Felswand vom Waldgebüsch umgränzt war, sah, in großem Maßstab auf hellgelben Grund gemalt, das Bild des Gekreuzigten herab und glänzte weithin über Bach und Flur, als Kenn- und Wahrzeichen der Gegend überall her vom Wanderer zu schauen.

Der Ursprung der Klause und aller ihrer mit eben so viel Kraft- als Kostenaufwand mitunter auf's sinnreichste hergestellten Einrichtungen verlor sich in das Dunkel der Vorzeit. Die Eremiten lebten nach der Regel des heiligen Augustinus, die aber schon vom Bruder Gelasius nicht mehr in ihrer ganzen Strenge beobachtet wurde. Ihren Unter-

halt bezogen sie aus dem Ertrag des Gartens, dem alljährigen Terminiren auf den Dörfern umher und den am Orte selbst gespendeten Opfern, die am reichlichsten flossen, wenn am Tage des heiligen Florian um die Kirschenzeit die Landleute aus der ganzen Umgegend sich hier festlich versammelten. Von den Stürmen des Krieges war dieses Asyl bis dahin verschont geblieben.

Wilhelm hatte dem Eremiten, was sich seit seiner Kindheit mit ihm begeben, erzählt. Sein Vorhaben, zu dem Beruf, für den er ursprünglich bestimmt war, zurückzukehren, und an diesem Orte sein Schicksal mit dem des Bruders Gelasius zu vereinigen, wurde von dem letzteren um so bereitwilliger unterstützt, als er bei seinem vorgerückten Alter schon lange daran gedacht hatte, sich nach einem Gehülfen und Begleiter umzusehen. Und nach kurzer Zeit hatte das Landvolk sich daran gewöhnt, auf der Einsiedelei statt eines zwei Männer zu finden, die den frommen Uebungen oblagen, im Garten den Spaten führten und den Umgang durch die Dörfer hielten. Jedoch dieser Bund sollte nicht von langer Dauer sein, ein plötzlicher Unfall löſ'te ihn nach wenigen Monaten.

Wollte man nämlich nach der Einsiedelei bachabwärts, von Westen her, so gab es zwei Wege, beide schmale Fußpfade und gleich beschwerlich; der eine führte eine lange Strecke hin zwischen dem Bach und den aufragenden Felsen auf Geröll und an verfallenen Steinbrüchen vorüber, dem Fuß oft nur einen einzigen schmalen Tritt gewährend; der andere, oben auf dem Rande der Felswand, glatt, abschüssig und in schwindelerregender Höhe, ja, zuweilen einen Sprung erfordernd, dessen Mißlingen das Leben kosten konnte. Den letzteren schlug Bruder Gelasius ein, als er an einem

dunkeln Abend von Odenheim her den Bach herabkam. Odenheim, woselbst er sich, wie es hieß, bei einem Glase Wein etwas länger, als er sollte, aufgehalten hatte, lag eine starke halbe Stunde von der Einsiedelei entfernt. An einer der gefährlichsten Stellen mochte er ausgeglitten sein; am anderen Morgen wurde er zerschmettert am Fuße jener Felswand, die noch heute zur Erinnerung daran unter einem eingehauenen Kreuz die Jahreszahl 1795 trägt, als Leiche gefunden. Wie von selbst gestaltete sich's nun bei der damaligen Verworrenheit der Zeitverhältnisse, daß Bruder Wilhelm als der rechtmäßige Erbe und Nachfolger des verunglückten Bruder Gelasius angesehen wurde, von der Regierung der Republik wie auf einem verlorenen Posten nicht beachtet, später geduldet.

Längst war Bruder Wilhelm in der Gegend heimisch und mit den Pflichten seines Standes, zu deren Erfüllung er nie ein Gelübde abgelegt hatte, vertraut geworden, als ein an sich geringfügiger Vorfall durch seine Folgen in sein Klausnerleben eigenthümlich eingriff.

Auf einer Wanderung von Odenheim her gegen Sonnenuntergang an der Stelle angekommen, wo der Bach seine Richtung nach den Felswänden nimmt, hatte er sich im Erlengebüsch zu kurzer Rast niedergelassen und alsbald bemerkt, wie in einiger Entfernung zwei wohlgekleidete Kinder, ein Mädchen von etwa sieben Jahren und ein Knabe, der fünf zählen mochte, harmlos an dem Bache spielten.

Da ist eine Brücke über den Bach, Joseph, sagte das Mädchen, indem es auf eine umgestürzte, quer über das Wasser reichende Pappel deutete, laß uns hinüber gehen!

Gehe du zuerst, Fränzchen, dann komme ich auch, sagte der Knabe.

Gesagt, gethan. Es gelang beiden, auf diese Weise glücklich über den Bach zu kommen. Doch der Uebergang hatte zu viel Reiz; sie versuchten ihn zurück und wieder vorwärts und wieder zurück; sie schaukelten sich, und Fränzchen fiel in den Bach, der hier tief genug war, das Leben eines Kindes in Gefahr zu bringen. Joseph schrie aus Leibeskräften nach Hülfe. Bruder Wilhelm war zur Hand und zog die Gefährdete aus dem Wasser. Die Kinder waren ihm bekannt. Sie gehörten dem pensionirten Capitän, der sich vor Kurzem in Odenheim niedergelassen hatte. Auf seine Frage: Wie durftet Ihr Euch allein so weit von Haus entfernen? erhielt er von Joseph zur Antwort; Fränzchen wollte immer weiter dem Bache nachgehen, und da bin ich mit ihm gegangen. Fränzchen aber war völlig durchnäßt und vor Frost zitternd, denn der Abend war kalt geworden. Bruder Wilhelm sah ein, daß es nicht rathsam war, sie heute noch nach dem entfernten Odenheim zu bringen. Er nahm daher Fränzchen auf den Arm, seinen weiten Rock warm um sie schlagend, den Knaben an die Hand und schritt mit ihnen rüstig durch den Engpaß nach der nahen Einsiedelei.

Das war jetzt keine kleine Aufgabe für den Einsiedler, die Kinder zu versorgen und besonders Fränzchen, die der Lampenschein der Klause sehr angegriffen, bleich und fieberhaft erscheinen ließ, die erforderliche Pflege angedeihen zu lassen. Er suchte sich aufs beste zu helfen. Joseph wurde schnell mit Nüssen, Aepfeln und Heiligenbildern beschäftigt. Für Fränzchen machte er sein eigenes Bett zurecht, befreite sie schleunigst von den nassen Kleidern und hüllte sie tief

in die Decken des sonst harten, aber jetzt mit den weichsten Stoffen seines Haushaltes zugerüsteteten Lagers. Bald loderte die Flamme auf dem Heerd unter einem mit Wein und Zucker gefüllten Kessel. Fränzchen erhielt zwei Tassen des heißen Getränkes, wurde durch und durch erwärmt und sank in festen Schlaf. Auch der Knabe erlag bald der Müdigkeit, nachdem er auf einem Bündel Stroh neben Fränzchens Bett ein genügendes Lager erhalten hatte.

Als so der junge Klausner — Wilhelm zählte erst vierundzwanzig Jahre — nun seine Pfleglinge wohl versorgt wußte, als er sich durch den sanften Schlummer der Patientin wie durch die Wiederkehr ihrer Gesichtsfarbe von dem guten Erfolg seiner Anordnungen mit väterlicher Sorgfalt wiederholt überzeugt hatte, als das friedliche Athmen der schlummernden Kinder sein sonst todtenstilles Gemach so traulich belebte — da wollte es ihn bedünken, als hätte ein Engel, der milde Schutzengel der Jugend, der ihn im rechten Augenblicke an den Bach geführt hatte, mit den Kindern seine Wohnung betreten und ihn selbst mit dem Schwung seiner Fittiche berührt, die er über sie ausgebreitet hielt. Er fühlte sich ergriffen von jenem süßen geheimnißvollen Zauber, der die Stätte umhaucht, wo unschuldvolle Kinderherzen schlagen, und unvermerkt auch den erwachsenen Menschen, wie einen Flüchtling in die Heimat, in seinen traulichen Bereich zieht; die liebsten, ältesten Erinnerungen aus seiner eigenen Kindheit tauchten in ihm auf, und sein Herz schwoll von Sehnsucht und Heimweh, einem Heimweh, wie er es tiefer noch nicht empfunden hatte.

Den Gedanken, jetzt nach Odenheim zu gehen, um die jedenfalls höchst beunruhigten Eltern von dem Aufenthalt der Kinder in Kenntniß zu setzen, mußte er natürlich

zurückweisen; denn wie durfte er die Hülflosen, in dieser Lage, an diesem Orte eingeschlossen, halb unter der Erde, allein lassen? Er stellte die Lampe zurecht, schürte das Feuer auf dem Heerde, um welchen er Fränzchens Kleider, Stück für Stück, zum Trocknen aufgehängt hatte, und begab sich in das tiefere Felsengemach zur Ruhe, welches er, so lange noch Bruder Gelasius mit ihm zusammen war, bewohnt hatte.

Lange blieb der Schlaf ihm fern; Gedanken drängten sich auf Gedanken, Bilder auf Bilder der reizendsten Anmuth kamen und schwanden, bis sie ihn endlich mitnahmen in ihr phantastisches Reich. — Da wurde er plötzlich durch ein heftiges Pochen an der Außenthür der Wohnung aus den Träumen aufgeschreckt. Die Sorge für seine Schützlinge und deren ungestörte Ruhe riß ihn mit doppelter Schnelligkeit vom Lager. Leise an ihnen vorüber eilte er nach der Pforte. Da war ein Bote von Odenheim, ausgeschickt von dem Capitan, um nach den verschwundenen Kindern zu forschen. Mit mehreren zu gleichem Zweck Ausgesandten, bei Einbruch der Nacht von Odenheim abgegangen, hatte er bis jetzt vergebens gesucht unnd wollte fragen, ob Bruder Wilhelm nichts von ihnen wahrgenommen habe. — Leise, leise! gab ihm dieser zur Antwort; hier liegen sie in süßester Ruhe! Der Mann trat ein und überzeugte sich. Keins der Kinder war durch den Lärm aufgewacht. Fast ohne Bruder Wilhelm's Erzählung, wie sie hieher gekommen, vollständig auszuhören, eilte er wieder von dannen, um den bekümmerten Eltern die tröstliche Nachricht auf's schleunigste zu überbringen.

Am anderen Morgen hielt eine Equipage so nahe an der Einsiedelei, als es die Beschaffenheit der Wege zuließ.

Der Capitän und seine Frau waren selbst gekommen, die Kinder abzuholen. Joseph lief den Eltern in lustigen Sprüngen und mit dem unbefangensten Gewissen entgegen, die Geschenke preisend, die er vom Bruder Wilhelm empfangen hatte. Fränzchen aber, obgleich sie sich völlig wieder erholt hatte, kam langsam und blieb verschämt hinter dem Knaben zurück. Daß sie die Verführerin gewesen war, daß sie den Eltern die Angst bereitet, ja, das Gefühl ihres Unfalles selbst und ihrer daraus folgenden seltsamen Lage, in welcher sie sich auch gegen Bruder Wilhelm fortwährend beklommen und sehr schüchtern benommen hatte, drückte sie mehr, als die begründete Furcht vor einer Strafe. Erst als die Eltern ihr verziehen und ihr liebliches Gesichtchen frei von Thränen wurde, lief sie zu Bruder Wilhelm, faßte ihn bei der Hand und sagte mit der kindlichsten Herzlichkeit: Nun mußt du aber auch recht oft zu uns nach Odenheim kommen! Die Eltern bestätigten diese Bitte mit den wärmsten Dankbezeugungen, und nach wenigen Minuten war es auf der Klause wieder so einsam, wie früher.

Durch dieses Spiel des launenhaften Zufalls kam Wilhelm allmählich zur Menschenwelt in eine Beziehung, die ihm bis dahin völlig fremd geblieben war. Das Haus des Capitäns stand ihm zu jeder Zeit gastlich offen, sein Interesse an dessen Bewohnern steigerte sich, und die Freundschaft der Kinder reichte als heller Blüthenzweig hinein in den Schatten seiner Einsamkeit. Die Familie war noch nicht lange in die Gegend eingezogen. Der Capitän, früher ein renommirter Haudegen der fränkischen Republick, hatte aus Ursachen, die nicht bekannt geworden, seinen Abschied genommen, sodann nach seiner Verheirathung mit einer reichen Erbin vom Niederrhein in dem reizend gelegenen Odenheim,

wo er später die Stelle des Maire erhielt, sich angekauft. Sein Haus verlieh dem Dorfe einen gewissen Glanz, er und seine Gattin liebten den Luxus, beide waren äußerst gutmüthig, gastfrei, verschwenderisch. Ihre Kinder, vier an der Zahl, wovon zwei jünger, als Fränzchen und Joseph, liebten sie über die Maßen, ohne sich jedoch durch allzugroße Sorgen für deren Erziehung beunruhigen zu lassen. Ein junger Mensch ertheilte ihnen in den Nebenstunden nothdürftigen Unterricht, da er die meiste Zeit als Secretär verwandt wurde. Auf diese Weise großentheils sich selbst und ihrem guten Stern überlassen, schweiften sie umher mit den Kindern des Dorfes und hielten sich schadlos durch den ungestörten Vollgenuß des Landlebens.

So oft Bruder Wilhelm die Schwelle des Hauses betrat, wurde er von Fränzchen und Joseph mit Jubel empfangen. Auch kamen diese in Begleitung der Eltern oder eines Dieners häufig nach der Eremitage. Wilhelm verschönerte seinen Aufenthalt durch neue Anlagen, er grub und pflanzte in seinem Garten, als wären ihm neue Pflichten aus seiner neuen Bekanntschaft erwachsen. Oft wanderte er nach Odenheim, auch ohne des Capitäins Haus zu besuchen; denn wurden die Kinder seiner irgendwo ansichtig, so waren sie um ihn und begleiteten ihn zurück bis zum Anfang der Felsen am Fuß des Schemel. Wie oft begegnete man auf dieser anmuthigen Strecke den beiden Kindern mit dem Einsiedler! Wie treuinnig zogen sie weiter zwischen den Erlen und Weiden des Sulmenbachs, der damals noch in malerischen Krümmungen unter schattenreichem Gebüsch weiter rauschte, während er heute gestreckt und stumm zwischen kahlen Ufern hinschießt!

Doch wie Alles ging auch diese Idylle vorüber. Die

Kinder wuchsen heran; Joseph kam auf die Secundärschule der benachbarten Stadt, Fränzchen, um weiter ausgebildet zu werden, zu einer im Gebirg etwa eine Tagereise entfernt wohnenden Tante. Fränzchen kehrte nach Jahr und Tag zurück als reizend erblühte Jungfrau. Bruder Wilhelm aber verkehrte nicht mehr mit ihr, denn — er liebte sie; liebte sie, nicht wie der Vater das Kind, der Gespiele die Gespielin, liebte sie mit der Gluth jener Leidenschaft, die, je reiner, desto tiefer, je verborgener, desto mächtiger, dem Herzen seinen Frieden raubt und im anderen Selbst das eigene Selbst verloren gehen läßt. Es war über ihn gekommen mit der Macht eines schwellenden Stromes, der allmählich, aber sicher steigt bis zu der Höhe, daß eine Flucht nicht mehr möglich ist. Gleichwohl behauptete er seinen wie auch unhaltbaren Standpunkt in der Weise eines Mannes, der, im Ertragen und Entsagen geübt, keine Bewegung, keinen Schritt sich gestattet, welcher ihn aus mißlicher Lage in noch mißlichere stürzen könnte. Sein Ideal in unerreichbarer Ferne, seinen Schmerz tief in der Brust, brach er mit der Welt und schloß sich ab in ein in sich gekehrtes träumerisches Dasein. Daß Fränzchen ihn nicht wieder lieben durfte, machte ihm wenig Gedanken, daß sie ihn nicht wieder lieben konnte, ihn, den Klausner, den Mann in der Kutte mit der Bettlerdemuth, das bohrte ihm im Inneren, das gab ihm einen Widerwillen vor sich selbst in ihrer Nähe, gab ihm die Kraft und Ausdauer, sich ihrem Anblicke fast gänzlich zu entziehen.

Eines Abends in später Dämmerung kam er an dem Garten des Capitäns vorüber. Der Garten, von uralten mächtigen Ulmen umgeben, wie damals noch der größte Theil des Dorfes, erstreckte sich vom Wohnhause bis fast

an den Bach; eine Gartenthür befand sich an dieser Seite; in ihr stand Fränzchen. Mit einem Gruß wollte er vorüber gehen. Sie rief ihn zu sich.

Was habt Ihr, Bruder Wilhelm? fragte sie, die Hand ihm reichend, in theilnehmendem, vorwurfsvollem Tone; was habt Ihr denn, daß Ihr uns wie Feinde meidet? Eine Kränkung hat Euch ja Niemand zugefügt, wie Ihr selbst schon sagtet; unpäßlich wart Ihr auch nicht, wie ich durch Andere hörte. Wollt Ihr uns denn so ganz vergessen? Ihr wißt gar nicht, wie weh das mir thut; Ihr wißt gar nicht, wie ich von Herzen Euch lieb habe!

Wilhelm antwortete mit einigen nichtssagenden Ausflüchten, die äußere Fassung völlig behauptend, obgleich er bei den letzten ihrer Worte innerlich zusammenfuhr.

Sprecht doch, fuhr sie fort, was Euch wiederfahren ist; sprecht doch wieder, wie sonst, und laßt mich nicht vergebens so fragen und bitten!

Aber wie sollte er, was sollte er sprechen? Er machte einige Entschuldigungen und wandte sich von ihr ab, um zu gehen. Da faßte sie nochmals seine Hand; ich lasse Euch so nicht fort! sagte sie in einem Ton voll Theilnahme und Innigkeit, daß es in Wilhelm plötzlich aufflammte, als wäre ein zündender Strahl durch seine Brust gefahren. Morgen Abend, sagte er, sich losreißend, wie nach überwundenem Kampf, morgen Abend, etwas später als heute bin ich wieder hier; dann will ich Rede stehen! und verschwand im Dunkel mit diesen Worten.

Am anderen Abend stand Fränzchen um die bestimmte Zeit in der Gartenthür. Da kommt er, dachte sie, als sie nach längerem Warten aus den Erlenbüschen vom Bach herauf eine Gestalt sich bewegen sah. Doch nein, er ist es

nicht; es ist ein Mann von schlankerem Wuchs und festerem Gang, als Bruder Wilhelm — er trägt Uniform — schreitet aber gerade auf sie zu — sie weicht zurück — er tritt in die Thür — Wer ist da? fragt sie zitternd.

Wilhelm Fürstenwald! erhält sie zur Antwort.

Es ist die Stimme Bruder Wilhelm's, aber diese Kleidung?

Was wollt Ihr? fragte sie zweifelnd und mit klopfendem Herzen.

Ihnen Rede stehen auf Ihre Fragen von gestern.

Ueberraschung und Staunen, Scheu und Verlegenheit durchbebten Fränzchen's Herz im raschesten Wechsel. Der ganze Mann, wie er vor ihr stand, von Kopf bis zu Fuß, dünkte ihr fremd. Nur die Stimme, jenes unverkennbarste, unnachahmlichste Merkmal menschlicher Persönlichkeit, belebte ihr Vertrauen und hielt sie ab von schleunigster Flucht. Daß sie ihm entfremdet, daß sie zaghaft ihm gegenüber stehen werde, hatte Wilhelm erwartet, ja fast gewünscht. — Er erzählte ihr die Geschichte seiner Jugend und wie er Soldat und wie er Einsiedler geworden war. Sie forderten Wahrheit von mir, sprach er dann weiter; die ganze Wahrheit kann ich nur in diesem Kleide geben; aus der Kiste, wo es Jahre lang verborgen lag, holte ich es hervor, um in ihm Hülfe zu gewinnen, das zu sagen, was ich sonst zu sagen nicht im Stande bin, was auch so noch aus dem Herzen sich nicht losreißen will, weil es nur da geborgen ist vor Verkennung — vor . . . . Er stockte, faßte sich, stockte wieder. Fränzchen verstand ihn nicht und — verstand ihn. Die Glocke der Mitternacht schlug; sie trennten sich ohne Abschied. In drei Tagen, sagte Wilhelm im Gehen, komme ich wieder.

Den Psychologen überlassen wir es, nachzuweisen, wie in Fränzchen's reiner Seele die kindliche Neigung zu Bruder Wilhelm sich in brennende Liebe zum Sergeanten Fürstenwald verwandeln konnte, da wir uns darauf beschränken, nur Thatsachen zu berichten. Thatsache aber war es, daß von nun an zur Nachtzeit an der Gartenpforte unter den Ulmen von Odenheim das Geflüster der Liebe mit dem Lispeln der Zweige und dem Rauschen des Baches sich mischte. Sein Kleidertausch begünstigte für Wilhelm, die in dem elterlichen Hause Fränzchen's herrschende Sorglosigkeit und Unordnung begünstigte für Fränzchen den Verkehr, der Anfangs seinen Zweck in sich selbst suchte und fand, bald aber weiter greifende Entschlüsse zur Reife brachte.

3.

Als Bruder Wilhelm an jenem Abend, an welchem er in dem Backhause von Odenheim durch seine Unerschrockenheit Gegenstand der Bewunderung geworden war, Backhaus und Dorf im Rücken hatte, schritt er auf den kürzesten Pfaden und trotz der Dunkelheit in hastigster Eile nach der Eremitage zu. Quälende Sorgen beflügelten seine Schritte. Ueber zwei Dinge waren ihm durch die Unterhaltung mit den Dorfbewohnern die Augen aufgegangen, erstlich darüber, daß seine Sergeanten-Rolle ihrem Ende nahe war, da die Fortsetzung bei der allgemein rege gewordenen Aufmerksamkeit eine Entdeckung befürchten ließ, und zweitens darüber, daß Schneckhäuser wirklich die Dreistigkeit hatte, Fränzchen einen Heiraths-Antrag zu machen, wodurch die Stellung der letzteren eine äußerst schwierige

werden mußte. Obgleich ihm keine dieser Hemmungen unerwartet kam, so war er doch für keine derselben gerüstet. Sein Einverständniß mit Fränzchen war noch in der ersten wonnereichen Blüthe, und wenn auch seitdem all sein Dichten und Trachten sich nur auf sie und sein Verhältniß zu ihr bezog, so stand doch dieses Verhältniß so im Widerspruch mit der ganzen übrigen Beschaffenheit der Dinge, so außer allem Zusammenhang mit der sonstigen Welt, daß der Gedanke an ein Ziel außer den Gränzen der heimlichen Stätte an der Gartenpforte unter den Ulmen für beide Liebende etwas Erschreckendes hatte und wie geflissentlich von ihnen gemieden wurde. Jetzt aber schien dies anders werden zu sollen. In einer Unterredung mit Fränzchen mußten noch heute diese Bedrängnisse sich Luft machen. Seit mehreren Tagen hatte er sie nicht mehr gesprochen. Als er daher in seiner Klause angekommen war, nahm er sich dort nur so viel Zeit, um seine Kleider umzutauschen; dann machte er eilends den Weg zurück und langte noch zur gewöhnlichen Zeit unter den Ulmen an, wo Fränzchen seiner harrte. Aber heute hatte die Schutzgöttin der Liebe von ihren Günstlingen das Antlitz abgewandt; ein Verräther lauschte in der Nähe; Schneckhäuser war verborgener Zeuge der Zusammenkunft.

Jean Schneckhäuser, der um jene Zeit, als Fränzchen sich bei ihrer Tante befand, in dem Hause des Capitäns aufgenommen wurde mit der doppelten Aufgabe, den Capitän in den Bureau-Geschäften zu unterstützen und dessen jüngere Kinder im Französischen zu unterrichten, war von niederer Herkunft, in einem mehrere Meilen von Odenheim gelegenen Städtchen gebürtig. Seinem Vater, einem Steinmetzen, hatte er, zu gleichem Beruf bestimmt, als Knabe

bei der Arbeit in den Steinbrüchen geholfen. Bei einer durch Pulver bewerkstelligten Felsensprengung wurde ihm die linke Hand gelähmt. Hierdurch untauglich für das Handwerk, aber frei vom Militärdienst, war er vom Brecheisen zur Feder übergegangen. Seine Bildung beschränkte sich auf Geläufigkeit in der französischen Sprache und einige Verwaltungs-Kenntnisse, die er sich in seinem Geburtsorte bei einem Beamten der Republick erworben hatte. Jedoch besaß er viel angeborenes Talent und einen gewaltigen Ehrgeiz. Die Schattenseiten des glänzenden Hauses, dem er jetzt angehörte, hatte er bald weg; die Einseitigkeit des Capitäns, die Schwächen von dessen liebenswürdiger, gutmüthiger, aber geistig etwas beschränkter Gemahlin wußte er aufs beste zu seinem Vortheil zu benutzen. Der Capitän, einst ein grimmer Soldat, jetzt ein vortrefflicher Gesellschafter, aber schlechter Arbeiter und geschworener Feind von allem, was Kopfbrechens machte, hatte in Schneckhäuser, der mit scheinbarer Anspruchslosigkeit allmählich die ganze Last der Mairiegeschäfte auf sich nahm, den rechten Gehülfen gefunden. Madame Barbelstein war entzückt über die Aufmerksamkeit und niedliche Art und Weise, womit der Secretär den Kindern beibrachte, ihr auf Französisch eine Blume zu überreichen oder zum Namenstage zu gratuliren. Bei Fränzchen's Heimkehr hatte Schneckhäuser in ihrem elterlichen Hause bereits großen Einfluß und Ansehen gewonnen. Mit ihrem Erscheinen aber eröffnete sich ein neues, weites Feld für seine Entwürfe und seine Thätigkeit.

Fränzchen einmal die Seine nennen zu können, war von nun an das Ziel, auf welches er, so fern es auch schien, mit unerschütterlichem Muthe lossteuerte. Sein Ehr-

Reimann, sagte Schneckhäuser in anspruchsvollem, zurechtweisendem Tone, Ihr wollt unter Feldmarschall Kleber in Aegypten gedient, Euch mit den Mamelucken herumgeschlagen haben, und schämt Euch nicht, an dieses abgeschmackte Zeug zu glauben? Ein Mann wie Ihr, meine ich, sollte dergleichen den alten Weibern überlassen!

Hören Sie, Monsieur Jean, entgegnete der Feldschütz, den Namen Schneckhäuser vermeidend, um nicht wieder den Verstoß zu begehen, hören Sie und glauben Sie dann, was Sie wollen! Gestern Abend lag ich hinter dem Schlehbusch am Dachsbau, den Füchsen aufzupassen. Die Glocke hatte elf Uhr geschlagen, und sehr dunkel war es nicht. Da kam Einer vom Bach die Flur herauf, schräg über das Feld bis auf den Neuweg; auf dem Neuweg angelangt, schwenkte er sich links, kam ungefähr fünfzehn Schritte an mir vorüber, bog dann an den Brechkäuten hinunter nach dem Dorf, wo er unter den Ulmen hinter Capitäns Garten verschwand. Erst hatte ich geglaubt, es wäre der Botengänger von Langenheim, der auch groß ist und eine Soldatenmütze trägt; aber wie er näher gekommen war, da sah ich die grüne Chevauxlegers-Uniform und auf der linken Schulter die rothe wollene Epaulette und auf dem Aermel die Sergeanten-Tresse und an der Seite den Säbel, der blinkte und auf den Steinen klapperte. Dies alles sah ich deutlich, denn er hatte den Mantel nur an der einen Seite von der Schulter herabhängen. Groß und schlank sah er aus, majestätisch kann man sagen und soldatenmäßig war sein Gang. Qui vive! hatte ich im Sinn, ihn anzurufen, aber das Wort blieb mir im Halse stecken, und ein Grauen überfiel mich, da grade die Hähne im Dorf krähten und ich ja wußte, daß weit und breit in der Gegend kein Militär

liegt. Ohne mich zu rühren blieb ich hinter dem Busch, bis er mir aus dem Gesicht war. Dann packte ich auf und ging nach Haus, weil ich für den Abend genug gesehen hatte. Abergläubisch bin ich nicht, Monsieur Jean, und dummes Zeug kommt nicht in meinen Kopf, aber was ich, mit Respect zu melden, schaue, das schaue ich. Auch die graue Feldmütze hatte er auf dem Kopf, die umgebogene Spitze mit der rothen Quaste hing ihm am Ohr herab und spielte im Winde. Sein Gesicht konnte ich nicht observiren, weil es von mir ab nach dem Dorfe gerichtet war. Auch stand er mehrere Mal still, als hätte er lauschen wollen, wonach, mochte er selbst wissen. Und ein Sergeant von den Chevauxlegers war es auch, das konnte man an der Uniform und dem Abzeichen sehen. Weiter will ich nichts gesehen und gesagt haben, Monsieur Jean; mache Einer nun daraus, was er will!

Der lange hinkende Feldschütz Reimann, den sein scharfes Auge und, wenn es galt, die Schnelligkeit seiner Schritte, trotz den Nachwehen einer schlechtgeheilten Fußwunde, zum Schrecken der Felddiebe machte, stand zugleich bei Jedermann in und um Odenheim im Rufe der Unerschrockenheit und Zuverlässigkeit. Daher machte sein Bericht auf die Mitglieder der Backhaus-Gesellschaft einen doppelt tiefen Eindruck. Nur Schneckhäuser, ob aus wirklicher Ueberzeugung oder weil er noch mehr von der Sache erfahren wollte, fuhr fort den Ungläubigen zu spielen. Als er indessen den Feldschützen ermahnte, er möge sich durch das Weitererzählen dieser Geschichte nicht lächerlich machen, setzte sich Reimann ruhig nieder und überließ das Wort den Andern. Und nun folgten die ausführlichsten Erörterungen über die Erscheinung des „wandelnden Sergeanten."

Aus den Ulmen hinter Capitäns Garten wandelt er jedes Mal den Bach hinunter und verschwindet in den Erlenbüschen nach der Einsiedel zu, erzählte der Eine.

Nicht alle sehen ihn, denen er begegnet, bemerkte ein Anderer.

Es wäre der Nämliche, sagen sie, der vor Jahren, als die Chevauxlegers hier lagen, unter den Ulmen erschossen wurde, ein Dritter.

Auch dem Herrn Pfarrer ist er begegnet, er spricht aber nicht davon, ein Vierter.

Es ist nicht zu läugnen, der Gemeinde steht etwas bevor! äußerten Mehrere zusammen.

Ja, daß ihre Brode im Backofen verbrennen! sagte Stephan, nach dem Ofen springend, ohne jedoch hierdurch dem Gespräch eine andere Wendung beizubringen. Der Gegenstand war zu anziehend, zu schaudererregend und dabei die Berichte von zu vielen Seiten her verbürgt. Der Feldschütz hatte die glänzendste Genugthuung, und Monsieur Jean, der sonst den Bauern gegenüber nicht zu schweigen pflegte, kam fast gar nicht mehr zu Wort. Endlich eine Pause glücklich wahrnehmend, sagte er, indem er seine Uhr zog: Ich habe mehr zu thun, als mich mit Euch wegen des Sergeanten herumzuzanken. So viel steht fest: das Dorf Odenheim leidet noch nicht an Ueberfluß von Aufklärung trotz Zeitungen und Primärschulen! Das gibt Kurzweil bei Capitäns; denn denen darf ich doch Eure Schrullen nicht vorenthalten. Ohnehin muß ja der Capitän als Maire über ein solches Evenement nach Paris an den Kaiser berichten. Erzählt mir davon immerhin so viel, als Ihr wollt, aber macht Euch bei Anderen damit nicht lächerlich! — Darauf erhob er sich, um wegzugehen.

Hören Sie, Herr Schneckenhäuser! rief ihm der Feldschütz nach, erzählen Sie's . . . .

Ich heiße nicht Schneckenhäuser, Schneckhäuser heiße ich! fiel ihm der Andere ins Wort.

Erzählen Sie's dem Capitän, Monsieur Jean! Was ich gesagt habe, erzählen Sie ihm und setzen Sie hinzu: Der Feldschütz Reimann hat's gesagt!

O simplicitas! rief Schneckhäuser und entfernte sich.

Der mit seinem Bißchen Französisch! — Ein gräulicher Wichtigthuer, der Schneckenhäuser! — Ein Hochmuthsnarr! Es kriebelt mir in den Fingern, wenn ich den kalfacterischen Federfuchser sehe! erscholl es rechts und links im Backhaus, als er sich entfernt hatte.

Die Dämmerstunde, welche allabendlich eine Anzahl der Insassen Odenheims in dem mitten im Dorf gelegenen Backhaus vereinigte, war schon ziemlich vorgerückt, und theilweise rüstete man sich zum Aufbruch, als noch ein Mann eintrat, der Jedem höchst auffallend vorgekommen sein würde, es sei denn, daß er, wie unsere Dörfler, an seinen Anblick gewohnt gewesen wäre. Es war ein Mann von kräftiger Gestalt und ausdrucksvoll schönem Antlitz, in dunkelbraunem kuttenähnlichem Ueberrock mit weiten Aermeln, einen nach vorn und hinten schwer herabhangenden Quersack über den Schultern, einen schwarzen niedrigen Filzhut mit breiter Krampe auf dem Kopf, und Stab und Rosenkranz in der Hand.

Ei, guten Abend, Bruder Wilhelm! woher noch so spät? lautete die Antwort auf seinen kurzen Gruß, womit er ohne Zögern den ihm mit einer gewissen Ehrerbietung eingeräumten Platz auf der Bank einnahm und seinen Quersack vor sich hinlegte.

Wollte ein wenig abstellen, sagte er; komme den Bach herunter; ist schnell heute dunkel geworden; später, denke ich, gibt's Mondschein.

So wollt Ihr noch auf die Einsiedel?

Versteht sich.

Nun, Weg und Steg sind Euch bekannt genug; aber ....

Was ist dabei zu abern?

Freilich, Euer einer braucht sich vor Gespenstern nicht zu fürchten ....

Gespenster?

Ihr betet sie weg.

Ei was Gespenster! Habe noch nie gegen Gespenster zu beten nöthig gehabt. — Aber eine Neuigkeit will ich euch erzählen.

Heraus damit, heraus damit! rief der Bäcker, indem er die Handhabung des Schießbretts mit etwas weniger Geräusch fortsetzte.

Bruder Wilhelm, der Bewohner und damalige Besitzer der eine starke halbe Stunde von Odenheim bachabwärts gelegenen Einsiedelei, der einzige Vertreter seiner Gattung weit und breit, war nicht selten im Besitze von Neuigkeiten, die ihm beim Terminiren auf den Dörfern mit in den Kauf gegeben wurden. Doch pflegte er seinerseits nicht allzu freigebig damit zu sein, weßhalb man auf seine Ankündigung jetzt doppelt gespannt war.

Schneckhäuser wird Maire von Odenheim, berichtete er; Capitän Barbelstein, der des Amtes längst müde ist, soll ihn so nachdrücklich beim Unterpräfecten empfohlen haben, daß an seiner Ernennung nicht mehr zu zweifeln wäre, erzählt man in Langenheim.

Der Eindruck dieser Nachricht bewirkte in den Hörern den Uebergang in eine Tonart, die zu der vorherigen einen gewaltig harten Gegensatz bildete. Einige schüttelten den Kopf und wollten nicht daran glauben. Andere behaupteten, von dem Capitän könne man es erwarten, der könne von seiner Pension allein schon leben, wenn er auch nicht an sich schon so reich wäre. Aber „der Schneckenhäuser!" — das war ihnen zu bunt. Gleichwohl fanden sie es schon gerathen, sich in den Ausfällen gegen ihn etwas zu mäßigen.

Dann bekommt er auch Capitäns Fränzchen, sagte eine der Bäuerinnen.

Fränzchen? oho! fiel der Bäcker ein; die steht so hoch über dem Schneckenhäuser, wie der Mond über dem reformirten Kirchthurm!

Angehalten hat er um sie, das weiß ich für gewiß und sicher! versetzte die Bäuerin.

Mag sein; — aber der Schneckenhäuser unser Maire! — Jetzt ist auch klar, was der Sergeant für uns bedeutet und warum er immer unter den Ulmen hinter Capitäns Garten verschwindet: Vom Capitän kommen wir auf den Sergeanten, wie vom Pferd auf den .... Also Ihr habt noch nichts von dem wandelnden Sergeanten gespürt, Bruder Wilhelm?

Bei dieser Frage flog, wie ein genauer Beobachter würde wahrgenommen haben, über das Antlitz des Angeredeten eine Kundgebung des gespanntesten Interesses. Doch in schnell wieder angenommener Ruhe sagte er: Was soll's denn mit dem wandelnden Sergeanten?

Die Antwort blieb man ihm nicht schuldig; ja Schneckenhäuser, Maire und Fränzchen wurden darüber

vergessen. Alle die Geschichten von der seltsamen Erscheinung wurden nochmals zur Genüge wiederholt. Der Feldschütz mußte von Neuem berichten; andere und ähnliche Spukgeschichten, die Vater und Großvater erlebt, wurden hinzugefügt, wenn man auch im Ganzen der Anmerkung des alten Rohl beistimmte, daß seit der Ankunft der Franzosen die Gespenster ihr Wesen lange nicht mehr so toll trieben, als früher. Der alte Rohl nämlich, von dem Amte, welches er einst bekleidete, gewöhnlich „Oberschulz" genannt, erfreute sich noch eines besonderen Ansehens in Odenheim.

Ob durch die Franzosen, nahm endlich Bruder Wilhelm das Wort, oder durch den Bannspruch irgend eines Heiligen die Gegend gereinigt worden, will ich nicht entscheiden; das aber kann ich versichern, daß ich noch zu keiner Zeit, bei Tag und bei Nacht, im Sommer wie im Winter, mich gescheut habe, die Gegend, wie es mein Beruf mit sich bringt, einsam zu durchstreifen, zugleich aber auch, daß mir noch niemals etwas Verdächtiges begegnet ist, so lange ich die Einsiedel inne habe, und das ist bereits zehn Jahre.

Oho, Bruder Wilhelm, zehn Jahre! so lange ist's noch nicht! versetzte der alte Rohl.

Doch, doch, Oberschulz! fiel der zuverlässige Feldschütz ein; Anno fünfundneunzig im April plünderten die Franzosen die Stadt, im Juli desselben Jahres fiel der Bruder G'lasius die Felsen herunter, und heute schreiben wir den 6. September 1805; also schon über zehn Jahre sind es, denn Ihr wart ja mit dem Bruder G'lasius noch eine Zeit lang gemeinschaftlich auf der Einsiedel.

Es ist, wie ich sage, fuhr Bruder Wilhelm fort; und

was Euren Sergeanten betrifft, so ist dies nicht das erste Mal, daß Ihr eine Kuh für ein Scheuerthor angesehen habt — doch es ist Zeit, daß ich mich auf den Weg mache.

Also halten laßt Ihr Euch nicht? fragte Reimann; der Mond kommt heute nicht hinter den Wolken heraus und es bleibt stockfinster.

Nicht für tausend Gulden ging ich heute allein noch auf die Einsiedel! betheuerte eine der Bäuerinnen.

Auch ich nicht! — Auch ich nicht! erscholl's von verschiedenen Seiten.

Bruder Wilhelm warf seinen Quersack über die Schulter und öffnete die Thür. Puh, es ist ja so dunkel, sagte er, daß der Sergeant über mich stolpern könnte, ohne mich zu sehen! Gute Nacht, Ihr Leute! — Damit verließ er das Backhaus und schritt rüstig in die Nacht hinein.

Alle äußerten, als er weg war, ihr Erstaunen über die „Herzhaftigkeit", die der Einsiedler, wenn auch durch seinen frommen Beruf geschützt, an den Tag legte; — denn sie wußten ja nicht, daß der wandelnde Sergeant eben kein Anderer war, als — Bruder Wilhelm.

2.

Die Erklärung der unbezweifelt sonderbaren Thatsache, daß ein Klausner, der an sich schon zu den ungewöhnlichen Erscheinungen in der menschlichen Gesellschaft gehörte, zugleich in der Rolle eines französischen Chevauxlegers auftritt und dazu in dem Nimbus eines die Gegend beunruhigenden Gespenstes, beruht auf dem Zusammenwirken von Umständen, wie sie sich nur in einer bewegten, Alles aus dem gewöhnlichen Geleise mit sich in den Strudel

reißenden Zeit zu erzeugen pflegen. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß solche Verwicklungen auch nicht nach dem Maßstabe beurtheilt werden dürfen, wie ihn die Einförmigkeit geregelter Zustände an die Hand gibt, diese vielgerühmte und doch oft so trostlose Einförmigkeit, die, fern von Irrung und Verwirrung, alle Höhen ebnet und alle Vertiefungen ausfüllt, aber jenes Reizes entbehrt, der in der Mannigfaltigkeit verschlungener Wege, in dem Dämmerlicht geheimnißvoller Schattengänge eine unversiegbare Quelle hat.

Wilhelm Fürstenwald war auf einem Weiler in einer der fruchtbarsten Gegenden des linken Rheinufers von wohlhabenden Eltern geboren. Mit trefflichen Natur-Anlagen ausgerüstet und sorgfältig erzogen, reifte der Knabe der Bestimmung entgegen, dereinst ein tüchtiger, auch durch seine höhere Bildung seinen Stand ehrender Landwirth zu werden. Sein Vater indessen lag wegen der Hälfte seines Gutes mit einem benachbarten Franciskaner-Kloster in einem seit Jahren andauernden Prozeß, dessen kostspielige Führung auch den unbestrittenen Theil des Gutes mit so schweren Lasten belegte, daß, als der Proceß endlich verloren ging, der alte Fürstenwald aus einem beneideten Gutsherrn plötzlich ein Bettler geworden war. Er überlebte seinen Sturz kaum ein Jahr, seine Gattin folgte ihm bald nach, und Wilhelm war ein armer Waisenknabe. Doch das Kloster nahm sich seiner an, vollendete seine Erziehung und gewann an ihm einen Novizen. Der Prior, ein entfernter Verwandter von ihm, hatte es also angeordnet. Wilhelm besaß einen hellen Verstand, dabei ein tiefes Gemüth; das Klosterleben sagte ihm eigentlich nicht zu, doch weich und lenksam wie er war, fügte er sich den Umständen und ließ

es nicht an Eifer fehlen in der Erfüllung seiner neuen Pflichten. Der Tag seiner Einkleidung war nicht mehr fern, da brachen die Stürme der französischen Revolution über die Gegend. Das Kloster wurde geplündert und niedergebrannt, und die Mönche stoben auseinander, daß man nicht wußte, wo sie geblieben. Wilhelm, der auf dem Weiler seine Zuflucht genommen hatte, wo er geboren war, fand in der Nähe desselben ein Lager von französischen Truppen und hiedurch Gelegenheit, das Soldatenleben kennen zu lernen. Ohne Aussicht, sich einen Unterhalt zu verschaffen, dabei rüstig und thatkräftig, faßte er alsbald den Entschluß, als Soldat in den Dienst der französischen Republik zu treten. Bei einem Chevauxlegers-Regiment schwor er zur Fahne. Mit dem Pferde umzugehen verstand er von Jugend auf, sein stattlicher Wuchs, seine Kenntnisse, seine Führung zeichneten ihn aus; nach Verlauf eines Jahres war er Sergeant major.

Der Wechsel des Kriegsschauplatzes führte ihn aus der Gegend seiner Heimat, bald aber wieder in dieselbe zurück. Noch hielt der Feind die Stadt besetzt, die nur einige Stunden von seinem Geburtsorte lag und von ihm als Knaben mehrere Mal besucht worden war. Es galt, sie mit Sturm zu nehmen. Der Sturm gelang trotz der heftigsten Gegenwehr, an welcher sich auch Bürger der Stadt betheiligten. In den Straßen wurde gefochten, ein Theil der Stadt in Brand gesteckt, jeder Gräuel des Krieges verübt, geplündert und gemordet. Wilhelm, in einer der Hauptstraßen von den Seinen abgeschnitten, im Begriff, sich durchzuhauen, hatte das Unglück, daß sein Pferd, von mehreren Kugeln getroffen, unter ihm niederstürzte. Gleichwohl gelang es ihm, im Gewirr in eine Seitenstraße zu entkommen.

Das Pistol in der Linken, den blutgefärbten Säbel in der Rechten, stürzte er auf ein ansehnliches, am Ende der Gasse gelegenes Haus zu, um Schutz gegen Tod oder Gefangenschaft darin zu finden. Die Fensterläden und die Hausthür waren verschlossen. Mit den heftigsten widerholt geführten Schlägen gegen die Thür begehrte er Einlaß. Vergebens, es regte sich Niemand; aber näher wälzte sich das Getümmel seiner Verfolger. Da setzte er die Mündung des Pistols auf das ausgeweitete Schlüsselloch der Hausthür und drückte los. O Gott! schrie es von innen, und die Thür flog auf. Da lag ein Greis in Silberhaaren, dem seine Kugel ins Herz gegangen war, grade als er öffnen wollte, rückwärts in den Armen seines Sohnes und röchelte das Leben aus. Wilhelm warf die Thür hinter sich zu, half dem schreckenbleichen Sohne den Sterbenden in die Stube tragen, half ihm alle Mittel anwenden, die rathsam schienen, doch ein Hülfsmittel gab's nicht mehr. Und jetzt ward er Zeuge eines unsäglichen Jammers, als die bejahrte Gattin und die erwachsenen Kinder des Entseelten aus ihren Schlupfwinkeln hervorkamen und sahen, was sich begeben hatte. Wie gern würde er sein Leben, welches er wahrscheinlich mit dem Leben des Greises erkauft hatte, hingegeben haben, hätte er das Geschehene ungeschehen machen können! Welch ein Weh hatte sein Ungestüm in den friedlichen Kreis einer harmlosen Familie gebracht! Doch kein Vorwurf wurde gegen ihn laut, kein Wort der Anklage an ihn gerichtet. Ja, mit rührender Schonung wurde es ein unheilvoller Zufall, eine schreckliche Fügung des Himmels genannt, was seine Uebereilung verbrochen hatte. Er fühlte nicht den Schmerz der Wunden, deren er selbst mehrere empfangen hatte, hörte nicht, wie das Kampfgetümmel

weiter tobte, sah nicht, wie die Straße mit Franzosen sich füllte: sein Inneres war durch und durch zerrissen. Bis in die Nacht blieb er unter den Trauernden, als hätte ihm der Anblick ihres Schmerzes zur Buße dienen sollen. Aber wie unbewußt bildete sich nach und nach in seiner Seele der Gedanke aus und ward ihm unumstößliche Ueberzeugung, daß fortan sein Arm zur Waffenführung nicht mehr tauge, daß überhaupt seine ganze Person für die blutigen Thaten, wie sie jetzt vom Nachbarn gegen den Nachbarn, vom Bruder gegen den Bruder gefordert wurden, nicht geschaffen sei. Sein Entschluß stand fest, mit dem heutigen Tage dem Kriegshandwerk zu entsagen, und dazu bot ihm seine Verwundung, seine Verborgenheit und die Verwirrung des Tages eine nicht leicht wiederkehrende Gelegenheit. Die Familie selbst, deren Schwelle er als Unheilbringer betreten hatte, war ihm behülflich bei der Ausführung des Planes. Es handelte sich darum, daß er auf eine längere Zeit an einem möglichst verborgenen Orte eine Zuflucht fand. Die Nacht war finster und nach der Tagesbedrängniß noch Alles in chaotischem Gewoge. „Ihr schlagt Euch dem Flußthal entlang durch die Weinberge und Felder eine Stunde weit; dann eröffnet sich links nach Westen hin ein Seitenthal — das erste, welches Ihr trefft — von einem Bache durchrauscht. Dem Bache geht Ihr entgegen, auf seinem rechten Ufer bleibend, und wo nach halbstündigem Wege das Waldgebirg näher an den Bach herantritt, da findet Ihr, bevor Bach und Bergwand den Weg gänzlich verengen, hundert Schritte seitwärts in den Felsen die Eremitage. Dem Eremiten, Bruder Gelasius, bringt Ihr unseren Gruß; er wird Euch aufnehmen.“ So lautete die Unterweisung, welche Wilhelm von der Familie erhielt. Er brach auf und schleppte sich

fort; gegen Freund und Feind hatte er auf gleiche Weise nöthig auf der Hut zu sein. Doch gelang es ihm durch unsägliche Anstrengung, den beschwerlichen Weg zurückzulegen und die bezeichnete Stätte gegen Tagesanbruch zu finden. Seine Aufnahme war, wie ihm vorhergesagt wurde. Bruder Gelasius schenkte ihm Obdach, Verborgenheit und Pflege, welcher letzteren er vor Allem bedurfte, da ihn Gemüthsbewegung und Wunden aufs Krankenbett warfen. Er genas. Und nun begann er abermals eine neue Epoche seines Lebens, die mit einer früheren Aehnlichkeit hatte, jedoch auch wieder wesentlich von ihr verschieden war.

Als er nach seiner Genesung, es war ein heiterer Frühlingsmorgen, an der Hand seines Pflegers zum ersten Male das etwas dumpfe, ganz in den Felsen gehauene Gemach verließ, worin er bis jetzt sich befunden hatte, und durch die angebaute Wohnstube des Einsiedlers hinaus unter Gottes freien Himmel trat, wie wunderbar ergriff ihn da die Herrlichkeit der Natur an dieser traulichen, der Welt verborgenen Friedensstätte! Wie sog er ein den wonnigen Hauch der Lüfte! Wie entzückte ihn die lachende Ferne, wo die Morgensonne eine Reihe sanfter Rebenhügel vergoldete! Wie überraschte ihn das gewaltige Felsgebilde der Nähe, das die Menschenhand mit bewunderungswürdiger Kunst und Kühnheit zum Sitz der Andacht und abgeschiedensten Häuslichkeit umgeschaffen hatte! Dicht vor ihm über einen Raum, soweit die menschliche Stimme schallt, dehnte sich ein Rasengefild bis an den Bach, der von Westen nach Osten unter dunkeln Erlen, Weiden und Pappeln hinplätscherte und nach dieser Seite hin die Grenze des näheren Gebietes darstellte; zu seiner Linken lag der Garten, reich an Obstbäumen, reich an duftigen Gräsern und Blumen;

zu seiner Rechten die terrassenartige Abdachung des Berges, der, am Bach beginnend, rasch aufstieg bis zur schwindelnden Höhe und ihm im Rücken jene Felswand bildete, deren Höhlen und Wölbungen zur Errichtung von Altar und Heerd aufgefordert hatten, dann hoch über dem Garten sich hinzog bis dicht wieder an den Bach, welcher letztere so die Sehne dieses die Einsiedelei umfassenden Gebirgbogens bildete.

Die Felsen, aus röthlichem Sandstein, waren auf ihren Scheiteln überhangen mit Buchen- und Eichengebüsch, das sich über ihnen weiter in die Höhe zog und verlor in undurchdringliche Wildniß, während gegenüber jenseit des Baches, die anmuthigste Flur, Saatfeld an Saatfeld, bis an den Fuß der Rebenhügel sich hindehnte. Und über Alles war eine Ruhe, ein Friede, ein Zauber der Einsamkeit verbreitet, als bestände gar kein Zusammenhang zwischen hier und der Welt, welcher Wilhelm entronnen war. In seinem Innersten fühlte er sich erquickt, gestärkt und beruhigt; das Brüten über den Schreckensscenen des Krieges — hier wich es sanfteren Empfindungen; der sterbende Greis mit dem Silberhaar — hier schien er aufzuhören, ihn zu ängstigen. Bruder Gelasius, im Widerspruch mit dem Wesen eines Anachoreten freundlich und redselig, führte ihn umher in seinem stillen Bereich und zeigte ihm die äußeren Anlagen wie die Seltsamkeiten in den inneren Einrichtungen mit großem Wohlgefallen an der Verwunderung, welche Wilhelm darüber äußerte.

Die Einsiedler-Klause am Fuß des Schemel, eines ansehnlichen Waldgebirges, das an seiner jäh abfallenden Nordseite von einer Reihe nackter Sandsteinwände getragen war, deren Fuß der Sulmenbach bespülte, befand sich

in den Tagen, von welchen wir reden, im Ganzen noch in einem wohlerhaltenen Zustande, obgleich die Spuren ihres Verfalles, dessen rascher Fortschritt heute nur noch einige Ueberreste von ihr schauen läßt, auch damals schon hier und da sichtbar waren. Die Wohnung, aus Küche und mehreren Gemächern bestehend, war kunstreich in den Felsen gehauen, jedoch durch einen kleinen Anbau, an den der Garten stieß, erweitert. Zur Linken neben der Wohnung befand sich die Capelle oder Kirche, wie sie genannt wurde, von weit größerem Umfang, ganz in die Felswand gehöhlt, mit Altar, Stühlen und Zierathen, wozu außer dem Bildwerk auf den Grabsteinen auch mehrere werthvolle Oelgemälde gehörten. Auswärts über der Kirche bildete ein mit Brüstung und Baldachin versehener Steinvorsprung eine Kanzel, welche durch die seitwärts eingehauene Treppe zugänglich war und bei festlichen Gelegenheiten, wenn das Volk sich auf dem Rasenplatz versammelte, benutzt wurde. Ueber der Kanzel, beträchtlich höher als sie, in einer Felsennische schwebte die Glocke, und über Allem in außerordentlicher Höhe, wo die Spitze der pyramidalisch auslaufenden Felswand vom Waldgebüsch umgränzt war, sah, in großem Maßstab auf hellgelben Grund gemalt, das Bild des Gekreuzigten herab und glänzte weithin über Bach und Flur, als Kenn- und Wahrzeichen der Gegend überall her vom Wanderer zu schauen.

Der Ursprung der Klause und aller ihrer mit eben so viel Kraft- als Kostenaufwand mitunter auf's sinnreichste hergestellten Einrichtungen verlor sich in das Dunkel der Vorzeit. Die Eremiten lebten nach der Regel des heiligen Augustinus, die aber schon vom Bruder Gelasius nicht mehr in ihrer ganzen Strenge beobachtet wurde. Ihren Unter-

halt bezogen sie aus dem Ertrag des Gartens, dem alljährigen Terminiren auf den Dörfern umher und den am Orte selbst gespendeten Opfern, die am reichlichsten flossen, wenn am Tage des heiligen Florian um die Kirschenzeit die Landleute aus der ganzen Umgegend sich hier festlich versammelten. Von den Stürmen des Krieges war dieses Asyl bis dahin verschont geblieben.

Wilhelm hatte dem Eremiten, was sich seit seiner Kindheit mit ihm begeben, erzählt. Sein Vorhaben, zu dem Beruf, für den er ursprünglich bestimmt war, zurückzukehren, und an diesem Orte sein Schicksal mit dem des Bruders Gelasius zu vereinigen, wurde von dem letzteren um so bereitwilliger unterstützt, als er bei seinem vorgerückten Alter schon lange daran gedacht hatte, sich nach einem Gehülfen und Begleiter umzusehen. Und nach kurzer Zeit hatte das Landvolk sich daran gewöhnt, auf der Einsiedelei statt eines zwei Männer zu finden, die den frommen Uebungen oblagen, im Garten den Spaten führten und den Umgang durch die Dörfer hielten. Jedoch dieser Bund sollte nicht von langer Dauer sein, ein plötzlicher Unfall lös'te ihn nach wenigen Monaten.

Wollte man nämlich nach der Einsiedelei bachabwärts, von Westen her, so gab es zwei Wege, beide schmale Fußpfade und gleich beschwerlich; der eine führte eine lange Strecke hin zwischen dem Bach und den aufragenden Felsen auf Geröll und an verfallenen Steinbrüchen vorüber, dem Fuß oft nur einen einzigen schmalen Tritt gewährend; der andere, oben auf dem Rande der Felswand, glatt, abschüssig und in schwindelerregender Höhe, ja, zuweilen einen Sprung erfordernd, dessen Mißlingen das Leben kosten konnte. Den letzteren schlug Bruder Gelasius ein, als er an einem

dunkeln Abend von Odenheim her den Bach herabkam. Odenheim, woselbst er sich, wie es hieß, bei einem Glase Wein etwas länger, als er sollte, aufgehalten hatte, lag eine starke halbe Stunde von der Einsiedelei entfernt. An einer der gefährlichsten Stellen mochte er ausgeglitten sein; am anderen Morgen wurde er zerschmettert am Fuße jener Felswand, die noch heute zur Erinnerung daran unter einem eingehauenen Kreuz die Jahreszahl 1795 trägt, als Leiche gefunden. Wie von selbst gestaltete sich's nun bei der damaligen Verworrenheit der Zeitverhältnisse, daß Bruder Wilhelm als der rechtmäßige Erbe und Nachfolger des verunglückten Bruder Gelasius angesehen wurde, von der Regierung der Republik wie auf einem verlorenen Posten nicht beachtet, später geduldet.

Längst war Bruder Wilhelm in der Gegend heimisch und mit den Pflichten seines Standes, zu deren Erfüllung er nie ein Gelübde abgelegt hatte, vertraut geworden, als ein an sich geringfügiger Vorfall durch seine Folgen in sein Klausnerleben eigenthümlich eingriff.

Auf einer Wanderung von Odenheim her gegen Sonnenuntergang an der Stelle angekommen, wo der Bach seine Richtung nach den Felswänden nimmt, hatte er sich im Erlengebüsch zu kurzer Rast niedergelassen und alsbald bemerkt, wie in einiger Entfernung zwei wohlgekleidete Kinder, ein Mädchen von etwa sieben Jahren und ein Knabe, der fünf zählen mochte, harmlos an dem Bache spielten.

Da ist eine Brücke über den Bach, Joseph, sagte das Mädchen, indem es auf eine umgestürzte, quer über das Wasser reichende Pappel deutete, laß uns hinüber gehen!

Gehe du zuerst, Fränzchen, dann komme ich auch, sagte der Knabe.

Gesagt, gethan. Es gelang beiden, auf diese Weise glücklich über den Bach zu kommen. Doch der Uebergang hatte zu viel Reiz; sie versuchten ihn zurück und wieder vorwärts und wieder zurück; sie schaukelten sich, und Fränzchen fiel in den Bach, der hier tief genug war, das Leben eines Kindes in Gefahr zu bringen. Joseph schrie aus Leibeskräften nach Hülfe. Bruder Wilhelm war zur Hand und zog die Gefährdete aus dem Wasser. Die Kinder waren ihm bekannt. Sie gehörten dem pensionirten Capitän, der sich vor Kurzem in Odenheim niedergelassen hatte. Auf seine Frage: Wie durftet Ihr Euch allein so weit von Haus entfernen? erhielt er von Joseph zur Antwort; Fränzchen wollte immer weiter dem Bache nachgehen, und da bin ich mit ihm gegangen. Fränzchen aber war völlig durchnäßt und vor Frost zitternd, denn der Abend war kalt geworden. Bruder Wilhelm sah ein, daß es nicht rathsam war, sie heute noch nach dem entfernten Odenheim zu bringen. Er nahm daher Fränzchen auf den Arm, seinen weiten Rock warm um sie schlagend, den Knaben an die Hand und schritt mit ihnen rüstig durch den Engpaß nach der nahen Einsiedelei.

Das war jetzt keine kleine Aufgabe für den Einsiedler, die Kinder zu versorgen und besonders Fränzchen, die der Lampenschein der Klause sehr angegriffen, bleich und fieberhaft erscheinen ließ, die erforderliche Pflege angedeihen zu lassen. Er suchte sich aufs beste zu helfen. Joseph wurde schnell mit Nüssen, Aepfeln und Heiligenbildern beschäftigt. Für Fränzchen machte er sein eigenes Bett zurecht, befreite sie schleunigst von den nassen Kleidern und hüllte sie tief

in die Decken des sonst harten, aber jetzt mit den weichsten Stoffen seines Haushaltes zugerüsteteten Lagers. Bald loderte die Flamme auf dem Heerd unter einem mit Wein und Zucker gefüllten Kessel. Fränzchen erhielt zwei Tassen des heißen Getränkes, wurde durch und durch erwärmt und sank in festen Schlaf. Auch der Knabe erlag bald der Müdigkeit, nachdem er auf einem Bündel Stroh neben Fränzchens Bett ein genügendes Lager erhalten hatte.

Als so der junge Klausner — Wilhelm zählte erst vierundzwanzig Jahre — nun seine Pfleglinge wohl versorgt wußte, als er sich durch den sanften Schlummer der Patientin wie durch die Wiederkehr ihrer Gesichtsfarbe von dem guten Erfolg seiner Anordnungen mit väterlicher Sorgfalt wiederholt überzeugt hatte, als das friedliche Athmen der schlummernden Kinder sein sonst todtenstilles Gemach so traulich belebte — da wollte es ihn bedünken, als hätte ein Engel, der milde Schutzengel der Jugend, der ihn im rechten Augenblicke an den Bach geführt hatte, mit den Kindern seine Wohnung betreten und ihn selbst mit dem Schwung seiner Fittiche berührt, die er über sie ausgebreitet hielt. Er fühlte sich ergriffen von jenem süßen geheimnißvollen Zauber, der die Stätte umhaucht, wo unschuldvolle Kinderherzen schlagen, und unvermerkt auch den erwachsenen Menschen, wie einen Flüchtling in die Heimat, in seinen traulichen Bereich zieht; die liebsten, ältesten Erinnerungen aus seiner eigenen Kindheit tauchten in ihm auf, und sein Herz schwoll von Sehnsucht und Heimweh, einem Heimweh, wie er es tiefer noch nicht empfunden hatte.

Den Gedanken, jetzt nach Odenheim zu gehen, um die jedenfalls höchst beunruhigten Eltern von dem Aufenthalt der Kinder in Kenntniß zu setzen, mußte er natürlich

zurückweisen; denn wie durfte er die Hülflosen, in dieser Lage, an diesem Orte eingeschlossen, halb unter der Erde, allein lassen? Er stellte die Lampe zurecht, schürte das Feuer auf dem Heerde, um welchen er Fränzchens Kleider, Stück für Stück, zum Trocknen aufgehängt hatte, und begab sich in das tiefere Felsengemach zur Ruhe, welches er, so lange noch Bruder Gelasius mit ihm zusammen war, bewohnt hatte.

Lange blieb der Schlaf ihm fern; Gedanken drängten sich auf Gedanken, Bilder auf Bilder der reizendsten Anmuth kamen und schwanden, bis sie ihn endlich mitnahmen in ihr phantastisches Reich. — Da wurde er plötzlich durch ein heftiges Pochen an der Außenthür der Wohnung aus den Träumen aufgeschreckt. Die Sorge für seine Schützlinge und deren ungestörte Ruhe riß ihn mit doppelter Schnelligkeit vom Lager. Leise an ihnen vorüber eilte er nach der Pforte. Da war ein Bote von Odenheim, ausgeschickt von dem Capitan, um nach den verschwundenen Kindern zu forschen. Mit mehreren zu gleichem Zweck Ausgesandten, bei Einbruch der Nacht von Odenheim abgegangen, hatte er bis jetzt vergebens gesucht nnd wollte fragen, ob Bruder Wilhelm nichts von ihnen wahrgenommen habe. — Leise, leise! gab ihm dieser zur Antwort; hier liegen sie in süßester Ruhe! Der Mann trat ein und überzeugte sich. Keins der Kinder war durch den Lärm aufgewacht. Fast ohne Bruder Wilhelm's Erzählung, wie sie hieher gekommen, vollständig auszuhören, eilte er wieder von dannen, um den bekümmerten Eltern die tröstliche Nachricht auf's schleunigste zu überbringen.

Am anderen Morgen hielt eine Equipage so nahe an der Einsiedelei, als es die Beschaffenheit der Wege zuließ.

Der Capitän und seine Frau waren selbst gekommen, die Kinder abzuholen. Joseph lief den Eltern in lustigen Sprüngen und mit dem unbefangensten Gewissen entgegen, die Geschenke preisend, die er vom Bruder Wilhelm empfangen hatte. Fränzchen aber, obgleich sie sich völlig wieder erholt hatte, kam langsam und blieb verschämt hinter dem Knaben zurück. Daß sie die Verführerin gewesen war, daß sie den Eltern die Angst bereitet, ja, das Gefühl ihres Unfalles selbst und ihrer daraus folgenden seltsamen Lage, in welcher sie sich auch gegen Bruder Wilhelm fortwährend beklommen und sehr schüchtern benommen hatte, drückte sie mehr, als die begründete Furcht vor einer Strafe. Erst als die Eltern ihr verziehen und ihr liebliches Gesichtchen frei von Thränen wurde, lief sie zu Bruder Wilhelm, faßte ihn bei der Hand und sagte mit der kindlichsten Herzlichkeit: Nun mußt du aber auch recht oft zu uns nach Odenheim kommen! Die Eltern bestätigten diese Bitte mit den wärmsten Dankbezeugungen, und nach wenigen Minuten war es auf der Klause wieder so einsam, wie früher.

Durch dieses Spiel des launenhaften Zufalls kam Wilhelm allmählich zur Menschenwelt in eine Beziehung, die ihm bis dahin völlig fremd geblieben war. Das Haus des Capitäns stand ihm zu jeder Zeit gastlich offen, sein Interesse an dessen Bewohnern steigerte sich, und die Freundschaft der Kinder reichte als heller Blüthenzweig hinein in den Schatten seiner Einsamkeit. Die Familie war noch nicht lange in die Gegend eingezogen. Der Capitän, früher ein renommirter Haudegen der fränkischen Republick, hatte aus Ursachen, die nicht bekannt geworden, seinen Abschied genommen, sodann nach seiner Verheirathung mit einer reichen Erbin vom Niederrhein in dem reizend gelegenen Odenheim,

wo er später die Stelle des Maire erhielt, sich angekauft. Sein Haus verlieh dem Dorfe einen gewissen Glanz, er und seine Gattin liebten den Luxus, beide waren äußerst gutmüthig, gastfrei, verschwenderisch. Ihre Kinder, vier an der Zahl, wovon zwei jünger, als Fränzchen und Joseph, liebten sie über die Maßen, ohne sich jedoch durch allzugroße Sorgen für deren Erziehung beunruhigen zu lassen. Ein junger Mensch ertheilte ihnen in den Nebenstunden nothdürftigen Unterricht, da er die meiste Zeit als Secretär verwandt wurde. Auf diese Weise großentheils sich selbst und ihrem guten Stern überlassen, schweiften sie umher mit den Kindern des Dorfes und hielten sich schadlos durch den ungestörten Vollgenuß des Landlebens.

So oft Bruder Wilhelm die Schwelle des Hauses betrat, wurde er von Fränzchen und Joseph mit Jubel empfangen. Auch kamen diese in Begleitung der Eltern oder eines Dieners häufig nach der Eremitage. Wilhelm verschönerte seinen Aufenthalt durch neue Anlagen, er grub und pflanzte in seinem Garten, als wären ihm neue Pflichten aus seiner neuen Bekanntschaft erwachsen. Oft wanderte er nach Odenheim, auch ohne des Capitäins Haus zu besuchen; denn wurden die Kinder seiner irgendwo ansichtig, so waren sie um ihn und begleiteten ihn zurück bis zum Anfang der Felsen am Fuß des Schemel. Wie oft begegnete man auf dieser anmuthigen Strecke den beiden Kindern mit dem Einsiedler! Wie treuinnig zogen sie weiter zwischen den Erlen und Weiden des Sulmenbachs, der damals noch in malerischen Krümmungen unter schattenreichem Gebüsch weiter rauschte, während er heute gestreckt und stumm zwischen kahlen Ufern hinschießt!

Doch wie Alles ging auch diese Idylle vorüber. Die

Kinder wuchsen heran; Joseph kam auf die Secundärschule der benachbarten Stadt, Fränzchen, um weiter ausgebildet zu werden, zu einer im Gebirg etwa eine Tagereise entfernt wohnenden Tante. Fränzchen kehrte nach Jahr und Tag zurück als reizend erblühte Jungfrau. Bruder Wilhelm aber verkehrte nicht mehr mit ihr, denn — er liebte sie; liebte sie, nicht wie der Vater das Kind, der Gespiele die Gespielin, liebte sie mit der Gluth jener Leidenschaft, die, je reiner, desto tiefer, je verborgener, desto mächtiger, dem Herzen seinen Frieden raubt und im anderen Selbst das eigene Selbst verloren gehen läßt. Es war über ihn gekommen mit der Macht eines schwellenden Stromes, der allmählich, aber sicher steigt bis zu der Höhe, daß eine Flucht nicht mehr möglich ist. Gleichwohl behauptete er seinen wie auch unhaltbaren Standpunkt in der Weise eines Mannes, der, im Ertragen und Entsagen geübt, keine Bewegung, keinen Schritt sich gestattet, welcher ihn aus mißlicher Lage in noch mißlichere stürzen könnte. Sein Ideal in unerreichbarer Ferne, seinen Schmerz tief in der Brust, brach er mit der Welt und schloß sich ab in ein in sich gekehrtes träumerisches Dasein. Daß Fränzchen ihn nicht wieder lieben durfte, machte ihm wenig Gedanken, daß sie ihn nicht wieder lieben konnte, ihn, den Klausner, den Mann in der Kutte mit der Bettlerdemuth, das bohrte ihm im Inneren, das gab ihm einen Widerwillen vor sich selbst in ihrer Nähe, gab ihm die Kraft und Ausdauer, sich ihrem Anblicke fast gänzlich zu entziehen.

Eines Abends in später Dämmerung kam er an dem Garten des Capitäns vorüber. Der Garten, von uralten mächtigen Ulmen umgeben, wie damals noch der größte Theil des Dorfes, erstreckte sich vom Wohnhause bis fast

an den Bach; eine Gartenthür befand sich an dieser Seite; in ihr stand Fränzchen. Mit einem Gruß wollte er vorüber gehen. Sie rief ihn zu sich.

Was habt Ihr, Bruder Wilhelm? fragte sie, die Hand ihm reichend, in theilnehmendem, vorwurfsvollem Tone; was habt Ihr denn, daß Ihr uns wie Feinde meidet? Eine Kränkung hat Euch ja Niemand zugefügt, wie Ihr selbst schon sagtet; unpäßlich wart Ihr auch nicht, wie ich durch Andere hörte. Wollt Ihr uns denn so ganz vergessen? Ihr wißt gar nicht, wie weh das mir thut; Ihr wißt gar nicht, wie ich von Herzen Euch lieb habe!

Wilhelm antwortete mit einigen nichtssagenden Ausflüchten, die äußere Fassung völlig behauptend, obgleich er bei den letzten ihrer Worte innerlich zusammenfuhr.

Sprecht doch, fuhr sie fort, was Euch wiederfahren ist; sprecht doch wieder, wie sonst, und laßt mich nicht vergebens so fragen und bitten!

Aber wie sollte er, was sollte er sprechen? Er machte einige Entschuldigungen und wandte sich von ihr ab, um zu gehen. Da faßte sie nochmals seine Hand; ich lasse Euch so nicht fort! sagte sie in einem Ton voll Theilnahme und Innigkeit, daß es in Wilhelm plötzlich aufflammte, als wäre ein zündender Strahl durch seine Brust gefahren. Morgen Abend, sagte er, sich losreißend, wie nach überwundenem Kampf, morgen Abend, etwas später als heute bin ich wieder hier; dann will ich Rede stehen! und verschwand im Dunkel mit diesen Worten.

Am anderen Abend stand Fränzchen um die bestimmte Zeit in der Gartenthür. Da kommt er, dachte sie, als sie nach längerem Warten aus den Erlenbüschen vom Bach herauf eine Gestalt sich bewegen sah. Doch nein, er ist es

nicht; es ist ein Mann von schlankerem Wuchs und festerem Gang, als Bruder Wilhelm — er trägt Uniform — schreitet aber gerade auf sie zu — sie weicht zurück — er tritt in die Thür — Wer ist da? fragt sie zitternd.

Wilhelm Fürstenwald! erhält sie zur Antwort.

Es ist die Stimme Bruder Wilhelm's, aber diese Kleidung?

Was wollt Ihr? fragte sie zweifelnd und mit klopfendem Herzen.

Ihnen Rede stehen auf Ihre Fragen von gestern.

Ueberraschung und Staunen, Scheu und Verlegenheit durchbebten Fränzchen's Herz im raschesten Wechsel. Der ganze Mann, wie er vor ihr stand, von Kopf bis zu Fuß, dünkte ihr fremd. Nur die Stimme, jenes unverkennbarste, unnachahmlichste Merkmal menschlicher Persönlichkeit, belebte ihr Vertrauen und hielt sie ab von schleunigster Flucht. Daß sie ihm entfremdet, daß sie zaghaft ihm gegenüber stehen werde, hatte Wilhelm erwartet, ja fast gewünscht. — Er erzählte ihr die Geschichte seiner Jugend und wie er Soldat und wie er Einsiedler geworden war. Sie forderten Wahrheit von mir, sprach er dann weiter; die ganze Wahrheit kann ich nur in diesem Kleide geben; aus der Kiste, wo es Jahre lang verborgen lag, holte ich es hervor, um in ihm Hülfe zu gewinnen, das zu sagen, was ich sonst zu sagen nicht im Stande bin, was auch so noch aus dem Herzen sich nicht losreißen will, weil es nur da geborgen ist vor Verkennung — vor . . . . Er stockte, faßte sich, stockte wieder. Fränzchen verstand ihn nicht und — verstand ihn. Die Glocke der Mitternacht schlug; sie trennten sich ohne Abschied. In drei Tagen, sagte Wilhelm im Gehen, komme ich wieder.

Den Psychologen überlassen wir es, nachzuweisen, wie in Fränzchen's reiner Seele die kindliche Neigung zu Bruder Wilhelm sich in brennende Liebe zum Sergeanten Fürstenwald verwandeln konnte, da wir uns darauf beschränken, nur Thatsachen zu berichten. Thatsache aber war es, daß von nun an zur Nachtzeit an der Gartenpforte unter den Ulmen von Odenheim das Geflüster der Liebe mit dem Lispeln der Zweige und dem Rauschen des Baches sich mischte. Sein Kleidertausch begünstigte für Wilhelm, die in dem elterlichen Hause Fränzchen's herrschende Sorglosigkeit und Unordnung begünstigte für Fränzchen den Verkehr, der Anfangs seinen Zweck in sich selbst suchte und fand, bald aber weiter greifende Entschlüsse zur Reife brachte.

3.

Als Bruder Wilhelm an jenem Abend, an welchem er in dem Backhause von Odenheim durch seine Unerschrockenheit Gegenstand der Bewunderung geworden war, Backhaus und Dorf im Rücken hatte, schritt er auf den kürzesten Pfaden und trotz der Dunkelheit in hastigster Eile nach der Eremitage zu. Quälende Sorgen beflügelten seine Schritte. Ueber zwei Dinge waren ihm durch die Unterhaltung mit den Dorfbewohnern die Augen aufgegangen, erstlich darüber, daß seine Sergeanten-Rolle ihrem Ende nahe war, da die Fortsetzung bei der allgemein rege gewordenen Aufmerksamkeit eine Entdeckung befürchten ließ, und zweitens darüber, daß Schneckhäuser wirklich die Dreistigkeit hatte, Fränzchen einen Heiraths-Antrag zu machen, wodurch die Stellung der letzteren eine äußerst schwierige

werden mußte. Obgleich ihm keine dieser Hemmungen unerwartet kam, so war er doch für keine derselben gerüstet. Sein Einverständniß mit Fränzchen war noch in der ersten wonnereichen Blüthe, und wenn auch seitdem all sein Dichten und Trachten sich nur auf sie und sein Verhältniß zu ihr bezog, so stand doch dieses Verhältniß so im Widerspruch mit der ganzen übrigen Beschaffenheit der Dinge, so außer allem Zusammenhang mit der sonstigen Welt, daß der Gedanke an ein Ziel außer den Gränzen der heimlichen Stätte an der Gartenpforte unter den Ulmen für beide Liebende etwas Erschreckendes hatte und wie geflissentlich von ihnen gemieden wurde. Jetzt aber schien dies anders werden zu sollen. In einer Unterredung mit Fränzchen mußten noch heute diese Bedrängnisse sich Luft machen. Seit mehreren Tagen hatte er sie nicht mehr gesprochen. Als er daher in seiner Klause angekommen war, nahm er sich dort nur so viel Zeit, um seine Kleider umzutauschen; dann machte er eilends den Weg zurück und langte noch zur gewöhnlichen Zeit unter den Ulmen an, wo Fränzchen seiner harrte. Aber heute hatte die Schutzgöttin der Liebe von ihren Günstlingen das Antlitz abgewandt; ein Verräther lauschte in der Nähe; Schneckhäuser war verborgener Zeuge der Zusammenkunft.

Jean Schneckhäuser, der um jene Zeit, als Fränzchen sich bei ihrer Tante befand, in dem Hause des Capitäns aufgenommen wurde mit der doppelten Aufgabe, den Capitän in den Bureau-Geschäften zu unterstützen und dessen jüngere Kinder im Französischen zu unterrichten, war von niederer Herkunft, in einem mehrere Meilen von Odenheim gelegenen Städtchen gebürtig. Seinem Vater, einem Steinmetzen, hatte er, zu gleichem Beruf bestimmt, als Knabe

bei der Arbeit in den Steinbrüchen geholfen. Bei einer durch Pulver bewerkstelligten Felsensprengung wurde ihm die linke Hand gelähmt. Hierdurch untauglich für das Handwerk, aber frei vom Militärdienst, war er vom Brecheisen zur Feder übergegangen. Seine Bildung beschränkte sich auf Geläufigkeit in der französischen Sprache und einige Verwaltungs-Kenntnisse, die er sich in seinem Geburtsorte bei einem Beamten der Republick erworben hatte. Jedoch besaß er viel angeborenes Talent und einen gewaltigen Ehrgeiz. Die Schattenseiten des glänzenden Hauses, dem er jetzt angehörte, hatte er bald weg; die Einseitigkeit des Capitäns, die Schwächen von dessen liebenswürdiger, gutmüthiger, aber geistig etwas beschränkter Gemahlin wußte er aufs beste zu seinem Vortheil zu benutzen. Der Capitän, einst ein grimmer Soldat, jetzt ein vortrefflicher Gesellschafter, aber schlechter Arbeiter und geschworener Feind von allem, was Kopfbrechens machte, hatte in Schneckhäuser, der mit scheinbarer Anspruchslosigkeit allmählich die ganze Last der Mairiegeschäfte auf sich nahm, den rechten Gehülfen gefunden. Madame Barbelstein war entzückt über die Aufmerksamkeit und niedliche Art und Weise, womit der Secretär den Kindern beibrachte, ihr auf Französisch eine Blume zu überreichen oder zum Namenstage zu gratuliren. Bei Fränzchen's Heimkehr hatte Schneckhäuser in ihrem elterlichen Hause bereits großen Einfluß und Ansehen gewonnen. Mit ihrem Erscheinen aber eröffnete sich ein neues, weites Feld für seine Entwürfe und seine Thätigkeit.

Fränzchen einmal die Seine nennen zu können, war von nun an das Ziel, auf welches er, so fern es auch schien, mit unerschütterlichem Muthe lossteuerte. Sein Ehr-

geiz nahm unter den Triebfedern hierbei nicht mehr den ersten Rang ein; er liebte Fränzchen nicht um ihrer äußeren Verhältnisse willen, er liebte sie rein und innig. Aber gerade hier, wo doch seine Beweggründe besser waren, als sonst, ließen ihn Glück und Talent im Stich. Die sonderbare, mächtige Scheidewand, die zwischen ihm und ihr von Anfang an bestand, wollte nicht weichen, wie er es auch anfing. Er konnte den Muth nicht finden, ihr jemals mehr als ein gewöhnliches Wort der Höflichkeit zu sagen; alle seine Versuche, sich ihr zu nähern, scheiterten an der Scheu und Blödigkeit, die der sonst so zuversichtlich auftretende Mairieschreiber ihr gegenüber nicht zu überwinden vermochte, obgleich sie ihrerseits ihm doch nie anders, als freundlich begegnet war.

Freilich hatte auch die Tochter des Capitäns Barbelstein eine Persönlichkeit, die Männern von größeren Ansprüchen, als Schneckhäuser sie machen konnte, Scheu und Zurückhaltung einzuflößen im Stande war. Wie ihr Aeußeres durch die Gunst der Natur zu überraschender Schönheit sich entfaltet hatte, so war auch ihr Inneres wie von selbst zu einem Grade weiblicher Vollkommenheit erblüht, wie ihn keine Kunst oder Erziehung zu geben vermag. Nicht durch das, was sie that, sondern durch das, was sie war, verbreitete sie jenen Zauber um sich, der als Wirkung der schönsten Weiblichkeit unendlich anzog, aber auch die höchste Achtung gebot und sie über die Sphäre des Gewöhnlichen emporhob. Die Bewohner von Odenheim, mit denen sie jetzt weniger als früher, aber stets liebevoll verkehrte, betrachteten sie fast in dem Nimbus eines höheren Wesens. Den Armen milderte sie die Noth, den Kranken des Dorfes brachte sie mit mehr als gewöhn=

licher Geschicklichkeit oft persönlich Rath und Hülfe, und wo Fränzchen durch die Flur ging, die anmuthreiche Gestalt in dem weißen Kleide — sie trug nie ein anderes — mit den kurzen Aermeln nach der Mode der Zeit und der kurzen Taille, die dunkelbraunen Locken à la Titus, den Kindern gleich meist ohne Bedeckung — wo sie da den Landleuten mit heiterem Gruße zuwinkte, da war es ihnen, als schwebe ein freundlicher Engel vorüber. Aber auch unter der vornehmen Welt der Umgegend weit und breit ward viel geredet von der seltenen Blume im Thal des Sulmenbaches.

Als Schneckhäuser durch die warme Verwendung seines Gönners, des Capitäns, der seines Amtes völlig überdrüssig geworden war, die Aussicht erlangt hatte, Maire zu werden, als er sich dadurch zur Bedeutung eines Mannes gehoben fühlte, der in einer Zeit wie der damaligen eine glänzende Laufbahn vor sich sah, so glaubte er, der Zeitpunkt sei gekommen, mit Hülfe der Eltern zum Herzen der Tochter zu gelangen. Er hielt bei ihnen um Fränzchen's Hand an. Er wurde zurückgewiesen, jedoch nicht mit Härte und, wie er sich schmeichelte, nicht ohne die Aussicht, später noch einmal nachfragen zu dürfen. So blieb er Fränzchen gegenüber in der bisherigen Lage; Fränzchen aber hatte Gründe, die wir später werden kennen lernen, in seiner Bewerbung wirkliche Gefahr für ihre Freiheit zu erblicken.

Schneckhäuser hatte an dem Abend im Backhause aus den Gesprächen der Bauern über den wandelnden Sergeanten ebenfalls das Seine entnommen. So sehr er damals den Ungläubigen spielte, so hatten ihn doch die Uebereinstimmung der Aussagen und besonders die Ver-

sicherungen des besonnenen, ehrlichen Feldschützen zu der Ueberzeugung gebracht, daß der Erscheinung etwas mehr als bloße Faselei zu Grunde läge; ja, das regelmäßige Verschwinden derselben unter den Ulmen brachte ihn sogar auf den Gedanken, sie müsse in einer Beziehung zu dem Hause des Capitäns stehen. Das ließ ihm keine Ruhe und er beschloß, seinerseits nichts zu unterlassen, um der Sache auf den Grund zu kommen. Was verschlug es, einige Mal ein paar Stunden der Nacht zu opfern und verborgen in einem Versteck, wozu der unter den Ulmen an der Außenseite der Gartenmauer befindliche dichte Holunderbusch vortrefflich sich eignete, Beobachtungen anzustellen? Der erste Versuch dieser Art wurde in der Nacht, die auf jene Abend-Unterhaltung folgte, unternommen. Er war durch seinen nicht geahnten Erfolg auch der letzte.

Aeußerst finster war die Nacht. Der Lauernde hatte schon die Geduld verloren und wollte den Schlupfwinkel verlassen. Da hörte er leise die Tritte, da schritt die hohe Gestalt des Sergeanten unter die Ulmen und dicht an ihm vorüber. Kalt überlief es ihn vom Kopf bis zur Zehe. Aber sieh, die Gartenthür öffnete sich, heraus trat Fränzchen unverkennbar, obgleich in grauem Gewande. Sie sank dem gespenstischen Krieger an die Brust, und der Säbel klirrte an seiner Seite.

Was ist das? ein Traum? ein Nebelbild? Nein, sie flüstern, sie schreiten auf und nieder — die Umrisse werden deutlicher — Fränzchen ist in Buhlschaft mit einem lichtscheuen Fremdling und täuscht die Welt und ihn und alle, die sie vergötterten! Was sie sprachen, konnte er nicht hören, die Gesichtszüge des Fremden konnte er nicht unterscheiden. Lange, lange dauerte die Unterredung; er störte

nicht, regte sich nicht, starr schaute er hin und hielt aus, wie der Märtyrer auf der Folter.

Die Liebenden trennten sich; Fränzchen verschwand durch die Gartenpforte, der Fremde nahm die Richtung nach dem Bache. Schneckhäuser hatte in seinem Verstecke Muße genug gehabt, zu überlegen, was er seinerseits zu thun habe. Es lag nicht in seinem Charakter, etwas halb zu thun oder eine Frucht, ehe sie reif war, abzupflücken. Außerdem besaß er zwar viel Keckheit, aber wenig Muth, gab Nebenpfaden gern den Vorzug vor dem Hauptwege. Wer ist der Fremde? Das war die erste Frage, worüber er vor Allem ins Klare kommen mußte. Er verließ den Schlupfwinkel, spähte nach allen Seiten und schlich leise dem Sergeanten nach, sich in so weiter Entfernung von ihm haltend, daß er von ihm nicht bemerkt werden konnte, während er ihn und seine Richtung fest im Auge behielt. Der Weg durch das Gebüsch den Bach entlang, begünstigte diese Verfolgung. Sein Entschluß war, von der Spur des Wildes nicht eher abzulassen, als bis er dessen Schlupfwinkel kenne, sollte auch der Tag darüber anbrechen. Schon befanden sie sich an der Stelle, wo der Bach den Fuß der Felsenwand bespült. Der Fremde schritt hinüber, Schneckhäuser blieb diesseits. So gelangten sie an die Eremitage. Da bog der Fremde vom Bache ab, schritt auf die Klause des Bruders Wilhelm los, öffnete, verschloß die Thüre schnell und sicher und war verschwunden. Also Bruder Wilhelm der Kuppler und Helfershelfer! war Schneckhäuser's erste Vermuthung. Er ging über den Bach und der Wohnung so nahe als rathsam, um von einem muthmaßlichen Zwiegespräch zwischen dem Klausner und seinem Gast etwas zu erlauschen; aber kein menschlicher Laut war drinnen ver-

nehmbar. So begab er sich auf den Rückweg. Und ein Gedanke dämmerte auf in seiner Seele, ein sonderbarer Gedanke, den er zurückwies, wieder faßte und wieder zurückwies. Nein, nein! sprach er mit sich selbst; es ist nicht möglich! der niedrige Lungerer, der Bettelmönch — und Fränzchen! — Aber ist die Gestalt nicht fast dieselbe? ist die Sicherheit und Schnelligkeit, womit er zwischen Bach und Felsen hinschritt, einem Andern möglich, als dem, der die Steine selbst gelegt hat? — Thorheit! Der Bettelmönch und Fränzchen! — Die Uniform! ist das nicht Vermummung? macht nicht den Mann das Kleid? — Genug, genug! das Kleid täuscht, das Kleid soll auch enttäuschen! — In dieser Weise trieb er's weiter, bis er Odenheim und seine Wohnung erreichte. Ein kecker Plan gestaltete sich in ihm; Licht mußte er haben.

Sobald der Tag anbrach, begab sich Schneckhäuser zur Wohnung des Feldschützen Reimann, rief ihn heraus und ertheilte ihm den Auftrag, sich ungesäumt nach der Flur in die Gegend der Einsiedelei zu begeben, genau darauf zu achten, was dort ein- oder ausging, und wenn Bruder Wilhelm selbst die Klause verließe, scharf zu sehen, nach welchem Dorfe er seine Richtung nähme, und sodann es ihm schleunigst zu berichten. Darauf verfügte er sich wieder in das Barbelsteinische Haus und arbeitete auf dem Bureau, als ob nichts vorgefallen wäre.

Auch für Fränzchen war der Rest der Nacht nach der Trennung von Wilhelm und der darauf folgende Tag voll Angst und Unruhe. Das Bittere, wovon die Süßigkeit einer geheimen Liebe so selten frei bleibt, empfand sie zum ersten Mal und so recht vollständig. Jene Sorgen waren es nicht, die in der Unterredung mit Wilhelm zur Sprache

kamen, was sie quälte; nein, eine ganze andere Unruhe verfolgte sie fast wie die Qual eines bösen Gewissens. Von dem Gartenhügel aus hatte sie, wie sie gewöhnlich zu thun pflegte, dem scheidenden Freunde so lange nachgeblickt, bis er völlig im Dunkel der Nacht verschwunden war. Da bemerkte sie, wie Einer unter den Ulmen hervorkam und jenem nachschlich. Wer es war, vermochte sie nicht zu bestimmen, aber Schneckhäuser konnte es sein. Das war genug, eine Schar von Möglichkeiten an einander zu reihen, die sie mit unsäglicher Angst erfüllten. Irgend welche Nachforschungen konnte sie nicht anstellen; Schneckhäuser pflegte oft spät heimzukommen und besaß einen Hausschlüssel. Ausgerüstet mit der ihrem Geschlecht in solchen Fällen eigenthümlichen Gabe, ihr Benehmen völlig zu beherrschen, gab sie sich scheinbar ganz der Besorgung der Geschäfte hin, die eine große Fete, welche, wie häufig, ihre Eltern den benachbarten Freunden gaben, für den morgenden Tag ihr auferlegte. Aber wie steigerte sich ihre Beklemmung, als die Frau des Feldschützen, die als Tagelöhnerin in der Wirthschaft zu helfen pflegte, am Nachmittag, ihr spätes Erscheinen zu entschuldigen, sagte, ihr Mann sei noch nicht aus dem Felde zurück; Herr Schneckenhäuser habe ihm heute in aller Frühe einen Auftrag gegeben; was für einen, wisse sie nicht; nur gehört habe sie, wie Herr Schneckenhäuser zu ihrem Manne sagte: Wenn Bruder Wilhelm die Einsiedel verläßt, bringt mir schleunigst Nachricht.

Bald darauf, es mochte Nachmittags drei Uhr sein, erschien in der That auch Reimann, begab sich nach dem Bureau zu Schneckhäuser, und der letztere verließ kurz darauf mit Stock und Hut das Haus. Hier sollte etwas

vorgehen auf der Einsiedelei in Wilhelm's Abwesenheit, dessen war sie überzeugt. Jetzt galt es, daß auch sie handle. Sie wußte, daß Bruder Wilhelm an diesem Nachmittag nach Langenheim habe gehen wollen, von wo er erst am späten Abend zurück zu kehren pflegte. Schnell hatte sie ein Briefchen fertig. Ich brauche Blumen zum morgenden Feste von der Eremitage; laufe nach Langenheim und gib dies dem Bruder Wilhelm; du findest ihn bei Küsters; aber laufe, du kriegst doppeltes Botengeld! sagte sie zu dem Knaben, der zu solchen Diensten in der Nähe war. Wie ein Windspiel schoß der junge Barfüßler um die Ecke und durch die Flur nach Langenheim.

Schneckhäuser befand sich während dessen, Hammer und Meißel in der Tasche, auf dem Wege nach der Eremitage. Uebrig Zeit habe ich, dachte er, die Klause durch und durch zu untersuchen; denn vor Abend pflegt er von seinen Tages-Touren nicht heimzukehren; für seine nächtlichen werden die Beweise sich finden.

Als er vor der Einsiedelei anlangte, überblickte er, stehen bleibend, die nahe und ferne Umgebung, ob auch keine Störung für ihn in seinem Vorhaben zu besorgen wäre. Die heimlichste Stille, der tiefste Friede der Einsamkeit war um den versteckten Wohnsitz und seine Heiligthümer verbreitet. Unten lag schon längst Alles im Schatten; nur die oberste Felsenwand, wo das gelbe Feld mit dem Bild des Gekreuzigten glänzte, und die drüber empor ragenden grünen Wipfel waren noch von der Sonne vergoldet. Er schritt zur Klause. Die alte Pforte zu erbrechen, kostete ihm wenig Mühe. Die Wohnstube war offen; er durchsuchte sie; kein Schränkchen, keine Lade blieb undurchwühlt, doch nicht fand er, was er suchte. Da betrat

er das zweite, in dem Felsen befindliche Gemach, dessen wir schon früher einmal Erwähnung gethan. Auch hier, wo das Tageslicht sparsam eindrang, war nichts zu finden. Eine Kiste, massiv und schwerfällig, stand in der Ecke; es gelang ihm mit Hülfe der mitgebrachten Werkzeuge, das Schloß zu erbrechen. Und siehe, der Wurf ist geglückt! Da lag die Uniform des Sergeanten, Stück für Stück und der Säbel und die Feldmütze; da lagen verwelckte Blumensträuße und allerlei Dinge, deren Bedeutung sich errathen ließ. Schneckhäuser knirschte vor Wuth und vor Freude. Er nahm den Säbel und die Feldmütze heraus. Das ist genug! murmelte er, sie mit tiefstem Hohn betrachtend, davon sollen sie in Odenheim nach Jahren noch erzählen! Dann warf er den Kasten zu und verließ mit seinem Raub die Klause.

In Begriff, längs dem Rasenplatz nach dem Bache und heimwärts zu gehen, sah Schneckhäuser jenseit des Baches den Bruder Wilhelm mit maßloser Eile durch die Flur auf die Einsiedelei losschreiten. Schleunigst rannte er zurück nach der Seite und die Felsentreppe hinan, die an der Glockennische und dem Crucifix vorbei auf die Höhe führte. Doch zu spät, auch er war gesehen, war gesehen mit den Trophäen seines Raubzuges. Im Augenblicke befand sich Wilhelm diesseit des Baches, von sich schleudernd, was ihn belästigte.

Laufe, laufe, so lange dein Athem hält, Verräther, du bist des Todes! donnerte seine Stimme ihm nach, daß die Felsen davon wiederhallten. Und über Strauch und Stein die Stufen hinan brauf'te es hinter dem Flüchtling her wie ein Sturmwind.

Wie wir früher beschrieben haben, lief ein Pfad oben,

wo der Wald begann, auf der Kante der Felsenabstürze, an der steilen, dicht bewachsenen Gebirgswand eine lange Strecke hin, bis er ins Thal des Sulmenbachs hinabführte und mit dem Hauptweg nach Odenheim sich vereinigte. Auf- und abwärts über Geröll und Spalten, immer dicht an dem Rande des furchtbaren Abgrundes zog er sich hin, so gefährlich, daß nur die Kundigsten ihn zu betreten wagten. Diesen mußte Schneckhäuser ergreifen, einen anderen Weg der Flucht gab es für ihn nicht. Schnellfüßig war er und gewandt und hatte einen bedeutenden Vorsprung. Aber Wilhelm kannte jeden Ast, der eine Handhabe, jeden Stein, der einen festen Tritt gewährte. Das war ein grausenhaftes Fliehen und Verfolgen, haarsträubend, wer es von unten gesehen hätte. So schießen Marder und Iltiß an den Felsen hin, wenn der Feind ihnen auf dem Nacken folgt. Zweige knickten, Steine rollten hinab; hier bog's durch eine Kluft, dort um eine Wölbung; Keiner ließ nach, aber kleiner und kleiner wurde der Zwischenraum zwischen Verfolger und Verfolgtem. Verzweifelnd warf der letztere seinen Raub weg, die Wendungen wurden immer kürzer und gefährlicher, die Pfadspuren unkenntlicher, seine Zuversicht, seine Kräfte schwächer; er sah keine Möglichkeit mehr des Entrinnens. In der Nähe der Stelle, wo einst Bruder Gelasius hinabgestürzt war gab er die Flucht auf. Hier warf sich der Schreiber, um Gnade flehend, zu den Füßen des Eremiten. Laß ab, laß ab! winselte er athemlos zu ihm hinauf; kein Wort soll je über meine Lippe . . . Deine Lippe soll verstummen bis zum jüngsten Tag! unterbrach ihn Wilhelm, wuthschnaubend, mit rollenden Blicken; beugte sich riesengewaltig über ihn, packte ihn an beiden Schultern und hob ihn, eine

gräßliche That zu vollbringen, mit den nervigen Armen hoch empor über den gähnenden Abgrund. Da trat, wie durch höhere Fügung, das Bild des Greises im Silberhaar, der sterbend in den Armen seines Sohnes lag, vor seine Seele. Schaudernd ließ er den bleichen Todfeind neben sich auf den Boden sinken; schweigend, sinnend starrte er ihn an, und furchtbar arbeitete es in seinem Innern. Dann, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, sprach er mit bebender Stimme: Höre, Unglückseliger, dein Leben ist dir geschenkt! nicht geschenkt, geliehen! geliehen bis zu dem Augenblicke, wo du den Eid brichst, den du mir schwören sollst! Höre, schmachbeladener Räuber, was du auch treibst, wo du auch weilst, heute oder nach Jahren, dein Leben bleibt in dieser Hand, und ihr Schlag trifft und vernichtet dich, wenn ein Wort oder Wink von dir je verräth, was du erlauert hast! Glaube nicht an eine Stelle, die dich schützt, halte dich nicht für sicher, wenn ich fern bin, du bist bewacht und umspäht und bist des Todes, wenn dein Geheimniß sich je aus deiner Brust stiehlt! — Schneckhäuser athmete auf, wie erlös't vom Tode. Er zögerte keine Secunde, durch den heiligsten Eid zu geloben, was Wilhelm von ihm verlangte. Einen prüfenden, durchbohrenden Blick noch warf ihm Wilhelm zu und ließ ihn gehen. Langsam wankte Schneckhäuser weiter; schon glaubte er sich in Sicherheit, da stand ihm Wilhelm noch einmal zur Seite, packte ihn noch einmal und zeigte nach der Tiefe. Hörst du's, vergiß es nicht, sprach er hohl und leise über dem Abgrunde, über dem du hier schwebst an meiner Hand, schwebst du fortan und stürzest in ihn hinab, wo ich aufhöre, dich zu halten! Drum gedenke deines Eides! Schneckhäuser entglitt abermals seiner Nähe, wagte nur leise

Schritte und hörte erst auf zu zittern, als er sich wieder im Thale befand.

Es war Dämmerung geworden. Am Bache ging er hin mit gesenktem Haupte. Als er die Abendglocke von Odenheim hörte, da richtete er sich wieder empor, warf einen Blick rückwärts und knirschte vor sich hin: Das hast du gedroht? So stehen wir zusammen? Wohlan denn, Zahn um Zahn und Auge um Auge! Mein Leben ist in deiner Hand, aber auch das deinige ist in der meinen!

4.

Die glänzenden Feten in dem Hause des Capitäns Barbelstein hatten eine gewisse Berühmtheit erlangt; auch die heutige blieb hinter den früheren nicht zurück. Einrichtungen und Bewirthung wetteiferten mit einander an Pracht und Ueppigkeit. Das trug alles nicht den Charakter gewöhnlichen Wohlstandes, sondern des Reichthums und Ueberflusses. Dazu kamen die geselligen Tugenden des gewandten, stets aufgelegten, stets aufmunternden Wirthes und die liebenswürdige Bereitwilligkeit seiner Gemahlin, auf alle seine Einfälle und Anordnungen einzugehen, und endlich der holde Zauber, der um Fränzchen, wo sie ging und wo sie stand, verbreitet war. Beneidenswerthes Haus, dachte wohl Mancher, wo mit solchem Sinn und Geschmack sich die Fülle der Mittel vereinigt! Und doch — wie war in letzterer Beziehung dieses Haus in der That wenig beneidenswerth! Mit unbegreiflicher Verblendung hatte das Ehepaar Barbelstein sein ursprünglich gewiß sehr ansehnliches Vermögen für unerschöpflich gehalten. Ja, seine Thorheit ging so weit, daß auch jetzt noch, nachdem Haus und Güter schon tief verschuldet waren, durch Fortsetzung

des Aufwandes und der Verschwendung dem heranrückenden Verderben gleichsam Hohn gesprochen wurde. Selbst die Schritte, die in jüngster Zeit der Capitän that, seine Stelle als Maire niederzulegen in einem Augenblicke, wo ihm jede Stütze werthvoll sein mußte, waren bezeichnend für die Leichtfertigkeit, womit er seine Lage beurtheilte und darauf los wirthschaftete. Es ist solchen Naturen eigen, daß sie auf der betretenen Bahn, je näher sie dem Ende sind, desto wahnsinniger ihren Lauf beschleunigen und die letzten Rettungsmittel von sich schleudern, als gälte es so recht eigentlich, mit Glanz unterzugehen. Schon gab es manche Leute, welche die Zerrüttung des Barbelsteinischen Vermögens ahneten; Andere, die davon überzeugt waren, da sie die beträchtlichen Summen auf die Güter selbst vorgestreckt hatten. Und in mehr als Eine drückende Verlegenheit war der Capitän bereits gerathen. Doch heute — wer hätte hiervon auch nur die leiseste Spur entdecken können? Vom heitersten September-Wetter begünstigt, hatte man sich zu Wagen, zu Roß und zu Fuß aus der Stadt und der Umgegend eingefunden; selbst der Unter-Präfect mit seinen Töchtern befand sich unter den Gästen. Das glänzte und rauschte, lachte und scherzte, bald deutsch, bald französisch, und trieb sich so ausgelassen allenthalben umher, daß die Bewohner von Odenheim über die Anzüge, Manieren und „Narrenspossen" der Vornehmen aus dem Staunen und Kopfschütteln gar nicht herauskommen konnten.

Einen Herrn erblicken wir unter den Gästen, der von der Regel der allgemeinen Ausgelassenheit eine Ausnahme machte; er war still, sonderte sich etwas ab und schien sich in den Ton der Gesellschaft nicht recht zu finden. Es war der Sohn des reichen Gutsbesitzers Peith aus dem benach-

barten Dorfe Winzweiler, ein junger Mann von gediegenem Wesen, nicht ohne Bildung, aber steif und mit den äußeren Formen des geselligen Lebens allzu wenig vertraut. Mit ihm sehen wir Fränzchen öfter in Unterhaltung, Fränzchen, die ebenfalls dem geräuschvollen Treiben der Gesellschaft sich entzog, so gut es ging, ohne auffallend zu werden. Wahrhaft heldenmüthig trug sie die Last dieses Tages; auch nicht die Spur eines inneren Kampfes war auf ihrem Antlitz sichtbar; aber doch hatte sie die Anstrengung der Selbstverläugnung, welche eine Theilnahme an dem herrschenden Ton ihr auferlegte, so viel wie möglich sich zu ersparen gesucht. Wie wogte es in der Tiefe ihrer jungen Brust! wie drängten sich hier Sorgen auf Sorgen und Zweifel auf Zweifel! Hatte Wilhelm gestern noch zur rechten Zeit ihre Zeilen empfangen? Wann und wo wird sie ihn wiedersehen? Was war der Zweck, was der Erfolg von Schneckhäuser's unheilschwangerem Treiben? Wie lange wird sie noch in dieser Ungewißheit schweben? Schneckhäuser's heutiges Benehmen vermehrte ihren Argwohn. Der war nicht wie sonst bei solchen Gelegenheiten der Maître de plaisir; der lächelte zuweilen ganz sonderbar und fremdartig, als zwänge es ihn dazu, und war öfter längere Zeit aus der Gesellschaft gänzlich verschwunden.

Schneckhäuser hatte die Nacht in einem schrecklichen Zustande zugebracht. Wie zerschlagen an Leib und Seele war er nach Hause gekommen, wie zerschlagen und gemartert wälzte er sich auf seinem Lager, bis die Sonne aufging. In s e i n e r Hand soll ich zittern, in s e i n e r Hand über dem Abgrund mein Leben lang? Wo bleibt mir hier eine Wahl? Oeffentlich auftreten gegen den Mann Gottes? Wo habe ich die Beweise? Stille, stille! es kommt anders!

Nur einen Tag soll die Sonne meine Schmach bescheinen! — So wühlte es in seinem Innern und steigerte bis zum Wahnsinn seine Aufregung. Schneckhäuser war kein ruchloser Mensch; Eitelkeit hieß seine Hauptschwäche, und eine Verletzung derselben konnte er boshaft rächen; aber eine That, wie die, worüber er jetzt brütete, war sonst seinem Wesen fremd. Sie stand fest, ehe er an diesem Morgen vor irgend eines Menschen Antlitz trat. In der Schnelligkeit und Gewißheit ihrer Ausführnng fühlte er die einzige Rettung von Ehre und Leben, die einzige Bedingung, als Mensch unter Menschen wieder athmen zu können. Das zweite Gemach der Einsiedler-Klause, welches er bei seiner gestrigen Untersuchung als die Schlafstätte Wilhelm's kennen gelernt hatte, war eingegraben unter einem überhangenden Felsen. Ein tiefer Spalt hatte sich zwischen diesem Ueberhang und dem Hauptgestein gebildet; dünn und schwach mußte die Verbindung sein, die den ersteren an dem letzteren noch fest hielt. Schon früher hatte er mit einem seit seiner Kindheit für solche Dinge geübten Auge diesen Riß wahrgenommen und sich über die Dreistigkeit gewundert, womit man unter so gebrechlichem Dach noch wohnte. Die Kunst, Steine zu sprengen, war ihm wohl bekannt von seiner Jugend-Beschäftigung her. Der Kampf auf Leben und Tod war begonnen. In der nächsten Nacht, dessen war er sicher, blieb die gescheuchte Bestie in ihrer Höhle. Einige Loth Pulver in den Spalt an der rechten Stelle — und der Fels mußte stürzen, und sein war der Sieg! —

Die festlichen Stunden im Hause des Capitäns waren verrauscht; die Sonne neigte sich, und die Gäste trafen Anstalten zur Heimkehr. Auch der junge Peith hatte sein Pferd vorführen lassen. Als er sich zugleich mit Mehreren bei

Fränzchen verabschiedete, entging es ihm nicht, wie sie, die glänzenden Phrasen der Anderen unbeachtet lassend, für seinen schlichten Dank eine freundliche Erwiederung hatte. Sein Roß trug ihn nach Winzweiler, aber seine Gedanken blieben in Odenheim.

Hier war es unterdessen völlig still geworden. Fränzchen hatte sich zeitig von den Ihrigen zurückgezogen und die Einsamkeit ihres Kämmerleins gesucht. Aber in mitternächtiger Stunde treffen wir sie auf dem Hügel des Gartens, das Antlitz nach Osten gerichtet. Was auch vorgegangen sein mochte, sie mußte ja Wilhelm sprechen! Noch einmal, so dachte sie, wird er es wagen, muß er es wagen, zu kommen, wenn auch zum letzten Male! Es war eine klare, milde Nacht. Harrend und hoffend stand sie da, an einen Baum gelehnt; bald längs dem dunkeln Gehölz des Baches bis tief in die schwarzen Schluchten des Schemel, dann wieder über die öden, todtenstillen Felder der Flur ließ sie die thränenfeuchten Blicke schweifen. Umsonst! keine Bewegung, kein Ton, der ihr Hoffen belebte! Nur der Wellen Rauschen und der Lüfte leises Wehen durchbrach das tiefe, hehre Schweigen der Nacht. Da vernahm sie mit Einem Male einen dumpfen, gewaltigen Hall, den der wehende Ost wie fernen Donnerschlag von den Felsen des Schemel daher trug. Was war das? fragte sie zusammenschreckend, was bedeutet das? — Keine Vermuthung gab ihr Antwort auf die Frage; aber eiskalt durchschauderte es ihre Glieder, und eines Unglücks düstere Ahnung bemächtigte sich ihrer ganzen Seele. Ihr Harren und Hoffen war hin; es graute ihr vor dem Brüten der Nacht; von gräßlichen Bildern umdräut, verließ sie zitternd die Stätte und wankte trostlos nach ihrem Schlafgemach.

Denke dir, sagte am anderen Morgen Capitän Barbelstein, als er sehr spät zum Morgengruß bei seiner Gattin erschien, denke dir, heut schon in aller Frühe ward mir rapportirt, daß in dieser Nacht in den Felsen der Eremitage ein écroulement Statt gefunden, wodurch die Eremitage sammt dem Eremiten zerschmettert worden sei. Der ganze Felsenvorsprung, der den tieferen Theil der Wohnung, wo Bruder Wilhelm zu schlafen pflegte, überwölbte, soll herabgestürzt sein; Alles läge da zerstückt, zertrümert und verschüttet, und von dem armen Schelm wäre keine Spur zu entdecken. Die Langenheimer sind bereits am Nachgraben; auch habe ich, obgleich es mich nichts angeht, da die Eremitage zur Mairie Langenheim gehört, den Schneckhäuser mit einigen Arbeitern hinausgeschickt. Will sogleich selbst auch hinausreiten, es soll einen bizarren Anblick gewähren.

O bon Dieu! der arme Bruder Wilhelm! Je frémis quand j'y pense! Was wird Fränzchen dazu sagen? erwiederte sichtlich erschrocken Madame Barbelstein. Fränzchen ist heute noch gar nicht zum Vorschein gekommen; gewiß hat sie noch zu leiden an den Fatiguen von gestern, fuhr sie fort; doch ich will nach ihr schicken.

Laß sie, Theuerste, entgegnete der Capitän, und störe sie nicht in der Morgenruhe, besonders nicht durch eine nouvelle facheuse; denn bei ihrem tendre für den Bruder Wilhelm von Kindheit auf wird dieser Unfall sie heftig ergreifen. Auch fehlen noch die ausführlichen Berichte darüber. — Mais voilà, da kommt sie ja!

Fränzchen trat ins Zimmer, eine eben gepflückte Blume in den dunkeln Locken, selbst eine Blume, die vom Morgenthau erfrischt in reichster Anmuth prangt. Ihr Blick war freudestrahlend, ihre Bewegungen, ihre Worte deuteten auf innigste Seelen-Heiterkeit.

Verzeiht, sagte sie, Vater und Mutter küssend, daß ich so spät erscheine. Das schöne Wetter lockte mich in den Garten; da war es so herrlich, daß ich länger dort säumte, als ich sollte.

Sieh, sieh, böses Kind! wir präsumirten, du hättest die Strapazen von gestern recht ausschlafen wollen; doch so ziehe ich's vor! sagte der Capitän, indem er an ihrem blühenden Aussehen die Augen weidete und ihr schmeichlerisch die Wangen streichelte.

Hör' einmal, Kind, aber erschrick nicht! begann Madame Barbelstein, die nicht lange etwas auf dem Herzen behalten konnte; hör' einmal, was Papa erzählt: die Eremitage ist diese Nacht eingefallen und Bruder Wilhelm wahrscheinlich dabei umgekommen!

Erfahren mußt du's ja doch, fügte der Capitän hinzu, der Fels über seinem Schlafgemach ist eingestürzt, und er selbst dürfte dabei nicht gut weggekommen sein.

Fränzchen erschrack in sich hinein, ein plötzliches Stocken kam in den Erguß ihrer Fröhlichkeit, und einen Augenblick wich das Blut von ihren Wangen. Dann stotterte sie mit wiedergefundener Fassung: Weiß man denn, daß Bruder Wilhelm zu Hause war?

Das weiß man gerade nicht, antwortete der Capitän; aber da er sich nicht blicken läßt, wo sollte er sein, chère enfant?

Wo sollte er sein, cher papa? wiederholte Fränzchen wie mechanisch die Frage des Vaters, aber ihre vorherige Heiterkeit war ganz wieder zurückgekehrt. Er ist vielleicht auf einer größeren Tour begriffen, fügte sie etwas stockend hinzu und wandte das Köpfchen zur Seite, um die Thräne, die ihrem Auge entquoll, vor den Eltern nicht sehen zu

lassen, eine Freudenthräne, die sie zu unterdrücken umsonst sich bemühte. Der Mutter war die Bewegung nicht entgangen. Betrübe dich nicht, mein Kind, sprach sie tröstend; wir wollen erst das Nähere abwarten; dann ist noch immer Zeit zum Trauern!

Fränzchen ward das Eigenthümliche ihrer Lage und das Doppelsinnige ihres Benehmens jetzt recht peinlich, und sie war froh, daß der Vater nach dem Bureau gerufen wurde und die Mutter sie verließ, um Toilette zu machen. Als sie sich allein befand, sandte sie einen Blick des Dankes gen Himmel, zog einen Brief hervor, und von Neuem perlten Thränen in ihren Augen.

Den Brief, den sie wiederum und wiederum durchlas, hatte sie heute mit Tagesanbruch erhalten. Er war von Wilhelm und ihr durch die Schwester des Küsters von Langenheim, die früher in ihrem Hause Dienstmädchen gewesen war, ungefähr um dieselbe Zeit überbracht worden, als bei dem Capitän die Nachricht von dem Felsensturz anlangte.

Bruder Wilhelm, hatte die Ueberbringerin gesagt, gab mir ihn schon gestern früh; es wäre, weil er Ihnen die Blumen nicht hätte schicken können; Ihnen selbst sollte ich ihn einhändigen, und weil ich gestern von Haus nicht gut abkommen konnte, so wäre es auch heute ganz früh noch Zeit. Daher machte ich mich im Dunkeln schon auf den Weg, um zur Morgensuppe wieder zu Haus zu sein.

Der Brief war in Andeutungen verfaßt, die, kam er in unrechte Hände, der Hauptsache nach unverständlich bleiben mußten, von Fränzchen aber bis zur letzten Sylbe entziffert wurden. Das Wesentliche seines Inhaltes war: Wilhelm habe mit dem gestrigen Tage der Klause und

seinem bisherigen Stande auf immer Lebewohl gesagt und einen Weg betreten, der ihn, so Gott wolle, zu Fränzchen wieder zurückführen werde, um sich fürs Leben mit ihr zu vereinigen. Den Entschluß habe ein unerwarteter Vorfall so plötzlich zur Reife gebracht; in einem furchtbaren Augenblicke seien wie durch höheren Wink die Zweifel seines Gewissens und sein Abscheu vor dem Waffenwerk beseitigt worden. Sie werde seiner harren in Lieb' und Treue; wenn er aber nach des Kaisers großem Feldzug im Süden nicht wiederkehre, dann möge sie sein als eines Todten gedenken. Nachrichten bis dahin vermöge er ihr nur spärlich oder gar nicht zu geben; auch werde von ihr kein Brief zu ihm gelangen können. Seines Zusammentreffens mit Schneckhäuser erwähnte er nicht in klaren Worten; er deutete nur an, daß sein längeres Bleiben die Enthüllung ihres Geheimnisses habe befürchten lassen; dem Schneckhäuser aber sei von ihm ein Abgrund gezeigt worden, der ihn von Verrätherschritten abhalten werde; sie möge auf ihrer Hut sein, doch glaube er, es wäre nichts Schlimmes von ihm zu besorgen. Morgen, so lautete es am Schlusse des Briefes, ist Fürstenwald schon um eine Tagereise dem Ziele näher, wo er seine Braut in die Arme schließt; mit leichtem Herzen zieht er seinen Weg, ein guter Engel leitet seinen Schritt!

Nicht bloß Befreiung von der Centnerlast der Besorgnisse, die sie fast zerdrückte, hatte Fränzchen durch den Brief erhalten, sondern auch die Hoffnung, einst noch eines Glückes theilhaft zu werden, das bisher außer den Gränzen des Möglichen zu liegen schien, des Glückes, mit ihm aus dem Schatten der Nacht hervor an den lichten Tag zu treten, vor Gott und der Welt ihm anzugehören, mit dem sie vor

ihrem Herzen ewig unzertrennlich verbunden war. Wohl hatte bei der letzten Zusammenkunft der Liebenden Wilhelm's Rückkehr zum Kriegsdienst Erwähnung gefunden, aber Wilhelm wies den Gedanken mit innerem Grauen zurück aus Gründen, die uns aus seiner früheren Lebensgeschichte bekannt sind. Und einen anderen Weg gab es für ihn nicht, zu Fränzchen's Sphäre emporzudringen. Jetzt war dieses Hinderniß ja überwunden, jetzt hatte sich ihrem Blicke die Aussicht in eine wonnig schimmernde Ferne eröffnet. Ich harre dein, ja, dein harrt die Braut bis zur Stunde, die dich ihr eint im Leben oder im Tod! rief sie voll Seligkeit aus und küßte hundertmal den Brief im Jubel ihres Herzens. Es ließ sie nicht im Zimmer unter dem Dache, wo die Botin sie ausfindig gemacht hatte; hinaus eilte sie in den Garten und machte vor den thaubeglänzten Blumenaugen Luft ihrer Freude, die sie den Augen der Menschen, ach, wer weiß, wie lange noch! verborgen halten mußte. Die darauf von den Eltern erhaltene Nachricht von dem Felsenbruch auf der Eremitage erschütterte sie, konnte aber ihr die Heiterkeit nicht nehmen, da sie ja wußte, sie allein von allen Menschen in unverbrüchlichem Geheimniß, wie es um Wilhelm stand, daß er gerettet war. Ja, sie mußte es für willkommen halten, daß hier der Zufall den Menschen einen Grund darbot, sich Wilhelm's plötzliches Verschwinden zu erklären. Ueber einem Zusammenhang dieses Ereignisses mit Schneckhäuser hatte sie keine Vermuthung. Gegen den letzteren ihre Unbefangenheit zu behaupten und ihn sich fern zu halten, war das Einzige, was ihr hier obzuliegen schien.

Der Mittag kam heran. Von der Eremitage her verlautete nichts Günstiges. Das Nachgraben könne noch

Tage lang dauern, bis man an die rechte Stelle gelange, erzählten heimkehrende Bauern. Endlich kehrte auch der Capitän zurück. Nach seinem Bericht war durch den Sturz des Felsen der ganze innere Theil der Klause mit Steinen angefüllt und überschüttet und der Einsiedler, wenn er sich darunter befand, erschlagen, oder jeden Falls erstickt; die Langenheimer setzten zwar ihre Arbeit noch eifrig fort, hätten aber nicht die geringste Aussicht auf Erfolg; den guten Bruder Wilhelm müsse man wohl nicht bloß als hingeschieden, sondern auch als schon beerdigt betrachten.

Auch Schneckhäuser kam zurück, allein, still und in sich gekehrt. Er antwortete auf keine der an ihn gerichteten Fragen, stierte stumpf vor sich hin, blickte zuweilen einmal scheu auf und gerieth dann wie innerlich befriedigt in ein sonderbares Lächeln. Man wunderte sich über sein seltsames Benehmen und ließ ihn im Uebrigen unbehelligt.

5.

Etwa anderthalb Monat nach dem Sturze des Felsen auf der Eremitage kam auch die Pulvermine zur Explosion, durch welche die Herrlichkeit des Barbelsteinischen Hauses in die Luft flog. Zu ungewöhnlicher Stunde trat der Capitän, mehrere theils erbrochene, theils unerbrochene Briefe in der Hand, in das Zimmer seiner Gemahlin. Er war in äußerster Aufregung, blickte hastig hin und wieder und dicke Schweißtropfen standen auf dem sonst stets heiteren Gesicht des wohlbeleibten Mannes. Zur Verzweiflung bringen mich die Spitzbuben! sagte er, durch kurzes, rasches Athmen seine Worte unterbrechend; wie Wölfe fallen sie über mich her, Einer nach dem Anderen, als

hätten sie sich verabredet, die Halunken! Der Eine fordert Zinsen, der Andere Zinsen und Capital, der Dritte läßt vor Gericht laden. Und diesen da, auf einen noch verschlossenen Brief deutend, diesen wage ich gar nicht aufzubrechen; der wird mir das Herz vollends aus dem Leibe reißen!

Ach, du weißt doch wieder Mittel zu finden, Papachen, antwortete Madame Barbelstein, zwar etwas erschrocken von ihrer Arbeit aufblickend, aber doch in einem Tone, als handele es sich um die Auswahl eines schönes Punktes zu einer Waldpartie; und geht es nicht anders, i, so menagiren wir uns etwas in den Ausgaben und behalten auch nöthigenfalls das Amt dabei. Nicht wahr, **vous vous fâchez à propos de bottes**? Du weißt wieder Rath zu schaffen?

Nein, nein, zehnmal nein! herrschte sie der Capitän an; es gibt keinen Rath, es ist Alles aus und zu Ende! Dazu kommt, daß die Tollheit des Schneckhäuser Verwirrungen im Amte angerichtet hat, die sich gar nicht wieder gut machen lassen, mir die schärfsten Verweise zuziehen, mein Verbleiben im Dienste unmöglich machen.

Der arme Schneckhäuser! der bedauernswerthe Mann! seufzte Madame Barbelstein; wer doch wüßte, wie ihm zu helfen wäre! Seine Verkehrtheit fängt an in völligen Wahnsinn überzugehen. Gestern habe ich ihn . . . .

Schweig, Beste, schweig von dem Narren! unterbrach sie der Capitän; willst du Jemanden helfen, so hilf dir selbst! Denn siehe, noch einige Tage, und wir sind von Haus und Hof verjagt und ziehen als Bettler durchs Land.

Aber mein Vermögen reicht ja doch noch . . . .

Dein Vermögen ist ja alle! so wahr ich das Leben habe, alle, alle! fiel ihr der Capitän in einem bis zum Krächzen gesteigerten und fast spottenden Tone ins Wort.

Madame Barbelstein weinte, der Capitän warf sich erschöpft in einen Sessel und erbrach den erwähnten Brief. Aber während er las, sah man seine Züge sich allmählich merkwürdig verklären, bis er endlich mit strahlenden Augen aufsprang und seine Gattin mit dem Ruf umarmte: Hülfe, unverhoffte Hülfe, wo ich sie am letzten suchte! Hier lies und staune! Damit reichte er ihr den Brief, während er selbst die Einlage desselben mit Freudenaufwallungen weiter las.

Der Brief war von dem alten Peith aus Winzweiler, einem der Haupt-Hypothekar-Gläubiger des Capitäns Barbelstein. Zwei Einlagen waren ihm beigeschlossen, die eine an Herrn und Madame Barbelstein, die andere an Demoiselle Fränzchen, beide von dem jungen Peith, der uns von der Barbelsteinischen Fete her bereits bekannt ist. Von dem alten, vorsichtigen Erbsenzähler, dem in der ganzen Gegend verschrieenen Geizhalse uud unerbittlichen Verfolger seines Rechts gegen nachlässige Schuldner, mußte Barbelstein das Aeußerste befürchten; und siehe, wie hatte er sich getäuscht! Der Alte unterstützte eine Bewerbung seines Sohnes um Fränzchen's Hand, und zwar hauptsächlich dadurch, daß er freilich ohne allen Glimpf und Umschweif, nachwies, wie nur auf diese Weise Barbelstein vor einem Concurs und sein schönes Gut vor einer Zwangs-Versteigerung bewahrt werden könne. Seine Erörterung war meisterhaft klar und bündig und bewies in der That, daß er die verzweifelte Lage des Capitäns besser übersah, als der Capitän selbst. Das Schreiben des jungen Peith dagegen war höchst bescheiden abgefaßt; er ließ in den ehrerbietigsten Ausdrücken lediglich die Stimme seines Herzens vernehmen.

Ich hätte freilich Fränzchen lieber an der Seite eines

Mannes von mehr **extérieur** und **esprit** gesehen, doch mag ich in diesem Punkte deinen Wünschen nicht entgegen sein, sagte Madame Barbelstein, ebenfalls nicht ohne sichtbare Zeichen freudiger Überraschung. Die gute Frau bildete die seltene Ausnahme, daß sie eigentlich niemals und in keinem Punkte den Wünschen ihres Mannes entgegen war.

Fränzchen wurde sogleich beschieden. Der Capitän küßte sie und überreichte ihr lächelnd den an sie gerichteten Brief des jungen Peith.

Fränzchen las ihn, gab ihn dem Vater zurück und sagte gerührt: Es schmerzt mich, Herrn Peith, den ich wirklich hochachte, abschlägig bescheiden zu müssen.

Siehst du, scherzte der Capitän, nach seiner Gattin gewandt, sie macht es **comme nous autres**, sie verlangt Bedenkzeit. Doch, mein Kind, fügte er dann hinzu, die Hand der Tochter fassend, die Lage der Dinge erfordert diesmal rasche Resolution; später wollen wir das Andere nachholen.

Kein Mißverständniß, Papachen, möge hier zwischen uns obwalten; ich verlange keine Bedenkzeit; heute und nach zehn Jahren wird meine Erklärung dieselbe sein! erwiederte Fränzchen entschlossen und mit fester Stimme.

Da überzog eine dunkle Röthe das Gesicht des Capitäns. Es hilft nicht, sie muß **au fait** gesetzt werden! sagte er zu seiner Gemahlin und gab Fränzchen den Brief des alten Peith.

Fränzchen las ihn, ward bleich und zitterte. Dann trat sie zum Vater hin, sank vor ihm auf ein Knie und sagte in weichem flehendem Tone: Vater, kann die Hingabe meines Lebens Hülfe schaffen, so biete ich es als Opfer dar; aber meine Hand — die muß ich versagen!

Jetzt folgte eine Scene, deren Schilderung mir der Leser erlassen möge. Es gibt Kämpfe, bei denen man gerne als Zeuge weilt, weil sie ungewöhnliche Kräfte entwickeln innerhalb fester, unüberschreitbarer Schranken; es gibt aber auch Kämpfe, denen das Unmaß der Leidenschaft ein Gepräge aufdrückt, daß sich das Auge des Zuschauers lieber von ihnen abwendet. Die Uebergänge von der zärtlichsten Ueberredung zur Drohung, von der Drohung bis zur Wuth und unwürdigen Gewaltthat folgten sich wie die Grade der Folter in furchtbarer Steigerung. Doch sie alle, alle hielt Fränzchen's starke Seele siegreich aus. Wie sollte auch der Sturm von außen sie beugen, da sie den weit heftigeren, den in ihrem Herzen, überwand, wo die Liebe zu den Ihrigen, wie sie der Tiefe ihres Gemüthes eigen, mit der ganzen Macht kindlichen Gehorsams der Treue gegen den Geliebten unversöhnlich gegenüber getreten war? Fränzchen's Treue erlag nicht, sie wankte nicht, ihr Sieg war ein vollkommener. Vor ihren Blicken lag die Zerrüttung ihres Hauses, das Unglück der Ihrigen; was sie dabei litt, Keinem gab sie's kund; aber ihre Treue wankte nicht.

Nach der Abwehr dieser ersten der Attaken, deren sie noch mehreren entgegen sah, verließ sie erschöpft das Zimmer ihrer Eltern. Im Freien Stärkung und Erquickung suchend, begab sie sich albald aus dem Hause und wandelte ihren Lieblingsgang zwischen den Erlenbüschen längs dem Sulmenbach, nicht ahnend, daß ihr hier eine zweite Prüfung bevorstand.

Kaum hatte sie die Stelle erreicht, wo der Bach in leiser Krümmung sich nach den Felsen des Schemel wendet, als Reimann, der Feldschütz, sich zu ihr gesellte und, obgleich er vom Wetter und Weinstock zu reden begann,

dennoch deutlich verrieth, daß er etwas auf dem Herzen hatte. Ich habe Sie schon seit länger allein zu sprechen gewünscht, sagte er alsbald — Reimann war kein Mann vieler Worte, — es quält mich ein Gedanke, Mademoiselle Fränzchen, und mit dem Herrn Vater kann man nicht über Alles sprechen. Der Gedanke drückt mich und zwickt mich, bis er heraus ist. Sie wissen, daß die Verrücktheit des Schneckenhäuser eigentlich mit dem Tage anfing, an welchem Bruder Wilhelm umkam. Andere merkten Anfangs noch nichts, denn er war bloß still und in sich gekehrt; ich aber hatte es sogleich weg, denn an demselben Tage schon kam er zu mir aufs Feld und stellte sich ganz so an wie einer, der den Verstand verloren hat. Seitdem sucht er mich fast täglich im Felde auf, und wo er mich allein trifft, fängt er mit mir an und spricht Dinge durch einander, daß ich selber fast toll davon werde. Ein Glück ist, daß er es nicht bei Anderen so macht, z. B. im Backhause, wo er täglich sich aufhält, aber stundenlang dasitzt und stumm vor sich hin sieht; ein Glück ist's, sage ich, denn böses Gerede könnte daraus entstehen, wenn es zehnmal von einem Irrsinnigen kommt. Sein Gespräch mit mir fängt er jedesmal mit der Frage an: Habt Ihr ihn nicht gesehen, Reimann? Wen denn, Herr Schneckenhäuser? frage ich sodann. Den Sergeanten! antwortet er, und auf meine Antwort: Nein! stößt er ein lautes Lachen aus. Darauf geht es bei ihm durch einander, wie Kraut und Rüben; dann ist er Steinmetz, dann ist er der Maire von Odenheim, dann läßt er den Bruder Wilhelm an die höchste Tanne des Schemel aufknüpfen, dann schlägt er sich herum mit dem Sergeanten, dann nennt er Sie, Mademoiselle Fränzchen, und hält den Finger auf den Mund, und wenn er's so recht toll getrieben

hat, sagt er gewöhnlich am Schlusse: Reimann, ein Bißchen Pulver, und die Geschichte ist am Ende! Worauf er denn in ein entsetzliches Wehklagen verfällt und Worte schluchzt, die man nicht mehr versteht. Einmal auch hat er mich gebeten, ich möge ihn den Gerichten überliefern, weil er den Bruder Wilhelm ermordet habe. Im Dorfe sagen sie nun überall, Schneckenhäuser's Verrücktheit wäre eine Strafe für seine Frechheit und seinen Unglauben; er habe, erzählen sie, dem wandelnden Sergeanten einmal aufgelauert und sei ihm frevelhaft in den Weg getreten, um ihn zu versuchen; da habe ihm das Gespenst etwas ins Ohr gesagt, worüber er den Verstand verloren. So geht das Gerede in Odenheim, und im Backhause wollte sogar Einer wissen, er habe gesehen, wie Schneckenhäuser um Mitternacht dem Sergeanten nachgeschlichen. Ich aber habe eine andere Vermuthung darüber. Wenn ich alle die Aeußerungen, die er gegen mich that und die alle auf Einen Punkt hinauslaufen, überdenke und seine damalige Unruhe, als er mich hinausschickte, um dem Bruder Wilhelm aufzupassen, dazu nehme, und wenn ich drauf halte, daß ich mit meinen eigenen Augen an den geborstenen Felsstücken Pulverspuren wahrgenommen habe, so sage ich: der Schneckenhäuser hat Schuld an dem Felsenbruch und an dem Tod des Bruder Wilhelm; ich sage noch mehr, Mademoiselle Fränzchen, ich sage: Dem Schneckenhäuser ist der Verstand entwichen, weil er sich einen Mord auf die Seele geladen hat. — Hier hielt Reimann inne und sah Fränzchen an, als hätte er auf ihrem Antlitz eine Bestätigung oder Verwerfung seiner Gedanken lesen wollen. Fränzchen aber hielt die Augen niedergeschlagen und schwieg.

Nun quält mich mein Gewissen, fuhr Reimann fort,

und ich streite mit mir selbst, ob ich vor Gericht gehen oder schweigen soll. Noch habe ich Alles bei mir behalten, und ich wollte keinen Schritt thun, ehe ich Sie gesprochen hätte. Denn Sie sind mit im Spiel, Mademoiselle Fränzchen, Gott weiß, wie! So oft er Ihren Namen nennt, schrickt er zusammen, hält den Finger auf den Mund und zittert und bebt, als sollte er umgebracht werden. Lassen Sie mich hören, was Sie davon halten; Sie sind noch ein Kind gegen mich, mit Respekt zu sagen, aber aus Ihrem Munde kommt immer guter Rath.

Fränzchen verharrte noch im Schweigen. Ihr war es längst nicht mehr zweifelhaft, daß Schneckhäuser's Seelenkrankheit mit der Katastrophe auf der Eremitage irgendwie in Zusammenhang stehe. Daß er selbst herbeigeführt haben könne, was man als ein Naturereigniß betrachtete, war ihr neu, war ihr entsetzlich, aber nicht unglaublich, wenn sie Alles dabei erwog. Und verhielt es sich also, so konnte sie die Vermuthung Reimann's, daß in dem Bewußtsein des Mordes seine Geisteszerrüttung ihren Grund habe, nicht zurückweisen. Aber eine Pein fühlte sie hierbei in ihrem eigenen Gewissen, welche die Scrupel, von denen Reimann gequält zu werden behauptete, unendlich übertraf. Hatte nicht *sie* durch ihren heimlichen Verkehr dies alles herbeigeführt? Beruhte der Wahnsinn des Unglücklichen, wenn auch noch so Schuldigen, nicht auf einer Voraussetzung, deren Unrichtigkeit sie allein darzuthuen im Stande war? Durfte sie das Geheimniß, daß der Einsiedler noch lebe, jetzt länger in ihrer Brust bewahren? Hatte sie nicht dadurch das Mittel in Händen, vielleicht den Seelenkranken zu heilen, ihn, der zur Unternehmung einer ruchlosen That durch eine Furie getrieben wurde, die, wie sie wohl gehört hatte, dem

Menschen alle Besinnung raubt, durch die Furie der Eifersucht, deren, wenn auch unschuldige Ursache sie selbst war? — Hier stritten in ihrem Innern abermals zwei mächtige feindselige Gewalten, hier hatte ihr Herz einen zweiten Sieg zu erringen.

Reimann, sagte sie nach einer Pause, gefaßt und dem Feldschützen treu ins Auge blickend, Eure Zweifel lassen sich nicht schwer beseitigen. Dürft Ihr einen des Mordes anklagen, ohne von einem Ermordeten zu wissen? Ist Bruder Wilhelm unter den Felsentrümmern gefunden? Ist nicht vielmehr alles Suchen umsonst gewesen? Laßt die Gerichte aus dem Spiel, wo der für todt Gehaltene plötzlich auftreten und dem Kläger und Richter ins Angesicht lachen könnte! Laßt die Gerichte aus dem Spiel, wo die Untersuchung auf die Stimme des Wahnsinnes sich stützen müßte! Gestattet dem Unglücklichen, daß er vor Euren Ohren seine sonst gegen Alle verschlossenen Lippen öffnet und der Geburten seines wirren Geistes sich entäußert, aber hütet Euch, davon Gebrauch zu machen als ein Verräther! Das ist, was Euch Euer Gewissen vorschreibt!

Reimann sah vor sich hin, mehrere Mal mit dem Kopfe nickend und die Worte „als ein Verräther" wiederholend. Dann reichte er Fränzchen wie zur Bekräftigung eines Gelöbnisses seine Rechte, hielt den Zeigefinger der Linken auf seinen Mund und verließ sie, ohne ein Wort weiter hinzuzufügen.

Fränzchen war in sich völlig im Reinen; fest stand ihr Vorsatz, den Seelenkranken, wenn es noch möglich, zu heilen durch den Nachweis, daß Wilhelm lebe, durch den unwiderlegbarsten Nachweis vor dem Kranken selbst, und müßte sie auch das Aeußerste dabei wagen. Wie es anfangen, wie ihm beikommen, wie und wo mit Schneckhäuser

sprechen, der sie in der letzten Zeit gänzlich vermieden hatte, oder, wo er ihre Gegenwart ertragen mußte, keine Sylbe von sich gab, darüber und über vieles Andere nachsinnend, vertiefte sie sich, bis der Ruf der Abendglocke sie ermahnte, ihre Schritte dahin wieder zurück zu lenken, wo statt des Grußes der Liebe Vorwürfe, Trübsal und Thränen sie empfingen.

6.

Also stand es in Odenheim, während Wilhelm bereits in den Reihen der großen Armee Napoleons an den Ufern der Donau focht. Einen günstigeren Augenblick, sein Glück im Waffenwerk zu suchen, konnte es gar nicht geben, als gerade der war, in welchem er sich entschlossen hatte, wieder zum Schwerte zu greifen. Der Ausgang des Jahres 1805 zeigte der Welt Napoleon's Feldherrn-Größe in ihrem strahlendsten Lichte; auch haben sein Scharfblick, seine Entschlossenheit, seine Schnelligkeit zur That ihm nie lohnendere Früchte getragen. Es geschah just im September eben dieses Jahres, daß seine durch Europa hin zerstreuten Heeresmassen, wie durch einen Sturmwind von allen Enden zusammen geblasen, mit Einem Male als „große Armee" im Herzen Deutschlands, des heimgesuchten, standen, um jenen Schlag auszuführen, der ihm die Herrschaft über den Continent gab. Die Truppen des Lagers von Boulogne, die unter Bernadotte von Hannover her, unter Marmont von Holland herauf gekommen waren, wußten sich in beispiellosen Eilmärschen zu vereinigen; das Mainthal bei Würzburg war der Sammelplatz; hier standen die zahllosen Regimenter, plötzlich wie aus der Erde gestampft, vor dem Kaiser und harrten seiner Befehle. Hieher hatte Wilhelm, schon in Mainz mit einem Paß und einem Empfehlungs-Brief einer seiner

früheren Vorgesetzten versehen, seinen Weg genommen; hier war er mit dem Range, den er einst als Soldat der Republik bekleidete, in ein Regiment der leichten Reiter des Generals Kellermann aufgenommen worden, und von hier aus nahm er Theil an jenem Siegeszuge der Franzosen, der in der Einnahme Ulms seinen Anfang, in der Schlacht bei Austerlitz sein glänzendes Ziel gefunden hat.

Die Stimmung, in welcher Wilhelm das stille Thal von Odenheim verließ, war ganz die geeignete, um mit Lust ein Alles erschütterndes, Alles in Aufruhr bringendes Wetter sich zusammenziehen zu sehen, um mit wahrem Herzensdrang sich in die wildesten Strudel der Gefahren zu stürzen. Seit jenem Augenblick, in welchem er auf dem Felsenrand des Schemel den zitternden Schreiber vor sich auf den Knieen sah, in welchem er, durch die Noth seiner Lage getrieben, an der Schwelle einer Missethat sich erblickte, von der ihn nur ein Bild der Erinnerung wie ein rettender Genius zurückgehalten hatte, seit jenem Augenblick kannte er keine mächtigere Pflicht, als die, sich dieser heillosen Lage zu entreißen, einzugreifen in das Wirrsal dieser Verhältnisse und den Dingen eine Wendung zu geben, die, glücklich oder unglücklich, den Forderungen der Ehre und der Manneswürde ein Genüge leistete. Seine Scheu vor den Waffen war gewichen; der Kampf in offener Feldschlacht, die blutigen Werke des Krieges mit all ihrem schrecklichen Gefolge, was waren sie dem scheußlichen Verbrechen gegenüber, welches er zu vollbringen in Begriff gestanden hatte? Wie spornte es ihn, all das Gewebe des Truges, in welchem er bis jetzt wie gefangen gelegen hatte, zu zerreißen, an das Sonnenlicht zu treten und mit dem blanken Stahl die hemmenden Schranken zu zerhauen, um einen Preis zu

gewinnen, für den keine Anstrengung, keine Gefahr, kein Wagniß zu groß war! In solcher Stimmung hatte er die Kutte, die ja doch nur eine erborgte war, mit dem Waffenrocke vertauscht und den Augenblick ersehnt, der ihm Gelegenheit gäbe, hervor zu holen, was von Kraft in ihm lebte, um es mit Freudigkeit in die Wagschale des Schicksals zu werfen.

Die Nacht nach der Scene auf dem Felsenrand hatte er unter solchen Entwürfen ruhelos zugebracht, am frühen Morgen die Klause verlassen und zu Langenheim, als er den Brief an Fränzchen zur Bestellung übergab, zum letzten Mal die Rolle des Einsiedlers gespielt. Tief schmerzte es ihn, daß er der Geliebten nicht mehr Aug' in Auge Lebewohl sagen konnte, ebenso, daß ein weiterer brieflicher Verkehr theils nicht rathsam, theils auch unmöglich schien, da er wußte, daß alle mit der Post im Hause des Capitäns ankommenden Briefe auf dem Bureau abgegeben wurden und durch Schneckhäuser's Hände gingen, und voraussah, daß der beginnende Krieg den Postlauf gänzlich unterbrechen werde. Daß Schneckhäuser den ihm geleisteten Eid halten werde, dafür hatte er ebenfalls keine Bürgschaft; doch war es ihm wahrscheinlich, da gerade das Geheimniß seines gänzlichen Verschwindens und die Ungewißheit der Welt über seinen Aufenthalt die Furcht vor ihm in dem Schreiber eher mehren als mindern mochte. Eine Bürgschaft, aber ein felsenfestes Vertrauen hatte er, das hob ihn hoch empor über alle diese Sorgen; es war das Vertrauen in die unwandelbare Liebe und Treue Fränzchen's. — —

Napoleon gestattete seinen versammelten Scharen kaum die Frist des Aufathmens; urplötzlich stand er im Rücken seiner Gegner, die ihn ihm Angesicht erwarteten; der Erfolg

krönte das Wagniß, weiter rollte sein Siegeswagen, und es geschahen jene Heldenthaten, die auf den Blättern der Weltgeschichte als unübertroffen verzeichnet sind, wenn auch, wie von ihren Folgen, einer frevelvollen Völkerknechtung, so von ihrem Beweggrund, der Herrschbegier eines Welt-Tyrannen, der Blick der Menschheit düster sich abwendet.

Bekannt ist, daß in der Drei-Kaiser-Schlacht, während Marschall Soult auf dem rechten Flügel der Franzosen die Höhen von Pratzen eroberte und die Russen und Oesterreicher nach dem Schlosse Austerlitz hin verfolgte, Lannes seine Divisionen, denen Kellermann's Brigade leichter Reiterei zugetheilt war, auf dem linken Flügel zu beiden Seiten der Straße von Olmütz vorgehen ließ; daß durch ein geschicktes Manöver Kellermanns die vorgeschickten Ulanen des Großfürsten Konstantin in ein für die Russen verderbliches Reitergefecht verwickelt wurden, wo in furchtbar verworrenem Getümmel Mann gegen Mann mit beispielloser Hartnäckigkeit kämpfte, und daß dadurch auch auf dieser Seite das Treffen eine für die Franzosen günstige Wendung bekam. Hier war es, wo unserem Freunde zum letzten Mal in diesem Feldzuge die Gelegenheit und zwar die ausgesuchteste sich darbot, das Wort, welches er sich selbst gegeben hatte, zu lösen. Er nahm sie getreulich wahr. Nach der Entwirrung der Kampfeswolke befand er sich unter den Schwerverwundeten. Ein Lanzenstich hatte ihm die Backe geschlitzt vom Munde bis zum Auge hin und war Ursache, daß von ihm die begeisternden Worte nicht vernommen werden konnten, die Napoleon nach der Schlacht seinem Heere zurief: „Soldaten! Ihr habt nur zu sagen: Ich war bei der Schlacht von Austerlitz, damit man Euch antworte: Das ist ein Tapferer!“ Aber was er, wie vorher, so heute

geleistet, war nicht unbemerkt, nicht unbelohnt geblieben. Kellermann selbst hatte dem muthigen Landsmann sein Wohlwollen geschenkt, und die sorgfältige Pflege, die ihm unter den Händen der Chirurgen im Lazareth zu Theil wurde, war durch seine rasch erfolgte Ernennung zum Chef einer Escadron aufs förderlichste unterstützt worden; dennoch blieb die Genesung lange zweifelhaft.

Fränzchen eine Nachricht von sich zu geben war Wilhelm weder im Stande vor seiner Verwundung, noch während der langwierigen, schmerzhaften Cur, die er durchzumachen hatte; eben so wenig konnte zu ihm eine Botschaft von der Geliebten bringen. Die Nachrichten vom Triumph der großen Armee flogen durch die Welt. Die Unterhandlungen zu Preßburg schenkten Deutschland einen kurzen, schwach verbürgten Frieden. Diesseits der Alpen ruhten die Waffen, Napoleon's Scharen zogen zurück, und alsbald hallten die Ufer des Rheines wieder von dem Jubel der heimkehrenden Sieger. Die Beurlaubten suchten die Heimath auf und ruhten aus, wenn auch nur kurze Frist, im Schooße der Ihrigen von den Strapazen, denen sie hingegeben waren. Das machte dem hart Erkrankten, von allem Verkehr mit der Welt unnachsichtlich Ausgeschlossenen das Herz schwer, daß ihr, die jetzt fast hoffnungslos seiner harren mußte, solches Leid bereitet wurde. Wie mochten die Sieges-Botschaften sie mit Freude erfüllt, durch Vertrauen gehoben haben, aber wie muß trübe ihr Blick sich senken, der jetzt umsonst ihn sucht unter den Heimkehrenden! O, welche Qual vergeblichen Harrens und Hoffens erfüllt ihre einsamen Tage! Welchem Kummer wird ihr süßes Leben zur Beute! Wird sie seinen Namen auf den Listen der Verwundeten finden? Wird sie ihn todt glauben und ihre Liebe wie einen flüchtigen Traum zu vergessen suchen? — —

7.

An einem Samstag Nachmittag im Mai des Jahres 1806 hatte sich wieder eine ansehnliche Zahl der Bewohner Odenheims in dem unseren Lesern bekannten Backhause eingefunden. Samstags pflegte die Gesellschaft vorzugsweise stark besucht zu sein, weil am Ende der Woche der Landmann, in jener Gegend wenigstens, die Feierstunde etwas früher eintreten läßt und weil die auf die Sonntags-Kuchen zu verwendende Sorgfalt Vielen eine Veranlassung mehr gab, sich um den Bäcker Stephan zu versammeln. Bereits waren die wichtigsten Tages-Ereignisse verhandelt, und die Sonne stand schon ziemlich tief, als Philipp Nohl, der Sohn des alten Oberschulzen, eintrat und dem Gespräch eine neue Wendung gab.

Laß mich an die Kohlen, Liese, und schimpf mir nicht mehr übers Rauchen; heute habe ich einmal recht gesehen, wofür es gut ist! sagte er zu einer vor ihm stehenden Bäuerin, seine Tabakspfeife ausklopfend und von Neuem stopfend. Ohne diese da, wobei er auf die Pfeife deutete, hätte ich's heute drunten in der Flur nicht ausgehalten. Unser Stück liegt noch nicht einmal so nahe an der Einsiedel, und doch drang der Duft von der dortigen Fabrik, die seit vorgestern im Gang ist, so wohlriechend an mich heran, daß ich nicht weiß, wie es die auf dem Felde aushalten wollen, die näher daran liegen oder gar keinen Tabak rauchen.

Das kommt alles daher, antwortete ihm einer der Bauern, daß wir mit Langenheim vereinigt sind. Hätten wir noch unsere eigene Mairie, ging's anders! Der Capitän war keiner von den Eifrigsten, aber das hätte er nicht zugegeben, daß der Gemeinde auf ihrer Flur die Luft verpestet würde. Die Langenheimer lachen uns aus, denn drunten, wo die pflügen, ist das Thal offen und der Luftzug anders.

Nein, es kommt daher, warf der Bäcker ein, daß keiner von Euch Großhänsen allen dem Fabrikanten aus der Stadt damals, als die Einsiedel versteigert wurde, durch ein höheres Gebot einen Riegel vorschob. Jetzt geschieht es Euch recht, daß er Euch die Salmiakhütte vor die Nase gesetzt hat.

Und Ihr solltet einmal sehen, sagte Philipp weiter, wie es heute auf der Einsiedel aussieht! Der Rasenplatz ist voll Gruben, das Buschwerk drumherum meist niedergehauen, der Garten, den Bruder Wilhelm so prächtig im Stand hatte, liegt ganz verwüstet; die Glocke, die Bilder, alles das ist fort, die Kirche sitzt voll Holz, und die Fensternischen sind nächstens von Dornen und Nesseln überwachsen. Man wird ganz betrübt, wenn man sich daran erinnert, wie das sonst war.

Es geht ja in Odenheim mit Allem so! nahm Frau Reimann, die Gattin des Feldschützen, dem Redenden Beifall schenkend, das Wort; da betrachtet einmal Capitäns Haus und den Garten! Sollte man denn glauben, daß in der kurzen Zeit, welche Capitäns fort sind, Alles so hätte in Verfall gerathen können? Es scheint der alte filzige Peith hat es seinem Pächter zur Pflicht gemacht, Alles äußerlich recht in Unstand kommen zu lassen, um der Welt beizubringen, daß bei dem Gute nichts herauskäme.

Nicht wahr, Frau Reimann, als Ihr noch darauf wirthschaften halft, kam mehr dabei heraus? Das waren andere Zeiten! fiel der Bäcker Stephan stichelnd ihr in die Rede.

Ihr braucht nicht zu spotten, Ihr am wenigsten, Stephan, antwortete Frau Reimann, denn Ihr hattet damals in einer Woche mehr mürbe Bretzeln zu backen, als jetzt in einem ganzen Jahre. Mögen Capitäns gewesen sein, wie sie wollen, aber für das Dorf und besonders für die armen Leute war es kein Glück, daß es so mit ihnen

geendet hat. — Hört man doch kein Sterbenswörtchen darüber, wie es ihnen denn geht! Ob er da droben in dem Elsaß, oder wie sie's nennen, für sich und seine Familie Brod gefunden hat, wer weiß es denn?

Eine Greffier-Stelle, heißt es, hätte er ja bekommen auf besondere Verwendung alter Freunde, bemerkte einer der Bauern dazwischen.

Mich dauern nur die Kinder, und, ach, das Fränzchen, das Fränzchen! fuhr Frau Reimann fort, die auf ihr Lieblings-Capitel gekommen war; so war noch Keine, und so gibt es auch Keine mehr! Daß sie von den Eltern und Geschwistern weg mußte, das hat ihr schier das Herz gebrochen.

Ei, bei ihrer Tante, die noch eine wohlhabende Frau sein soll, mag sie's besser haben, als bei ihren Eltern. Sie konnte noch froh sein, daß sich die ihrer angenommen hat, wurde entgegnet.

Nein, sagte Philipp, der junge Rohl, Frau Reimann hat Recht. Ich habe sie damals ja selbst auf dem Schlitten ins Gebirg zu ihrer Tante gefahren und gesehen, wie sie sich anstellte, als sie von ihren Eltern und Geschwistern Abschied nahm. Es war kurz vor Weihnachten, und Ihr wißt, was wir da für eine Kälte hatten und wie tief der Schnee lag; acht Stunden blieben wir unterwegs, wie wacker auch mein Fuchs in den Schnee hieb; aber nichts hat sie den ganzen Tag zu sich genommen; es wäre ihr nicht kalt, sagte sie, und so warm gekleidet war sie doch auch nicht. Als wir an Winzweiler vorbei waren, da kam der junge Peith im Galopp nachgesprengt und bot ihr einen dicken Pelz an; sie wollte ihn nicht nehmen, da warf er ihn in den Schlitten und rief: Der Fuhrmann kann ihn ja morgen mit zurückbringen! aber daß er mir ihn nicht verliert! Weiter sagte

er nichts und jagte wieder heim. Die Tante empfing uns nachher mit der größten Freude und gab ihr die besten Worte, aber sie wäre am anderen Morgen wieder mit mir hieher zurückgekehrt, wenn die Tante sie nicht fast mit Gewalt dort gehalten hätte. Nun, es war gut, denn vierzehn Tage später ging's hier an's Auktioniren und Auswandern.

Und nun, fügte Frau Reimann hinzu, nun vertrauert sie da droben in dem rauhen Gebirge bei der einsamen alten Tante, abgeschnitten und ausgeschlossen von aller Welt! Löb, der dorthin handelt, hat sie kürzlich ja gesehen; abgehärmt, sagte er, und kummervoll sähe sie aus. Könnt Ihr Euch das Fränzchen kummervoll denken.

Fränzchen hat's nicht besser verdient, wenn es wahr ist, daß der junge Peith um sie angehalten und sie ihn abgewiesen. Hätte sie den genommen, dann kam Alles anders! äußerte einer der Anwesenden.

So? also Fränzchen, die den jungen Peith nun einmal nicht mochte, hätte für den Fehler der Eltern büßen sollen? warf der Bäcker mit Wärme ein; und besser wäre es doch nicht gekommen, als es kam, fuhr er eifrig fort; die hiesige Mairie wäre so wie so eingegangen; die Familie Barbelstein hätte bei dem alten Peith, dem ja doch Alles schon verschrieben war, das Gnadenbrod essen müssen, und war der alte Filz todt, dann hatten sie's nicht besser, denn der junge — nun wartet nur noch ein paar Jährchen — der junge wird noch schlimmer, als der Alte. Nein, Fränzchen wußte, was sie that; sie war für alle die zu gut, für den jungen Peith, wie für den Schneckenhäuser, dem Ihr sie ja auch einmal hattet an den Hals werfen wollen.

Fränzchen hatte es nicht besser verdient? nahm Frau Reimann lebhaft wieder das Wort; um den Schnecken-

häuser allein hat sie den Himmel verdient! Ohne sie wäre der noch heute verrückt! Mehr als hundert Mal habe ich's erzählt. Frau Reimann, sagte sie zu mir, gebt auf ihn Acht, und wenn er einmal recht vernünftig ist — er hatte ja manchmal ganz ruhige Zwischenzeiten, — dann sagt mir's. Ich that so. Da ging sie zu ihm, sagte aber, ich sollte vor der Thür stehen bleiben. Vor der Thür lauerte ich und hörte deutlich, wie sie ihn sanftmüthig anredete. Dann sprach sie ganz leise; ich weiß nicht, war es so irgend ein Spruch, was sie sagte, oder brauchte sie Sympathie; dann kam sie wieder heraus, und von dieser Zeit an war der Schneckenhäuser ein anderer Mensch, und es kam einem grade vor, als hätte sie den bösen Geist von ihm weggebannt. Darauf verfiel er in die hitzige Krankheit, worin ich ihn ja während der ganzen Zeit bis er wieder gesund war, allein gepflegt habe. So viel bleibt ausgemacht: hat es ihm der wandelnde Sergeant angethan, so hat ihn Niemand anders als Fränzchen wieder curirt.

Er ist aber immer noch trübsinnig, fiel ihr Einer in die Rede.

Trübsinnig, das kann man eigentlich nicht sagen, entgegnete Frau Reimann; er ist still und bekümmert sich um nichts, als um seine Arbeit, und von all den Raupen, ich meine von der Hoffahrt und dem Großthun, die er sonst an sich hatte, könnt Ihr keine Spur mehr an ihm merken. Der Maire von Langenheim, sagt mein Mann, hätte gesagt, daß er nie einen bessern Mairie-Schreiber gehabt hätte. Wenn Fränzchen nicht war, jetzt säße er wahrscheinlich in einem Irrenhause.

Frau Reimann erfreute sich einer ungetheilten Beistimmung ihrer Zuhörer und holte aus zu weiteren Erörte-

rungen, als der alte Oberschulz von der Straße her über die angelehnte untere Hälfte der Hausthür ins Backhaus sah.

Ihr sitzt da und plaudert, rief er hinein, und Keiner träumt sich's was ihm Dorfe vorgeht!

Im Dorfe vorgeht? Erschreckt uns nicht! Was gibt's denn? scholl's ihm entgegen.

Capitäns Fränzchen ist hier!

Bei diesem Worte fuhren Alle wie mit einem Schlage von ihren Sitzen empor, es gab ein wirres Durcheinander, Kuchen und Geräthschaft wurden im Stich gelassen. Wen man nennt, der kommt gerennt! rief der Bäcker, schleunigst sein Camisol anziehend; Jeder drängte nach der Hausthür. Macht Ihr Flausen, Oberschulz, oder ist's wahr?

Das Fränzchen ist hier, bekräftigte der Alte, und ihr Bruder Joseph, der Cadett, und ihr Mann, ein französischer Capitän, der aber Deutsch spricht, wie Wasser! Ihr braucht nicht so zu laufen! Dort unten seht Ihr ja den leeren offenen Wagen stehen vor dem Hirsch, wo sie eben eingekehrt sind, um ein Viertelstündchen zu rasten. Habt nur Geduld, sogleich werden sie wieder herauskommen!

Die Bewegung stockte, obgleich die Unruhe sich steigerte. Fragen folgten auf Fragen, besonders nach Fränzchen's Mann, dem französischen Capitän. Der Oberschulz trat ins Backhaus und erzählte; während dessen aber flogen bei jedem Geräusch die Blicke Aller durch die offene Hausthür die Straße hinunter nach dem Hirsch.

Schon über eine Stunde sind sie hier, berichtete der Oberschulz; vor dem Dorfe auf dem Weg von Winzweiler trafen sie mich. Sie kommen von der Tante, wo gestern die Hochzeit war, und sind auf der Reise nach dem Elsaß, um die Eltern zu besuchen. Ich kannte sie erst gar nicht, bis

mir das Fränzchen zurief; und wie ich zu ihnen trat, hielten sie an und stiegen aus. Fränzchen, frisch und wohlgemuth wie sonst, faßte mit zwei Händen meine Hand. Oberschulz, kennt Ihr auch den Joseph noch? sagte sie, und da stand er vor mir, von Gesicht fast noch der Nämliche, aber von Wuchs schmal aufgeschossen, einen Kopf höher, als mein Philipp. Und dieser da, sagte sie, ist mein Mann, der Capitän Fürstenwald! Donner und Blitz! Da machte ich erst die Augen auf! Der sieht martialisch aus, hat einen Schnurrbart von dem einen Ohr bis zum anderen und eine Schmarre überm Gesicht, als wenn eine Pflugschar sie gerissen hätte! Aber stolz ist er nicht, und Fränzchen — das hatte ich gleich weg — kann ihn um einen Finger wickeln. Nun erzählte sie mir denn Alles. Der Capitän Fürstenwald wäre mit ihrem Bruder auf Urlaub zur Tante gekommen und da hätte es sich gemacht; ihren Eltern ginge es gut; heute Morgen wären sie von der Tante weggefahren, sie nähmen ihren Weg über Odenheim, weil sie es noch einmal sehen und auch ihrem Manne zeigen wollte, sagte sie, und ich sollte sie doch begleiten. Nun gingen wir ums ganze Dorf und an allen Ecken herum. Als wir an ihr Haus kamen, da wurde sie traurig, weil es so verlassen und verkommen aussah; hineingehen wollte sie nicht. Aber unter den Ulmen an der Gartenmauer war sie wieder lustig und trieb mit ihrem Manne Narrenspossen, daß er mit dem Finger drohte. Joseph wußte noch genau, wo man über die Mauer springen konnte, er setzte hinüber und brachte ihr eine Nägelsblume aus dem Garten, die sie noch vorstecken hat. Nach Jedermann im Dorf erkundigte sie sich und hörte nicht auf über Alles mich auszufragen. Aber Zeit hatten sie nicht viel, denn sie wollen noch heute in der Stadt über Nacht

bleiben und auf dem Umweg durch die Flur dahin fahren an der Einsiedel vorbei, weil dieser Weg schöner wäre.

Da kommen sie! Da sind sie! erscholl es jetzt wie aus Einem Munde, und im Nu war das Backhaus des Bäckers und aller seiner Gäste ledig.

Es war kurz vor einbrechender Nacht; schon längst hatte sich eine Anzahl anderer Dorfbewohner, Jung und Alt und Groß und Klein, um den Wagen in gespannter Erwartung versammelt. Aus dem Wirthshause traten die Reisenden, Fränzchen, die Neuvermählte, auch heute, wie sonst, weiß gekleidet, ihr schlanker Bruder in glänzender Uniform, Capitän Fürstenwald, eine männlich kräftige Gestalt, in fester militärischer Haltung. Nach allen Seiten grüßend, von allen Seiten begrüßt, befanden sie sich alsbald mitten im Kreise jener guten alten Bekannten, deren Gesichtszüge, deren Sprache und Gewohnheiten so viele, viele Erinnerungen in ihnen weckten. Mit Worten und Winken und all den Zeichen der Theilnahme, die, je einfacher und kürzer, desto sicherer von Herz zu Herz gehen, thaten sie sich gegenseitig einander so viel Liebes kund, als in die wenigen Augenblicke dieser Begegnung nur hineingedrängt zu werden vermochte. Selbst Fürstenwald, der sich Zurückhaltung vorgeschrieben hatte und mit einiger Scheu betrachtet wurde, konnte sich's nicht versagen, Manchem mit einer Herzlichkeit die Hand zu schütteln, die in seiner zehnjährigen Bekanntschaft mit ihm begründet war, von dem unbefangenen Landmann aber als ein natürlicher Erguß der augenblicklichen Stimmung hingenommen und erwiedert wurde. Fränzchen bemerkte es; sie verbarg ihre Rührung hinter die freudigen Dankesäußerungen auf alle die Glückwünsche, die sie empfing. Doch da der Willkomm ja zugleich auch ein Abschied war, so mischte sich auch manche Thräne in den Jubel der Freude.

Schon war man im Begriff einzusteigen, als Reimann, der Feldschütz, der jetzt erst von seinen pflichtmäßigen Streifzügen heimgekehrt war, mit gewaltigen Schritten daher hinkend, durch die Menge sich Bahn brach, vor den Fremden angelangt aber zögernd stehen blieb, da er seiner Eilfertigkeit sich schämen zu müssen glaubte. Augenblicklich hatten ihn die Drei in ihrer Mitte, die sich schon längst vergebens nach ihm umgesehen, und die letzten Minuten ihres Aufenthaltes in Odenheim waren dem verständigen, ehrenfesten Hüter der Flur gewidmet. Seine Verlegenheit wich rasch dem ungekünstelten Ausdruck der Freude über alles, was er vernahm, und mit der ihm eigenen treuherzigen Freimüthigkeit beantwortete er alle an ihn gerichteten Fragen.

Schon saßen sie im Wagen, da ging er noch einmal an sie heran, blickte dem Capitän, so gut die Dämmerung es zuließ, scharf ins Auge, dann sah er mit sonderbarer, bedeutungsvoller Miene Fränzchen an, drückte Beiden noch einmal recht innig die Hand und trat wieder zurück.

Dahin rollte der Wagen. Viele eilten unter fröhlichem Zuruf neben ihm her bis vors Dorf. Reimann aber blieb stehen; mit dem rechten Arm auf seinen Spieß gelehnt, den Zeigefinger der Linken auf den Mund haltend, sah er ihnen nach, wie eine Bildsäule stumm und unbeweglich.

Kreuznach, Buchdruckerei von L. A. Pütz.